

Richard Wolfram

Brauchtum und Volksglaube in der Gottschee

Wien 1980

Österreichisches Museum für Volkskunde

Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde

Gegründet von Leopold Schmidt
Herausgegeben von Klaus Beitl

Band XIX

Brauchtum und Volksglaube in der Gottschee

Von
Richard Wolfram

WIEN 1980

IM SELBSTVERLAG DES ÖSTERREICHISCHEN MUSEUMS FÜR VOLKSKUNDE

Brauchtum und Volksglaube in der Gottschee

von

Richard Wolfram

Mit 3 Karten und 12 Notenbeispielen

WIEN 1980

IM SELBSTVERLAG DES ÖSTERREICHISCHEN MUSEUMS FÜR VOLKSKUNDE

Entwurf des Buchumschlages: Hans Hofmann & Kraner

Die Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde erscheinen mit Unterstützung des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung

Alle Rechte vorbehalten

Kommissionsverlag: Ferdinand Berger, Wiener Straße, A-3580 Horn (Niederösterreich)

Redaktion und Verwaltung:
Österreichisches Museum für Volkskunde

Direktion: Dr. Klaus Beitl
A-1080 Wien, Laudongasse 15—19 (Österreich)

Druck: Friedrich Jasper, A-1030 Wien, Tongasse 12 (Österreich)

Inhalt

VORWORT 9

I. DIE GOTTSCHEER UND IHRE LEBENSGRUNDLAGE 15
1. Das Land 15
2. Die Landwirtschaft 17
3. Zusätzliche Erwerbsquellen 19
4. Handel und Hausindustrie in den Aussagen der Gottscheer 21

II. ACKERSEGNEN UND WACHSTUMSBRÄUCHE 24
1. Vorbemerkungen 24
2. Arten der Wachstumsbräuche 25
3. Segensübertragungen auf das Saatgut zu Weihnachten und im Fasching 26
4. Vorbildhandlungen 27
5. Aussaat 28
6. Ackerzeichen 29
7. Feldmessen, Prozessionen 30
8. Ackersegnen zu Sonnwend 32
9. Abwehr, Ackerkrönen 34
10. Gewitter 36
11. Bestohlener Acker 36
12. Zusammenfassungen, Vergleiche 39

III. DIE BÄUERLICHE ARBEIT 43
1. Vorbemerkungen 43
2. Glaubensvoraussetzungen 43
3. Winterbeginn 45
4. Schweineschlachten 45
5. Holzarbeit 46
6. Mistausführen 46
7. Pflügen 46
8. Säen 47
9. Mais und Kartoffeln setzen 47
10. Rüben 48
11. Wiesen putzen, Bergwiesen rechen 48
12. Jäten, Kukuruzarbeit 49
13. Wegmachen 49
14. Mähen, Heuen 50
15. Getreideschnitt 52
16. Dreschen 53
17. Vieh und Viehhüten 54
18. Hirse 57
19. Farnkraut schneiden 58
20. Maisernte 58

21. Krauteintreten 59
22. Rübenstoßen 60
23. Obsternte, Mosten, Branntweinbrennen 60
24. Wein 61
25. Flachs, Spinnen 61
26. Vergleiche 61

IV. DIE SCHÖPFERLEIN, GOTTSCHEER VOLKSGLAUBE VON DEN SCHICKSALSGESTALTEN 65
1. Vorbemerkungen 65
2. Die Erzählungen von den Schöpferlein 65
3. Erläuterungen, Vergleiche 69

V. LEBENSANFANG, GEBURT UND KLEINKIND 76

VI. BURSCHENZEIT 84

VII. VOM SINGEN IN DER GOTTSCHEE 87

VIII. DIE VOLKSTÄNZE IN DER GOTTSCHEE 95
1. Reigen 95
2. Der „Steirische“ 96
3. Der „Achter“ 97
4. Gesellige Paartänze 97
5. Gebärdentänze 99
6. Geschicklichkeitstänze 100
7. Tanzspiele 100

IX. DIE HOCHZEITSBRÄUCHE 102
1. Einleitung 102
2. Gesamtschilderungen 102
3. Werben („Barwn“) und Vorbereitungen 109
4. Das Kränzleinbinden („Kranzlaishpintn“) 112
5. Vor und nach der Trauung 116
6. Mahl und häusliches Fest 125
7. Im neuen Heim, Ausklang 127
8. Einige Vergleiche 130

X. LEBENSABSCHLUSS. TOD, BEGRÄBNIS, SEELENPFLEGE 136

XI. DIE FASCHINGSBRÄUCHE 147
1. Vorbemerkungen 147
2. Einige Gesamtschilderungen der Faschingsbräuche 148
3. Besondere Tage 153
4. Die Masken und ihr Tun 154
5. Wachstum und Fruchtbarkeit 156
6. Andere vorbedeutende Handlungen, Jahresentscheidung 157
7. Das Beseitigen des Alten 160
8. Ehelos gebliebene Mädchen 162
9. Schlußbemerkungen 163

XII. DIE OSTERBRÄUCHE 168
1. Palmsonntag 168
2. In der Karwoche 170

3. Auferstehung 173
4. Die Feiertage 177
5. Zusammenfassungen und Vergleiche 180

XIII. FRÜHJAHR, SOMMER 184

XIV. DIE SONNWENDBRÄUCHE 188
1. Vorbemerkungen 188
2. Zwei Gesamtschilderungen 189
3. Die Feuer und Feuerbräuche 190
4. Der Maibaum 193
5. Pflanzen, Blumenorakel 195
6. Fruchtbarkeit, Ackersegnen 197
7. Einzelmotive 198
8. Zusammenfassungen, Vergleiche 199

XV. DIE WEIHNACHTSBRÄUCHE 206
1. Vorbemerkungen 206
2. Nikolaus, Perchten, Advent 207
3. Eine Weihnachtsschilderung 212
4. Der Hausaltar, Krippe, Christbaum und Weihnachtsgrün 216
5. Der Weihnachtstisch, Gebildbrote 219
6. Fruchtbarkeit, Ackersegnen 224
7. Von Weihnachten bis Neujahr 227
8. Orakel, Träume 229
9. Neujahr 231
10. Dreikönig 235
11. Vergleiche, Schlußwort 236

Vorwort

Dieses Buch enthält meine zehn Arbeiten über das Brauchtum der Gottschee, welche zwischen 1955 und 1977 erschienen.[1] Ihr jeweiliger Untertitel „Bericht von der Brauchtumsaufnahme Gottschee" weist darauf hin, daß meine Gottscheer Forschungen von Anfang an einem bestimmten Plan folgten und sich auf ein Teilgebiet der Volkskultur richteten. Eine notwendige Beschränkung, sollte die Aufgabe für einen einzelnen in absehbarer Zeit und mit der gebotenen Gründlichkeit der heutigen Methoden lösbar sein. Der Volksglaube ist hier nur insoweit mit enthalten, als er mit dem Brauchtum in Verbindung steht. Natürlich schrieb ich z. B. auch von den Sagen ziemlich viel auf, wie sich das ja bei den Gesprächen mit den Gewährsleuten zwanglos ergibt. Doch verfolgte ich diese Linie nicht so umfassend und folgerecht, daß man daraus ein Ganzes formen könnte. Zudem findet sich viel Sagenstoff bereits in der vorangegangenen Literatur. Neu hinzugekommen ist in diesem Buch aber noch ein Kapitel über die Volkstänze sowie über die Frühjahrsbräuche.

Meine Aufsätze gliedern sich fast durchwegs in zwei Teile. Den Kern bildet ein Darstellen des Gottscheer Bestandes zum jeweiligen Thema aus der ganzen Sprachinsel. Dabei verfuhr ich so, daß ich zunächst als Beispiel einige bemerkenswertere Berichte von Gewährsleuten im vollen Wortlaut anführe. Man bekommt ein Bild davon, was einem Gewährsmann in Erinnerung ist. Daran schließt sich das Behandeln der einzelnen Motive des Brauches im zusammenfassenden Überblick aus allen Teilen des Landes.

Den zweiten Teil jedes Aufsatzes bilden Vergleiche mit der engeren und weiteren Umwelt, mit der slawischen Nachbarschaft, mit der österreichischen und deutschen Volkskultur und darüber hinaus. Dabei ergeben sich auch Deutungen. Dieser Aufbau ist auch im vorliegenden Buche beibehalten. Also nicht nur ein fortlaufendes Berichten, sondern in jedem Kapitel auch gleich am Ende ein zergliedernder wissenschaftlicher Teil.

Beim Zusammenordnen der Aufsätze mußte einiges umgebaut werden, Wiederholungen gekürzt, anderes ergänzt werden. Es lag nahe, die verstreuten Einzelabhandlungen zu einem Ganzen zu vereinen, da sie ja das Brauchtum der Arbeit, des Lebenslaufes und des Jahres fast in ihrem gesamten Umfang behandelten. Dies geschieht nun 1980 aus Anlaß des 650jährigen Jubiläums der Gottschee. Vielleicht ist es das letzte, das die heute in der Welt verstreuten Gottscheer in ihrer großen Mehrheit noch bewußt gemeinsam erleben, nachdem auch ihr Kern vor 39 Jahren die Heimat verlassen mußte, in der sie sich mehr

[1] „Die Schöpferlein, Gottscheer Volkglaube von den Schicksalsgestalten", Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen, Salzburg 1955, S. 77—92; „Vom Singen in der Gottschee", Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Bd. 6, Wien 1957, S. 104—203; „Faschingsbräuche in der Gottschee", in: Festschrift f. H. Koren, Zur Kulturgeschichte Innerösterreichs, Graz 1966, S. 122—149; „Ackersegnen und Wachstumsbräuche in der Gottschee", Jahrbuch f. ostdeutsche Volkskunde Bd. 10, Marburg 1966/67, S. 66—96; „Sonnwendbräuche in der Gottschee", ebd. Bd. 13, 1970, S. 104—135; „Die Weihnachtsbräuche in der Gottschee", ebd. Bd. 15, 1972, S. 314—377; „Die Osterbräuche in der Gottschee", in: Beiträge zur Volkskunde Kärntens, Festgabe für Oskar Moser, Klagenfurt 1974, S. 43—67; „Lebensanfang und Lebensabschluß im Brauchtum der Gottschee", Jahrbuch f. ostdeutsche Volkskunde Bd. 17, 1974, S. 244—271; „Arbeit und Arbeitsbrauchtum in der Gottschee", ebd. Bd. 18, 1975, S. 42—87; „Die Hochzeitsbräuche in der Gottschee", ebd. Bd. 20, 1977, S. 7—60.

als ein halbes Jahrtausend behauptet hatten. Mit diesem Buch möchte ich auch meine Jubiläumsgabe darbringen.

Wie kam ich nun zur Gottschee? Bereits am Anfang meiner volkskundlichen Arbeit überhaupt stand alsbald die Feldforschung. Nach einem stichprobenartigen Vertrautwerden mit der Volkskultur meiner engeren Heimat und den Anregungen, welche ich durch jährlich wiederholte Besuche in Skandinavien erfuhr, schwebte mir schon bald eine vergleichende europäische Forschung vor. Die Probe aufs Exempel war zunächst das Verfolgen eines einzigen Themas erst im deutschen Sprachraum und dann in unserem ganzen Erdteil. Es galt den Schwert- und Reiftänzen und den sie tragenden Zusammenschlüssen von Männern.[2] Im Laufe dieser Arbeit fuhr ich im Winter 1929/30 in die noch aus dem Mittelalter stammende Kremnitz-Probner-Sprachinsel in der Slowakei. Das Ergebnis übertraf alle Erwartungen, ich konnte zwölf Varianten des Schwerttanzes und einen Reiftanz aufzeichnen. Das öffnete mir den Blick dafür, welche volkskundlichen Schatztruhen diese in anderer Umwelt lebenden Außensiedlungen unseres Volkes darstellten, zumal wenn es sich um größere und alte Siedlungen handelte. Sie spiegeln in vielen Zügen eine Welt, die bei uns bereits der Vergangenheit angehörte, dort aber noch erlebbar war. Dabei sind die Sprachinseln aber keine bloßen Einbahnstraßen in die Vergangenheit. Eine oft sehr andere Natur, in welche diese Menschen versetzt worden waren, andere Lebensbedingungen und schließlich die Kultur und Wirtschaftsweise der umgebenden Völker verlieh dem Sprachinseldeutschtum andere Farbtöne. Bewahren und Entwicklung verschmolz zu einem neuen Mosaik. Nicht selten bedeuteten diese Berührungszonen im gegenseitigen Anregen auch eine Steigerung der Volkskultur aller Beteiligten beim Geben und Nehmen, ohne daß der Kern ausgelöscht wurde. Sehr deutlich wurde mir das z. B. in Siebenbürgen.

Unter den Sprachinseln aus alter österreichischer Wurzel waren es zwei Gruppen, die in meinen Augen von einem besonderen Schimmer umgeben waren. Die eine waren die das sogenannte „Zimbrische" sprechenden Dörfer im Trienter Bergland und nördlich von Verona. Ihre Kultur wurde zuletzt von Bruno Schweizer untersucht. Sein nachgelassenes vielbändiges Manuskript über die „Zimbrische Volkskunde" ruht leider noch ungedruckt beim Deutschen Sprachatlas in Marburg. Ich selbst konnte von diesen Sprachinseln nur die Sieben Gemeinden, Lusern und das Fersental kennenlernen, meine Aufzeichnungen aus Palai und Florutz erschienen 1948.[3]

Der zweite, mich besonders anziehende Bereich war die Gottschee. Man hatte die Ballade von der „Meerarin" im Ohr, in der man einen Nachklang der mittelhochdeutschen Gudrunsage erblickte. Man kannte aus verschiedenen Veröffentlichungen von K. J. Schröer aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts,[4] vor allem aber aus dem großen Buche von Adolf Hauffen,[5] Teile eines Liederschatzes, der in seiner Eigenart einmalig war und Licht auf die Frühgeschichte des mitteleuropäischen Volksgesanges warf. Was darüber hinaus noch bei Hauffen und Wilhelm Tschinkel[6] besonders an Sagen und Volkserzählungen zusammengetragen war, rundete das Bild einer großartigen Kulturlandschaft. Was Wunder, daß ich schon lange den Wunsch hatte, diese so weitgehend in sich geschlossene Landschaft selbst kennenzulernen.

---

[2] R. Wolfram, Schwerttanz und Männerbund, Kassel 1936/37.

[3] R. Wolfram, Brauchtum und Volksglaube im obersten Fersentale (Palai, Florutz), in: Beiträge zur Volkskunde Tirols, Festschrift f. H. Wopfner, Schlern-Schriften Bd. 53, Innsbruck 1948, Bd. 2, S. 299—326.

[4] Vor allem K. J. Schröer, Wörterbuch der Mundart von Gottschee, Wien 1870.

[5] A. Hauffen, Die deutsche Sprachinsel Gottschee, Graz 1895.

[6] Wilhelm Tschinkel, Gottscheer Volkstum, Gottschee 1931.

Die letzte Gelegenheit dazu bot sich mir in zwei Herbstwochen des Jahres 1941. Nach einer mehr als 600jährigen Geschichte stand die Gottschee vor der Räumung, denn der südlich von Laibach an der Grenze zwischen Slowenen und Kroaten gelegene Außenposten sollte im Zuge der großen Umwälzungen des Zweiten Weltkrieges an das deutsche Gebiet herangeholt werden; das bisherige Gebiet beanspruchten die Italiener.[7] Ich konnte, wenn auch zum Teil schon unter Schwierigkeiten, noch durch die großen Talbecken dieser Landschaft fahren und sehen, was dieser Neustamm im Laufe der Geschichte aus diesem Urland gemacht hatte und wie er dabei doch immer noch eingebettet war in eine gewaltig gebliebene Natur, inselhaft zwischen Bergzügen und dem grünen Meer unbezwungener Wälder und ihrem Getier. Weltentrückt lagen die Dörfer und Weiler verstreut und versteckt und das Land als ganzes fern von allen Hauptverkehrslinien; alles auf sich gestellt. Ich begann zu verstehen, daß die Sprachwissenschaft selbst in diesem umgrenzten Raum sechs oder sieben Untermundarten feststellen konnte. Wie aber, wenn dergleichen auch für die übrige Volkskultur Geltung hätte? Eine Frage, die noch niemandem gekommen war.

Als ich in die Gottschee fuhr, dachte ich, alles volkskundlich Wesentliche stünde bereits in den Büchern von Hauffen und Tschinkel, zumal Tschinkels Buch die Ernte aus 27jähriger Arbeit im Lande selbst war. Neues Forschen könnte höchstens ergeben, wie viel von dem hier Veröffentlichten noch lebendig und was schon versunken war. Nun aber war die Frage nach einer Regionalgliederung der Volkskultur geweckt. Ich begann also und stieß gleich zu Anfang darauf, daß Hauffen und Tschinkel keineswegs im ganzen Lande gesammelt hatten, sondern nur in einzelnen Gegenden. Ein großer Teil der Sagen, welche bei Tschinkel abgedruckt sind, stammt z. B. von einer einzigen Gewährsfrau, der 1827 geborenen Magdalena Stampfl. Es ist eine merkwürdige Fügung, daß ihre Enkelin auch eine meiner Gewährsfrauen wurde und ich durch sie auch über diese wichtige Quelle Tschinkels Näheres erfuhr.[8] Zu meiner Überraschung fand ich gleich bei den ersten Probebefragungen so viel Neues und in der Literatur Unbekanntes, daß mir klar wurde, eine Gesamt-Bestandsaufnahme, zumal mit modernen Methoden und Fragestellungen, wäre dringend geboten. Es mußte eine flächenhafte Befragung sein, sollten die vermuteten unterschiedlichen Landschaften hervortreten. Bei meinen Vorgängern standen Lied und Volkserzählung im Vordergrund des Interesses. Ich wählte das Brauchtum. Hier war am meisten Neues zu erwarten, am ehesten auch örtliche Besonderheiten.

Ein solches Großunternehmen konnte nicht in wenigen Wochen durchgeführt werden. Auch war alles schon von Aufbruchsstimmung überschattet, die Umsiedlung stand vor der Türe. So befragte ich als Stichproben sieben Ortschaften in verschiedenen Teilen der Sprachinsel.[9] Ferner gab ich einen Fragebogen an die Lehrer in mehreren Orten aus. Meine Vermutungen bestätigten sich, es gab offenbar landschaftliche Unterschiede. Und außerdem hielt ich schon nach diesen wenigen Proben kostbare Funde in Händen.

Aber es ging nicht weiter. Mich riefen die Wiener Pflichten, die Gottscheer waren mit dem Versuch beschäftigt, in der ehemaligen Untersteiermark eine neue Heimat zu

---

[7] K. H. Podlipnig, Wirtschaftsgeschichte der deutschen Sprachinsel Gottschee, Diss. Innsbruck 1968, S. 158—170: Umsiedlung und Ende von Gottschee.

[8] Die Großmutter konnte weder lesen noch schreiben, soll aber klug wie ein Advokat gewesen sein. Auch ihre Enkelin, meine Gewährsfrau Magdalena Schusterschitz aus Göttenitz, war eine ungewöhnliche Frau und glänzende Erzählerin, die nicht nur für ihre eigenen Kinder als Näherin getreulich sorgte, sondern auch für die Waisen ihres Bruders, und dabei ihr Augenlicht so opferte, daß sie abends nichts mehr sieht. Aber sie hat innere Gesichte und Träume und weiß ausgezeichnet Bescheid in der Überlieferung. Durch sie kann man vieles bei Tschinkel lokalisieren. Dies nur als ein Beispiel für die Menschen, deren Welt sich einem nun erschloß.

[9] Ebental, Altlag, Masereben, Morobitz, Grafenfeld, Hohenegg und Ober-Mösel.

bauen. Kaum unter unzureichenden und enttäuschenden Bedingungen begonnen, schon bedroht durch Partisanen und näherrückendes Kriegsgeschehen. Nach dreieinhalb Jahren war das Zwischenspiel zu Ende. Viel zu spät erhielten sie die Erlaubnis zur Flucht, die Partisanen holten ihre Trecks ein, einige Bahnzüge, die bis Wiener Neustadt gekommen waren, leiteten die Russen wieder zu den Jugoslawen zurück. So kam die gesamte Bevölkerung der Sprachinsel unter die Räder, verlor ihre Habe und erlitt schwere Verluste an Menschen. Viele überlebten die Gefangenenmärsche, den Hunger und das Todeslager Sterntal nicht. Volk an der Grenze, Volk jenseits der Grenze, Schicksalsketten durch die Jahrhunderte seit den Türkenzeiten. Von den 14.000 Gottscheer Umsiedlern retteten sich etwa 10.000 nach und nach herüber nach Österreich.

Hier lebten sie in Lagern, hauptsächlich in der Steiermark und in Kärnten. Die schwierigen Verhältnisse auch dort und die Verlockung, den schon vor Jahrzehnten nach Amerika ausgewanderten mehr als 20.000 Gottscheern zu folgen, trieben zu erneutem Aufbruch. 1953 erreichten mich Alarmnachrichten: die Gottscheer wandern ab, schon sind kaum mehr als 1000 in den Lagern zurückgeblieben! Wollte man von ihrer Volkskultur noch festhalten, was festzuhalten war, gab es keine Minute zu verlieren. In den Vereinigten Staaten, wohin der größte Teil ging, mußte die alte Überlieferungswelt verblassen und verschwinden, sie waren für mich auch außer Reichweite. Schon das Jahrzehnt des Lagerlebens hatte sich übrigens bemerkbar gemacht, es war der letzte Augenblick.

Durch die Unterstützung der „Kommission für die Volkskunde der Heimatvertriebenen" im Verband der deutschen Vereine für Volkskunde wurde es mir möglich, sofort Arbeiten durchzuführen. Ich besuchte im Spätsommer 1953 die Lager Kapfenberg, Graz und Wagna in der Steiermark, sowie das Lager Feffernitz in Kärnten und machte außerdem noch Einzelaufzeichnungen. Es war fast pausenlose Arbeit vom frühen Morgen bis zum späten Abend, bis man erschöpft ins Bett fiel. Glücklicherweise gab es noch viele ältere Leute — die Jungen waren vielfach schon in Amerika —, die von Brauch und Glauben noch gut berichten konnten. In den Lagern bestand nur mehr ein Restbrauchtum, man hielt noch manche Hochzeitssitten, band die Palmbuschen in der überlieferten Art u. dgl., aber das Eigentliche war es nicht mehr. Es war aber ergreifend zu sehen, wie die Menschen auflebten, als sie von ihrer früheren Welt erzählen konnten. Die Kommission ermöglichte es auch, daß ich im Jahre 1954 noch Schallaufnahmen von Gottscheer Liedern mit ihrer bisher noch gar nicht notierten Mehrstimmigkeit machen konnte, wobei der Grazer Rundfunk seinen Aufnahmewagen dankenswerterweise zur Verfügung stellte. Es waren meines Wissens die frühesten Tonbandaufnahmen von Gottscheer Liedern.

Eine dritte Periode der Aufzeichnungsarbeit ergab sich auf den „Gottscheer Wochen", die auf Schloß Krastowitz bei Klagenfurt seit 14 Jahren abgehalten werden. Zu ihnen kommen Gottscheer selbst aus Kanada, den USA und Australien. Hier machte ich von 1971—1974 ergänzende Befragungen, sowohl was das Ortsnetz betrifft, wie auch einzelne Themen, vor allem das Arbeitsbrauchtum.

Die Gottschee zählte zuletzt 163 Siedlungen, die in 25 Gemeinden zusammengeschlossen waren. Unter ihnen waren aber viele Zwergsiedlungen mit nur wenigen Häusern, die zunehmend durch Auswanderung verödet waren.[9a] Es wäre sinnlos, sie alle abzufragen, zumal in Kleinsiedlungen das Gemeinschaftsbrauchtum oft verkümmert. Mein Ziel war, möglichst alle wichtigen Dörfer zu erfassen, dazu Stichproben von Kleinsiedlungen zu machen, die immerhin Rückzugsgebiete des Volksglaubens sein konnten.

[9a] Nur 13 Siedlungen hatten die Größe eigentlicher Dörfer mit mehr als 50 Häusern, 89 waren Kleindörfer (12 bis 50 Häuser) und 61 Weiler (unter 12 Häusern).

Das ist so ziemlich gelungen, etwas mehr als 50 Dörfer in den verschiedenen Teilen des Landes sind abgefragt. Damit ist bereits eine flächenhafte Übersicht geschaffen, die ein mehr als doppelt so dichtes Belegortenetz besitzt, als es der „Atlas der deutschen Volkskunde" im allgemeinen für notwendig erachtete. In der Gottschee hatte der Atlas im übrigen bloß sechs Orte erfaßt. Die Antworten auf die Atlas-Fragebogen notierte ich mir gleichfalls. Damit gestattet der Stoff schon Zusammenfassungen und Versuche, einzelne Verbreitungskarten zu zeichnen.

Natürlich wandte ich mein Interesse auch den Erlebnissen und Gegenwartserscheinungen der Volksgruppe in der Heimatvertreibung zu. Die vordringlichste Aufgabe war aber das Festhalten des alten Überlieferungsschatzes in seiner Einmaligkeit. Ergab er doch z. B. noch Nachklänge des Glaubens an das Erscheinen der Schicksalsfrauen nach der Geburt eines Kindes. Etwas, wovon im gesamten übrigen deutschen Volksbereich nirgends mehr eine Spur vorhanden war. Mir offenbarte sich nicht nur das Lebenskräftige und das Archaische in der Gottscheer Volkswelt, das die vielen Balladen des Liederschatzes schon ahnen ließen. Ich stieß immer wieder auch auf eine Innerlichkeit und Schönheit in ihren Handlungen, die niemanden unberührt läßt.

So gedenke ich denn dieser Arbeit und meiner vielen Gewährsleute, die mir bereitwillig berichteten, mit Freude und Dankbarkeit. Mitgeholfen zu haben, ein Stück dieser wertvollen Kultur ans Licht gehoben und gerettet zu haben, solange eben menschliche Kunde lebt, macht mich sehr froh. Möge sie nicht nur die Wissenschaft erreichen und ihr etwas geben können, sondern auch künftigen Generationen von Gottschee-Nachkommen.

Wien, am 24. August 1979 Richard Wolfram

I. Die Gottscheer und ihre Lebensgrundlagen

1. Das Land

Herkunft, Umwelt und Schicksal prägen das Bild einer Menschengruppe. Zumal wenn sie — wie die Gottscheer — im Mittelalter (etwa ab 1330) in einer so gut wie noch unbesiedelten Urlandschaft[10] des bewaldeten Karstes zwischen den Alpen und den Dinarischen Kalkbergen Fuß faßten und hier eine neue Heimat aufbauten. Woher sie kamen war früher umstritten und vielen Gängen der Phantasie ausgesetzt. Heute wissen wir vor allem durch die Sprachwissenschaft, daß ihr Kern offenbar aus dem osttirolisch-kärntnerischen Grenzgebiet stammte. Das Grafengeschlecht der Ortenburger, das damals über diese Lande gebot, brauchte von seinem Kärntner Stammsitz bei Spittal an der Drau aus nicht weit nach Neusiedlern für das Erschließen der Wildnis zu suchen. Der sprachliche Herkunftsbefund wird auch durch Ergebnisse der Volkskunde gestützt. Zuzug gab es aber sichtlich auch von weiter her. Familiennamen deuten auch auf Schwaben und weiter nördlich in Deutschland.

Stürme der Geschichte nagten am neugewonnenen Lande, Außenbezirke gingen vor allem durch die Verheerungen der Türkenzeit verloren, der geschlossene Kern der Sprachinsel behauptete sich aber durch 600 Jahre. Das ermöglichte in besonderem Maße das Land.

Die ganze Gottschee hat etwas von einer Bergfestung an sich. Ein Hochland, das durch verkehrshemmende Hindernisse fast nach allen Seiten hin abgegrenzt wird. Am schroffsten im Westen und Süden durch die tiefeingeschnittenen Talschluchten der Kulpa und Tschabranka. Aber auch im Südosten, von dem nur 156 m hoch gelegenen Tschernembl im milden Weißkrainerland muß man mehrere hundert Meter emporsteigen, um die Abdachung des Gottscheerlandes oberhalb von Maierle zu erreichen. Eigentlich führen nur Paßwege zwischen Bergschwellen auch an den anderen Zugängen ins Innere der Sprachinsel, die allenthalben von Waldriegeln und Höhenzügen abgeschirmt ist. Darunter Wälder von mächtigen Ausmaßen wie der stellenweise noch halb im Urzustand befindliche Hornwald, der im Winter die Dörfer oft monatelang voneinander trennte. Selbst die Siedlungsböden der Gottschee weisen Höhenlagen zwischen 400 und 800 m auf, überragt von langgestreckten Bergrücken, deren höchster Gipfel bei 1300 m liegt.

Das Landesinnere ist deutlich gegliedert. Drei Gebirgszüge streichen von Nordwesten nach Südosten: der Hornwald, der Friedrichsteiner Wald und der Göttenitzer Berg. Eingelagert sind in der Mitte zwei große Talböden zu beiden Seiten des Friedrichsteiner Waldes — der Gottscheer und der Göttenitz-Rieger Boden — und an den Außenrändern im Osten das Pöllander Gebiet und im Westen auf bereits 750 m Seehöhe das Suchener Hochtal. Von diesen Senken ist der Gottscheer Boden 18 km lang, das Suchener Hochtal nur 7 km. Außerdem liegen im Nordosten und Südosten verschiedene Mulden und Kessel als Siedlungshorste, die durch einzelne Höhenrücken getrennt werden. Der Name „Walden" für den Nordostteil der etwa 860 km² großen Sprachinsel könnte auch für das ganze Land stehen. Denn von den größeren Talsenken abgesehen, überzieht der

[10] „quae inhabitabiles erant et incultae" heißt es in einer Urkunde von 1363. Aus diesem Hochland fehlen auch alle prähistorischen Funde.

grüne Mantel des Waldes alles Land, im Westen mehr Nadelwald, im Osten Buchenwald. In ihnen bildet der gerodete Lebensraum der Menschen meist nur Inseln.

Geprägt wird das Land vor allem aber durch seinen Felsuntergrund, Trias- und Jurakalke, mit allen Eigenschaften dieser Gesteine: wasserdurchlässig und löslich und daher in ununterbrochener Umbildung begriffen. Spalten, die vor zehn Jahren noch schmal waren, haben sich inzwischen zu Schluchten geweitet, unterirdische Grotten stürzen ein und bilden Trichtersenken oder längere Mulden, in denen Humus zusammengeschwemmt wird, der einen Ackerbau ermöglicht. Sonst liegen oft nur wenige Zoll Erde über dem Kalkgestein. Ein Halbkarst, denn er ist hier nicht kahl und öde, sondern begrünt durch Wald oder strauchdurchzogene Weiden und eingestreutes Ackerland. Schmal und spitzig sind die sogenannten „Gottscheerpflüge".

Der Landwirtschaft sind durch diese Bodenbeschaffenheit deutliche Grenzen gesetzt. Nur 8,6% Ackerland wurden im Jahre 1910 gezählt. Der Rest verteilte sich auf Wiesen, Hutweiden und Wald. Wobei die felsübersäten und strauchigen Hutweiden die Wiesen bei weitem überflügelten. Das ermöglichte zwar eine beträchtliche Viehhaltung, eine Reihe von Feldfrüchten gedieh jedoch nur mangelhaft. Trotz der südlichen Lage — die Gottschee liegt 55 km südlich von Laibach und nur etwa 45 km Luftlinie von der Adria entfernt — ist das Klima sehr wechselnd; bei Tag warm, in der Nacht kalt. Selbst im günstig gelegenen Haupttal wintert im Herbst gesätes Getreide oft stark aus. Der Winterweizen geriet meist miserabel, Gerste war mittelmäßig, Mais nur in begünstigten Lagen und Roggen kaum. Wegen des Roggenmangels gab es in der Gottschee früher auch kein Schwarzbrot. Darum spielte in älterer Zeit eine besonders widerstandskräftige Getreidesorte eine große Rolle, der Spelten oder Dinkel. Er erlaubte kein Schneiden des Brotes, sondern nur ein Brechen wie einst in der Bibel. Im Gottscheer Nahrungshaushalt spielte auch die Hirse eine sehr bedeutende Rolle, was bei den noch zu schildernden Arbeitsbräuchen deutlich werden wird. Der Ausdruck „der hat Hirse" bedeutete in der Gottschee, er ist ein wohlhabender Mann. Welch karge Lebensbedingungen in der Gottschee noch im 19. Jahrhundert herrschten, geht daraus hervor, daß es z. B. in Mösel noch um 1880 wenige Häuser gab, in denen ständig Brot vorhanden war!

Die Höhenunterschiede machten sich in den Anbaumöglichkeiten stark bemerkbar. Im hochgelegenen „Hinterland" mußte der „türkische Woaz" (Mais) oft schon halbgereift eingebracht werden. Aber auch in der sonst sehr günstig gelegenen Nesseltaler Gegend kam der Mais wegen des häufigen Nebels nicht zur Reife.

Der Karstboden bringt es mit sich, daß der Wasserhaushalt schwierig ist. Zwar sind die Niederschläge oft reichlich — von der Adria aufsteigende Winde entladen ihre Feuchtigkeit an den Gottscheer Höhenzügen —, aber das Wasser versickert rasch. Für Mensch und Tier muß es in Zisternen und Teichen, sogenannten „Lacken", gesammelt werden. Die Quellen nennt man „Brunnen". Aber es vergeht kaum ein Jahr, wo die meisten nicht zeitweise versiegen. Der größte Wasserlauf, die „Rinshe" [11] (der Name gehört zu „Runse", „Rinnsal"), durchfließt auf etwa 12 km Länge den Gottscheer Grund und verschwindet dann in Spalten und Löchern, um unterirdisch weiterzuströmen. Bei plötzlichen Regengüssen werden die Sauglöcher für den Wasserabfluß oft verschlammt, dann kommt es zu jähen Überschwemmungen. Wie schwierig die Verhältnisse für die Landwirtschaft sind, geht aus der Aussage eines Gewährsmannes aus Mösel hervor. Obwohl hier Tonschiefergrund ist und — wie der Name „Mösel", d. i. „kleines Moor", besagt — feuchter Boden ist, „haben die Brunnen (Quellen) fast jedes Jahr ausgelassen. Man hat den Boden aufgestochen in einem Moor und das Wasser ist zugeronnen und man hat es holen können. In den letzten Jahren, die wir noch in der Gottschee waren, haben

[11] Der nach dem Vorschlag Hauffens „sh" geschriebene Reibelaut wird im Gottscheerischen wie französisch „j" gesprochen.

sie schon tief hinuntergestochen und kein Wasser ist mehr gekommen. In einer Lebenszeit ist das Grundwasser über einen Meter gesunken. Auf anderen Böden war es noch mehr".

Bringt es die Bodenbeschaffenheit mit sich, daß nicht nach Belieben zusammenhängende Ackerflächen zur Verfügung standen, sondern Mulden und Dolinen ausgenützt werden mußten, da wo sie eben vorhanden waren, so wurde die Streuung der Äcker noch verschärft durch die Güterzersplitterung infolge von Erbteilung. Das ergab oft weite Wege zum Arbeitsplatz. Die Erbteilung herrschte bis gegen 1900, doch wurde die Lebensgrundlage der einzelnen Wirtschaften immer wieder einigermaßen durch Rodungen aufgestockt. Gegen die Jahrhundertwende gingen die Gottscheer dann zum Anerbenrecht über. Da hatte die seit den achtziger Jahren stark fühlbare Amerikaauswanderung den Bevölkerungsüberschuß auch schon abgeschöpft.

Abgesehen von der Stadt Gottschee (etwas über 3000 Einwohner), in welcher Wirtschaftsunternehmungen, Verwaltung und seit 1872 sogar ein Gymnasium für das Entstehen einer gehobenen Schichte sorgten,[12] hausten die Gottscheer in Dörfern und Weilern. Überwiegend waren sie Klein- und Mittelbauern. Ein manchmal gar nicht so geringer Bodenbesitz brauchte nicht viel zu besagen, wenn er zu bedeutenden Teilen aus magerer Hutweide oder Wald bestand. Denn der Wald war früher nicht ertragreich. Erst als 1893 die Stichbahn von Laibach nach Gottschee gebaut wurde, konnte es zu einer rationellen Waldverwertung kommen.

Die größte Bedeutung hatten die Gottscheer Wälder aber für das Klima. Sie schützten vor Austrocknung und Humusverlust. Die stellenweise noch fast urwaldartigen Forste beherbergen auch ein reiches Tierleben. Wolf, Luchs und Bär sind keine Seltenheit und man kann im Gespräch mit Gottscheern fast aus jedem Munde Bärengeschichten hören, häufig selbsterlebte. Es wird aber auch kaum Gottscheer geben, für welche der Fang von Bilchen oder Siebenschläfern kein Gegenstand fröhlichen Erinnerns wäre. Diese possierlichen, flinken Nagetiere mit ihrem geschätzten Pelz und wohlschmeckendem Fleisch hausen gerne in Löchern und hohlen Baumstämmen. Ihr nächtliches Treiben verband sich mit manchen Vorstellungen eines Naturglaubens bis hin zu Sagen vom „Bilichmandl", einem geisterhaften Herrn dieser Tiere. Die Gottscheer blieben dem Elementaren nahe.

2. Die Landwirtschaft

Industrie im eigentlichen Sinne gab es in der Gottschee nur spät und spärlich. Der Lebensunterhalt wurde soweit es ging aus dem Boden des Landes gewonnen, wobei Zusatzmöglichkeiten genützt werden mußten. Aber der bäuerliche Betrieb war Naturalwirtschaft, kaum Marktwirtschaft.

Wie es um die Besitzverhältnisse stand, lassen Erhebungen von 1940 aus den Großgemeinden Mösel und Rieg erkennen, die H. Otterstädt[13] anführt. Das war kurz vor dem Ende der Sprachinsel. Die Bewohner sind einzuteilen in Keuschler mit einem Bodenbesitz bis zu 1 ha, die zur Gänze auf anderen Erwerb angewiesen sind. Dann Keuschler mit 1—5 ha Besitz, die wenigstens teilweise einen Nebenerwerb haben müssen. Besitzgrößen von 5—10 ha sind Zwergbauern, die im Winter zusätzlich Heimarbeit aus-

[12] Vom Bildungsdrang der Gottscheer zeugt, daß aus dem nur aus 22 Häusern bestehenden Ort Lichtenbach, der erst 1885 eine einklassige Volksschule bekam, 12 Akademiker hervorgingen.

[13] H. Otterstädt, Gottschee, verlorene Heimat deutscher Waldbauern, Freilassing 1962, S. 30. Über die Verhältnisse unterrichtet auch das genannte Buch von Hauffen, ferner: H. Grothe, Die deutsche Sprachinsel Gottschee in Slowenien, Münster 1931; dann der Artikel „Gottschee" im Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutschtums, Bd. 3, Breslau 1938; zuletzt K. H. Podlipnig, Wirtschaftsgeschichte der deutschen Sprachinsel Gottschee, Innsbruck 1968.

nützen müssen. Erst Menschen mit 10—25 ha sind als Kleinbauern zu betrachten und über 25 ha als mittlere Bauern. Wir erinnern uns des großen Anteils an nur extensiv zu bewirtschaftenden Ländereien.

Wendet man diese Einteilung auf die erwähnten Großgemeinden mit ihren 42 Ortschaften an, so erhält man folgende Gruppen: 33% waren Keuschler mit bis zu 5 ha, 16% Zwergbauern bis 10 ha, 34% Kleinbauern bis 25 ha und nur 17% mittlere Bauern. Die Gottschee war zuletzt ein Kleinbauernland. [14] Darum hatten sie auch wenig Gesinde, und Nachbarschaftshilfe und Gemeinschaftsarbeit spielten eine wichtige Rolle.

Ihre größte wirtschaftliche Blüte erreichte die Sprachinsel zwischen 1868 und 1878. Damals zählte sie 26.000 Einwohner, verfügte über 20.000 Rinder, 6000 Schweine, 1000 Pferde und Tausende von Schafen und Ziegen. Es gab Heimarbeit, Ansätze zu einer Industrie und der Hornwald lieferte jährlich über 800.000 Kubikfuß Holzkohle für auswärtige Betriebe (1884 begannen die großen Lieferungen nach Triest).

Der Rückschlag war die große Auswanderung nach Amerika, die um 1880 einsetzte. In wenigen Jahrzehnten wurde die Bevölkerungszahl fast halbiert. 1913 lag infolge Mangels an Arbeitskräften bereits ein Drittel der Äcker brach. Bis 1925 waren 25.000 Gottscheer nach Übersee gegangen, von denen nur ein kleiner Teil wieder zurückkehrte. Allerdings, wohin sie auch verschlagen wurden, überall bewahrten sie ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl und eine Bindung an die alte Heimat, die sich in Notzeiten in großzügiger geldlicher Hilfsbereitschaft äußerte. Regelmäßige Zuwendungen von Ausgewanderten an Daheimgebliebene ließen auch eine Art Rentnertum entstehen. Nach dem Ersten Weltkrieg geriet die Volksgruppe unter den Druck starker Entnationalisierungsbestrebungen, weshalb die Intelligenz im Lande kein Auskommen mehr fand und weitgehend in Österreich neue Lebensgrundlagen suchen mußte. Mit der deutschen Schule wurden auch die Lehrer abgebaut. Das war die äußere Lage bis zur Umsiedlung und dann Vertreibung im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg.

Von den zusätzlichen Erwerbsmöglichkeiten soll in den beiden nächsten Kapiteln die Rede sein. Hier sei einführend nur einiges zum Landwirtschaftsbetrieb gesagt.

Die Viehhaltung diente der eigenen Ernährung. Bei den Feldfrüchten veränderten neuere Entwicklungen zum Teil das frühere Bild. So besaß einst der Flachs eine sehr große Bedeutung, selbst hergestellte Leinwand war ein Handelsartikel der Wanderhändler. Das ging später stark zurück. Auch der Dinkel, der früher zum wichtigsten Brotgetreide gehörte. Geblieben ist der Anbau von Buchweizen und Hirse, beides altertümliche Sorten. Schon Valvasor [15] berichtet im 17. Jahrhundert, daß Hirse neben Hafer „gewaltig viel" gebaut wurde. Auch die Saubohnen waren früher für die Ernährung wichtig. Ihnen verdanken die Nesseltaler den Spitznamen „Boanhäuta". Bereits im vorigen Kapitel wurde aufgezählt, welche von den heute gängigen Getreidesorten in der Gottschee gediehen: Winterweizen kaum, ebenso Roggen, nur Gerste, Hafer und Sommerweizen, dazu Mais in geeigneten Lagen. Erst mit der Einfuhr einer neuen Sorte gab es auch Winterweizen. Das schwere Korn säte der Bauer überhaupt als Wintergetreide.

„Gesät wurde (sonst) Sommergerste und Weizen je nach Witterung Anfang bis Mitte März, Roggen und Hafer Mitte bis Ende März, der Mais bis Ende April, am spätesten die Hirse. Die Schnitternte des Getreides beginnt Mitte Juli, der Mais reift im September. Der Wiesenschnitt kann in guten Lagen dreimal im Jahre, auf Bergwiesen nur ein- bis zweimal stattfinden. An Gemüsen werden am meisten die verschiedenen Arten von Fiso-

---

[14] Nach dem Urbar von 1574 hatten die meisten Besitzer noch eine halbe Hufe (Hube), im 20. Jahrhundert waren es nur mehr wenige.

[15] Johann Weichard von Valvasor, Die Ehre des Herzogentums Crain, Laibach 1689, Bd. 1, S. 218.

len, Rüben und Kraut gebaut. Sie bilden neben Kartoffeln und Mais die Hauptnahrung der Gottscheer Bevölkerung." [16] „Im Gartlein beim Haus waren die Heilkräuter, Kamille, Salbei, Majoran" (Klindorf).

In sonnigen, geschützten Lagen gab es gutes Obst. Im Frühjahr waren die Dörfer von dessen Blütenwellen umrahmt. Selbst heute noch, wo von vielen Ansiedlungen nicht einmal mehr Mauerreste vorhanden sind, bezeugen noch die Obstbäume die einstigen Wohnstätten. Das sonnige Gelände um Mairle, das nur etwa 300 m hoch liegt, erlaubte auch einen Weinbau. Der hier gefechste „Rote" wurde nicht ausgeführt, sondern von den Gottscheern selbst verbraucht.

Die *Fruchtfolge* war nicht einheitlich, sondern richtete sich nach dem Boden und der Besitzgröße. Brache war zumeist nicht üblich. „Jeder Bauer wußte, in welcher Folge er welche Frucht bauen muß. Der Wechsel war unterschiedlich nach dem Ackerland der Besitzer. Dementsprechend mußte auch gedüngt werden. Wenn da Klee war, hat man im nächsten Jahr ‚türkischen Woize' (Mais) gebaut. Der Bauer hat sich im Winter mit seiner Frau beraten, was an welcher Stelle gebaut wird. Nach den Erdäpfeln kam Klee, den man mit Hafer zusammen säte. Nach der Haferernte ist der Klee geblieben. Das war drei bis vier Jahre so. Baute man Kukuruz, brauchte das sehr viel Mist. Roggen baute man je nach der Lage. Im Hinterland ist nur Sommerweizen gegangen. Ein großer Besitzer hat auch mit dem Kukuruz nach einem Jahr gewechselt, der kleine hat einige Jahre Mais gebaut, aber sehr stark gedüngt. Im Herbst hat man den Klee hinein, wenn ein Acker bereits gemacht war. In den Winterweizen hinein Klee. Luzerne ist aber nicht unter das Getreide gesät worden, nur Rotklee. Luzerne hat mehr Eiweiß gehabt, das war für die Milchkühe gut. Aber Klee hat man nicht allein gefüttert, immer gemischt. Bei Pferden aber schon mit reinem Klee.

Der erste *Kunstdünger* kam um 1907 (Phosphor und Kali), er wurde zuerst auf den ‚Heufeldern' verwendet. Chilesalpeter. Kali hat den Äckern am meisten gefehlt. Thomasmehl. Das kam mit der Errichtung der Landwirtschaftsfiliale in Gottschee. Der Bauer hat sich das früher gar nicht kaufen können. Er bekam Subventionen von der Südmark. Das war gegen 1914. Ein Fachmann, der Pregel, hat Vorträge gehalten und die Leute angelernt. Er war aus der Steiermark. Nach dem Ersten Weltkrieg kam ein anderer, die Bauern waren aber erst sehr mißtrauisch" (Aussagen einer Gruppe von Gewährsleuten 1974).

Auch der Waldreichtum des Landes brachte zusätzlichen Verdienst: als Forstarbeiter und Heger in den Auerspergischen Waldungen, als Sägewerksarbeiter und beim Holzkohlenbrennen. Schlägerungen aus eigenen Wäldern warfen erst in der Spätzeit mit ihren neuen Transportmöglichkeiten einen merkbaren Nutzen für den bäuerlichen Besitzer ab, der in den Notzeiten nach dem Ersten Weltkrieg nicht selten auch zu Überschlägerungen führte. Willkommene Zusatznahrung brachte auch die Jagd.

3. Zusätzliche Erwerbsquellen

Schon ein Urbar von 1574 spricht davon, daß der Boden den Gottscheern wenig Ertrag liefert und die Menschen sich „härtiglich" und „mit den Hauen" ernähren mußten; also der Pflug nicht überall ansetzbar war. [17] Dazu traten noch geschichtliche Schicksale. Im 15. Jahrhundert begann die in der Sprachinsel 125 Jahre dauernde Türkenzeit mit zuweilen fast jährlichen Heimsuchungen. Siebenmal brannte der Hauptort Gottschee, erstmals beim Einfall 1469, und wurde gleichwohl immer wieder aufgebaut.

---

[16] Grothe (vgl. Anm. 13), S. 151.
[17] Grothe (Anm. 13), S. 149.

Ganze Landstriche wurden entvölkert, vor allem an den Rändern der Sprachinsel. [18] Den Türkeneinfällen folgten außerdem Plünderungszüge der in den Kriegswüstungen angesiedelten Uskoken und verschiedener anderer Kriegsvölker aus dem Südosten. Sperrwälder, in denen nicht gerodet werden durfte, Kirchenburgen und ein System von Kreitfeuern zur rechtzeitigen Warnung suchten Schutz zu bieten.

Um der heimgesuchten Bevölkerung aufzuhelfen, verlieh Kaiser Friedrich IV. „in Ansehung des erlittenen Türkenruins" den Gottscheern 1492 das Privileg des *Hausiererhandels* „auf das Croatische und anderweitig hin". Dieses „anderweitig" reichte selbst bis in die Moldau und Walachei, doch wurden Innerösterreich und Süddeutschland zu ihrem Hauptbereich. 1774 gestattete ihnen Kaiser Joseph II. auch den Handel mit Südfrüchten, und der Handelsvertrag von 1785 zwischen dem Kaiser und Katharina II. öffnete den Gottscheern auch die Weite des russischen Absatzgebietes.

Ursprünglich handelten die Gottscheer mit Holzwaren und Leinwand, die als Hausindustrie im eigenen Lande hergestellt wurden. Das Privileg lautete auch auf „Vieh, Leinwand und anderem, so sie erarbeiten" (also wohl auch Holzgegenstände). Dies wurde jedoch wenig lohnend. Eine große Erweiterung bedeuteten die Südfrüchte, die in Fiume oder Triest eingekauft und dann weiter vertrieben wurden. Bei den Südfrüchten erlangten die Gottscheer fast ein Handelsmonopol. Nicht wenige gründeten sogar Firmen und große Handelshäuser in den Zielorten ihrer Wanderschaft und verblieben dort. Mit der ursprünglichen Heimat gaben sie die Verbindung aber nie auf, etliche halfen ihr sogar durch große Stiftungen.

Da moderne Handelsformen dem alten Hausiererhandel immer mehr Boden entzogen, vollzog sich eine neue und letzte Wandlung dieser Erwerbstätigkeit. Mit einem sogenannten „Bauchladen", einem an einem Tragriemen umgehängten Korb voll Südfrüchten, Sardinenbüchsen, verzuckerten Früchten usf., zogen sie von Gasthaus zu Gasthaus. Man konnte diese Dinge entweder direkt kaufen oder um sie spielen. Man setzte auf „gerad" oder „ungerad". Je nach der Nummer, die man zog, hatte man gewonnen oder verloren. Diese „Gottscheaberer" waren noch in der Zwischenkriegszeit unseres Jahrhunderts auch in Wien bekannte Gestalten des Volkslebens.

Die Zahl der Männer, welche auf diese Weise in der Winterszeit unterwegs waren, wenn die Feldarbeit ruhte, schwankte sichtlich zu verschiedenen Zeiten. Sie war nicht unbedeutend, [19] und mit ihnen kam eine gewisse händlerische Unternehmungslust, Beweglichkeit und Wanderfreude in die Bauernbevölkerung. Das wirkte sich sichtlich auch bei der großen Amerikaauswanderung aus. Der Gottscheer konnte sich rasch auch fremden Verhältnissen anpassen. Gleichwohl hing er unverbrüchlich und mit voller Sehnsucht nach der Geborgenheit im notgedrungen starken Gemeinschaftsleben seines Dorfes an der alten Heimat, wo immer er auch Fuß faßte. Heute, in der Zerstreuung nach dem Ende der Sprachinsel ist das auch nicht anders. Im „Landsmann" lebt ihm die Heimat, wo immer er sich befindet. Beachtlich aber, wie gut sich das Bauernvolk alsbald auf völlig andere Berufe umzustellen vermochte. Übrigens erwuchs aus dem Wanderhandel der

[18] Valvasor (Anm. 15) Bd. 3, S. 199 sagt dazu: „Im Jahre 1469, da der Türckische Basse ... den ersten Einfall in Crain gethan, und zwar kurz vor Johannis, hat auch diese Grafschafft seine Wüterey gewaltig empfunden, und was die Räuber nicht mitgenommen, solches guten Theils den Flammen zum Raube lassen müssen. Der Feind zündete nebenst andren Örtern auch die Stadt Gottschee an, erschlug viel Leute, und nahm auch mächtig viel gefangen." 1471 fielen die Türken in der Stärke von 15.000 Mann gleich dreimal in Krain ein und schleppten 40.000 Gefangene fort. Allein im Laufe der nächsten 25 Jahre wurden 18 Türkeneinfälle gezählt, im Jahre 1475 in Krain über 200 Dörfer niedergebrannt und wieder 20.000 Menschen verschleppt. Wovon auch die Gottschee immer wieder betroffen wurde. 1501 befestigten sie ihren Hauptort mit Mauer und Türmen. Im Lande wurden „Tabore" errichtet, befestigte Türme mit Vorratskammern und eigene Taborhüter zur Beaufsichtigung.

[19] Um 1860 waren 500—600 unterwegs, das sind etwa 7% der Männer.

Einzelperson auch früher schon nicht selten auch ein richtiges Handelsunternehmen mit Wagentransporten, aus dem sogar große Kaufherren hervorgingen. Der Hauptstock der Sprachinselbewohner blieb aber Bauern. In den Hausiererfamilien waren es die Frauen, welche inzwischen die Wirtschaft weiterführten und die alte Lebensform und die Überlieferungen aufrechterhielten. „Ammo" (die Mutter) hatte nach einem Gottscheer Spruch in solchen Fällen „drei Ecken des Hauses zu tragen".

Die Zeitwanderung der Gottscheer geschah in den Wintermonaten. Zwischen Oktober und März oder April waren sie unterwegs, früher kamen sie vielfach sogar erst zu Sonnwend heim in festlich bekränzten Postwagen und jubelnd begrüßt von den Daheimgebliebenen. Von ihrer Wanderung sandten die Hausierer ab und zu von ihrem Verdienst etwas nach Hause und die Freude war groß, wenn sie dann zuletzt noch einen beträchtlichen Spargroschen mitbrachten. G r o t h e (S. 167) berichtet aus eigenen Befragungen in der Gottschee, daß es oft erst die Geldsendung eines Abwesenden war, welche es der Mutter ermöglichte, im Winter Mehl zum Brotbacken einzukaufen. Auch ihre Häuser konnten sie durch den Winterverdienst instandsetzen und ausbauen.

Gegenüber der Landwirtschaft und dem Handel hatte die *Industrie* in der Gottschee nur eine geringe und zeitweilige Bedeutung. Das Holz, der Hauptrohstoff der Sprachinsel, war die Grundlage zunächst einer bedeutenden familienweisen Verarbeitung. Schon V a l v a s o r (Bd. 1, S. 218) sagte im 17. Jahrhundert von den Gottscheern: „Sie seynd fast alle entweder Schachtelmacher, Teller- und Schüsseldrechsler, Löffel-, Reiter- und Siebmacher . . . und wird ihre Machwerk weit verschickt." Eine Besonderheit sind die hölzernen Trinkfäßchen der Gottscheer, die sogenannten „Putscherlein", von denen um 1900 noch rund 10.000 im Jahr erzeugt wurden. [20]

Sägewerke entstanden erst seit dem Bahnbau. 1843 richtete ein Gottscheer eine Lodenfabrik ein, nach Vorbildern, die er auf seiner Wanderschaft in Böhmen gesehen hatte. Auch weitere Orte folgten diesem Beispiel. Der Loden wurde nach Kroatien und Dalmatien ausgeführt, doch überlebte dieser Erwerbszweig den Ersten Weltkrieg nicht. Ein Braunkohlenbergbau nahe der Stadt Gottschee begann 1892, beschäftigte jedoch vorwiegend Fremdarbeiter aus dem slawischen Umland und ging später wieder zurück. Die Hauptgrundlage ihres Lebens war und blieb jedoch die Landwirtschaft bis zur Umsiedlung am Beginn der vierziger Jahre unseres Jahrhunderts.

Ehe die bäuerliche Arbeit und ihr Brauchtum geschildert wird, stelle ich noch die Aussagen meiner Gewährsleute über Handel und Nebenerwerb zusammen. Aus ihnen geht hervor, was sie von diesen Entwicklungen im Gedächtnis behalten hatten.

4. Handel und Hausindustrie in den Aussagen der Gottscheer

„Hausindustrie war nicht so viel, weil sehr viel Hausiererhandel war. Das hat schon Verdienstmöglichkeit geboten. Die Männer haben das Geld gebracht." Damit ist ausgesagt, daß die Landwirtschaft meist nur dem direkten eigenen Lebensunterhalt diente. „Mit Wiegen aus der Hausindustrie sind sie bis Karlowatz gegangen."

„In Pöllandl war Hausindustrie, hölzerne Teller, Holzbesteck, zum Teil auch Körbchen. Haselstöcke haben sie nach Reifnitz geführt für die Siebmacher. Für eine Fuhre von Bündeln hat man gewöhnlich fünf Gulden bekommen. Man hat Schaufeln geliefert bis nach Deutschland und Italien schon vor 50 Jahren (Warmberg-Komutzen. Eine Gegend, die verhältnismäßig arm war). Von Mösel haben sie auch nach Triest Peitschenstiele geliefert."

---

[20] Vgl. darüber Maria K u n d e g r a b e r, Gottscheer Putscherlein — mittelalterliche Trink- und Pilgerfäßchen, in: Festgabe f. L. Schmidt, Wien 1972, S. 143—154.

„Seinerzeit ist man mit Saumpferden um Salz zum Meere und hat Holzwaren hingebracht (Aufzeichnung 1953, der Gewährsmann war damals 91 Jahre alt. Gehag bei Tschermoschnitz). In Hornbach haben die nebenher vom Holzkohlenbrennen gelebt."

„Es gab eine Lodenindustrie, auch in Heimarbeit. Hausierer haben damit bis Bosnien gehandelt. Die Besitzer waren ‚Herrn', führten ein gehobenes Leben, auch gesellschaftlich, sie gaben sich Namen wie Bismarck, Garibaldi usw. Einer fuhr im Zylinder nach Laibach und setzte durch, daß in dem kleinen Lichtenbach mit nur 22 Hausnummern eine eigene einklassige Volksschule errichtet wurde."

„Manche wurden durch den Fernhandel reich. Der Urgroßvater Jonke wanderte mit in Triest gekauften Orangen und Südfrüchten bis Polen. Jonkesch Haus war das größte im Dorf. Im Herbst, wenn geerntet war, zogen sie fort und kamen im Frühjahr wieder. Später ist noch das Maronibraten dazugekommen. Der Großvater Jonke, der 1974 starb, war Maronibrater vor dem Heinrichshof in Wien. Er konnte englisch, weil er in seiner Jugend in Amerika war."

„Beim Spiel mit ‚gerad oder ungerad' oder ‚drei, fünf, sieben' war es so: wenn man etwas kaufte, kostete es einen Schilling, spielte man, war der Einsatz 50 Groschen. Der Gottscheer aber gewann auf jeden Fall, denn das, was er als Einsatz kaufte, kostete beim Grossisten 38 Groschen. Sie waren gute Geschäftsleute. Wenn die zwei alten Jonkes heimkamen, zählten sie das Geld auf den Tisch und einer schlug mit der Handkante in der Mitte hinein und sagte, die eine Seite gehört dir, die andere mir. So haben sie geteilt."

„Ein großer Prozentsatz der Gottscheer ging hausieren. Die anderen haben als Nebenerwerb ein Handwerk gehabt und einige wenige haben einen so großen Besitz gehabt, daß sie davon leben konnten. Vor 1900 war das Holz nicht gefragt. Nur Brennholz. Es war keine Bahn früher, sie ist erst 1893 gebaut worden."

„Im Herbst wenn die Hauptarbeit vorüber war, Ende September, sind sie gegangen. Ende Oktober die letzten. Einige wenige sind zu Weihnachten nach Haus gekommen, die meisten aber nicht. Denn da war das größte Geschäft. Heimgekommen sind sie mit der Bauzeit (Anbauzeit), so um die Osterzeit. Ein jeder hat seinen bestimmten Rayon gehabt, auch in den Städten."

„Erdäpfelsetzen oder -graben mit der Haue war Weiberarbeit. Die Gottscheer Männer waren da oft noch nicht zu Hause. Der Handel hat an einem bestimmten Feiertag geendet. Es gab Korbhausierer (mit dem Bauchladen). Die Schnittwarenhausierer waren die besseren. Die sind bis 1914 gegangen. Der Vater ist 40 Jahre ins Lavanttal gegangen zu den Bergbauern. Die Leute haben gewußt, um die Zeit kommt der Hausierer, und haben das Jahr vorher schon bei ihm bestellt. Der Korbhausierer war mit gerad oder ungerad unterwegs. Die größten Geschäftsleute sind daraus hervorgegangen. Südfrüchte haben sie mit Wagen mit einer flachen Plane bis Polen und Moskau geführt. Sie haben zum Teil große Geschäfte daraus gemacht. Der Verderber hat in Retz Wein aufgekauft und ihn nach Norden geführt. Er hat ihn ungewässert verkauft. Das haben die Leute gemerkt und haben gern bei ihm gekauft. Die Knechte anderer Weinhändler haben den Wein nämlich verfälscht. Der Verderber hat im Norden für den Weinerlös Leinwand gekauft und unten verkauft. Er wurde sehr reich und machte eine große Stiftung. Das Verderberhaus ist in Retz. Sieben Kilometer lange Keller hat er gehabt. Der Lenz Moser hat jetzt das Geschäft vom Verderber. Der Stampfl hat auch eine große Stiftung für die Studenten (aus der Sprachinsel) gemacht. Es gab auch die Martinsche Schulstiftung. Das Ebnerbild hat ein Hausierer einer Frau abgekauft und heimgebracht. Es ist da eine Sage vom Niederknien der Türkenpferde. Auf diese Stelle ist dann das Bild gekommen."

„Es war ein trauriger Tag, wenn der Vater zum Handeln fortgegangen ist. Im März ist er wiedergekommen, zu Weihnachten kam er auch, weil er mit Speck und Schweinen gehandelt hat. Er hat nach St. Leonhard im Lavanttal geliefert in diesem Fall. 40 Jahre

ist er hausieren gegangen. Mit Schnittware hat er die Leute versorgt. Ein schwerer Binkl, in blauem Tuch eingepackt. Nicht selten ist er im Schnee steckengeblieben. Er ist im Lavanttal empfangen worden wie ein Familienangehöriger und hat den Stoff verkauft. Im Sommer ist ein Agent gekommen in die Stadt (Gottschee) zu Baiersch, ein gewisser Studetzky. In einem anderen Ort war auch einer, der hieß Lemberger. Der Vater ist hinunter in die Stadt und da hat er die Muster bestellt. Der Agent hat in Linz, wo die Firma war, alles zusammengestellt in Kisten und hat das jedem zugeschickt. Man hat a bißl a Geld hambracht und zu Haus (damit) renoviert. Es war ein Holzhaus, Rauchkuchl und gestampfter Lehmboden. Er hat das ganze renoviert" (Klindorf).

II. Ackersegnen und Wachstumsbräuche

1. Vorbemerkungen

Die Gottscheer waren ein Bauernvolk, mögen auch händlerische Züge hinzugetreten sein. Bauernarbeit und Bauernbrauch bestimmten daher auch das tägliche und das festliche Leben im Bogen des Natur- und des Kirchenjahres. Das nüchterne Beschreiben der Arbeitsvorgänge in ihrer Abfolge, wie es das 3. Hauptkapitel versucht, bliebe jedoch Oberfläche, sähe man vorbei am inneren Erleben der Menschen und seinem Ausdruck selbst im handfest Greifbaren. Das wird sichtbar in Glaube und Brauch, wo der Mensch sich an das „Andere" wendet und mit ihm einen Bund einzugehen versucht. Nirgends so deutlich wie bei Ackersegnen und Wachstumswunsch. Mit Absicht stelle ich zunächst ein Kapitel darüber dem Gang durch das Arbeitsjahr voran. Der Tiefgang soll von Anfang an bewußt gemacht werden.

Das Leben des Bauern ist bestimmt durch sein Eingeordnetsein in die Natur. Aus ihm fließt eine unmittelbare Frömmigkeit, die das Lebendige fühlt und vom Unmachbaren weiß. Bei ihren Äußerungen verweben sich elementare Vorstellungen bruchlos mit der Welt des christlichen Glaubens. Das ist bei allen Bauern so, bei den Gottscheern aber sehr oft besonders ursprungsnah, eigenartig und schön.

Wachstum und Ernte stehen im Mittelpunkt des bäuerlichen Denkens und Hoffens. Dabei ging es aber nicht nur um Geld und „Berufserfolg", sondern in einer noch ganz direkten Weise vor allem um Leben und Überleben. Der Mensch von heute kann sich zumeist kaum mehr vorstellen, was in den Zeiten vor der leichten Verfügbarkeit aller Güter durch den modernen Verkehr z. B. ein Mißwachs bedeutete; und das nicht nur für die Bewohner abgelegener Hinterwälder, sondern selbst in großen Städten. Da bedeutete er nicht bloß Verdienstentgang, sondern Not und Hunger. Mehr als Worte sagt ein Stich, der den Einzug des ersten Erntewagens in Stuttgart nach dem Hungerjahr 1817 darstellt, wo jubelnde Menschen die Straßen säumen und den hochbeladenen und bekränzten Wagen grüßen. [21] Im kleinen erlebte aber auch jeder Bauer fast alljährlich die Sorge, ob es wohl bis zur neuen Ernte reichen werde, wenn er nach Weihnachten seine Vorräte musterte. Am Paulustag (15. Jänner), der als Wintermitte gilt, sollte für die Menschen an Nahrungsvorräten noch drei Viertel vorhanden sein, vom Viehfutter noch die Hälfte. Das galt als Regel in der Gottschee. [22]

Wenn es aber soweit war und von der neuen Ernte zum erstenmal Früchte aufgetischt wurden, pflegte die auftragende Person in Obermösel zu rufen: „Haier shaliges!" Das heißt: „Glück verheißend heuer das erste Mal." In diesem Augenblick griff ein Tischgenosse mit breiter Hand nach dem Kopfe des anderen mit den Worten: „Daß wir es noch so oft essen sollen, als ich Haare begriffen habe!" Eine Gewährsfrau aus Mitter-

[21] G. Jarosch, Erntebrauch und Erntedank, Jena 1939, Abb. 1.

[22] Aufzeichnung in Ebental. Am Paulustag mußte man auch an die Bienenstöcke klopfen und sagen: „Heute ist Mittwinter" (Morobitz, Mösel). In Masereben sagte man dabei: „Lebet ihr noch, oder seid ihr schon gestorben?" An diesem Tage dreht sich auch der Bär in seiner Höhle um. Wenn draußen Schlechtwetter ist, sagt er: „Shai gåschtig bia du bilscht, i gan et äußin." Bei Schönwetter sagte er: „Shai schian bia du bilscht, i gan et äußin" (sei schön wie du willst, ich gehe nicht hinaus).

dorf, die seit der Vertreibung in St. Veit a. d. Glan lebt, macht das ganz ähnlich auch heute noch in ihrer Familie, nur wird bei ihr das rechte Ohrläppchen des anderen gefaßt und gesagt „Heilige shalige". Der andere darf es nicht zurücksagen, wenn es der erste schon gesagt hat. Etwa beim ersten frischen Salat des Jahres. In Obermösel galt es aber nicht nur dieser Erstgabe der wiedererwachten Natur, sondern auch den ersten Erbsen, Saubohnen usf. bis zum Salat aus feingeschnittenen Krautköpfen im Spätherbst. Das Wort „shalig" bedeutet nach P. Jonke im Gottscheerischen „als erstes Glück ankündigend". Auch in der Neujahrsnacht wird das Wort „shalig" im gleichen Sinne verwendet, wenn es im Kehrreim des Neujahransingens heißt: „Shalig ischt dai Nocht, dai insch Wraidn hot procht" (selig ist die Nacht, die uns Freuden gebracht hat).

Im vorigen Kapitel wurde schon erwähnt, daß „unser täglich Brot" in der Gottschee keine Selbstverständlichkeit war. Bis ins 19. Jahrhundert war es aus Getreidesorten, welche kein Schneiden des Brotes erlaubten, sondern nur ein Brechen. Es war aus Spelten (Dinkel). Diese Frucht nannten die Gottscheer „Weizen". Wenn man in alten Quellen findet, daß die Gottschee einst eine starke Ausfuhr von Weizen hatte, so darf man daraus nicht auf früher herrschende bessere Verhältnisse schließen. Es war nicht der „rechte Weizen", wie die Gottscheer unsere Frucht dieses Namens nennen, sondern Dinkel. Übrigens nannte auch schon eine Gottscheer Urkunde von 1770 den Dinkel ausdrücklich „Weizen".

Der Dinkel ist eine besonders harte und widerstandsfähige Getreidesorte. Er ist sehr niedrig und hat solche Grannen, daß sie — bei manchen Scherzbräuchen beim Halse hineingesteckt — am Körper hinuntermarschieren und nicht mehr herauszuholen sind wegen der Widerhaken. Neben dem Speltenbrot gab es noch das „mischochen Brot", das aus Mais, Hirse und Gerstenmehl gemischt war. Die Hirse quillt auf und bildet einen guten Kitt für dieses Brot. Auf dem pflanzlichen Speisezettel spielten ferner Buchweizen, Bohnen, Rüben und Kraut eine wichtige Rolle. Prof. Peter Jonke, geboren 1881 in Obermösel, später Mittelschullehrer in Klagenfurt, berichtete mir aus seiner Jugend, daß es damals nur wenige Häuser gab, in denen ständig Brot war. Wo sie Brot hatten, da sammelten sich zur Jause die Kinder der Nachbarschaft. Sie mußten aber an Ort und Stelle aufzehren, was sie bekamen. Manche, wie die Kolmonsch-Mutter, ließen sie sogar vorher dafür arbeiten.

Das ist der Hintergrund, gegen den ein Brauchtum, wie das nun zu schildernde, gesehen werden muß. Nicht nur ein heiterer Schmuck des Lebens, sondern — bei aller oft anzutreffenden Schönheit der Form und einer starken Gemütstiefe — etwas, hinter dem ein großer Ernst stand.

2. Arten der Wachstumsbräuche

Der Wunsch, die kommende Ernte zu fördern und zu schützen, drückt sich in Handlungen von vielerlei Art aus:

Die nächstliegende ist *Bitte und Gebet,* ausgesprochen besonders bei Prozessionen und Flurumgängen.

Vor allem sucht man den Segen höherer Herkunft aber auch *direkt auf Saatgut und Acker zu übertragen.* Das reicht von *Kontakthandlungen* — Vermengen gesegneter Körner mit dem übrigen Saatgut, Aussaat aus Gefäßen, die mit dem Besonderen in Berührung waren oder sind, Besprengen des Ackers mit Weihwasser, Aufpflanzen von Palmruten auf dem Acker — bis hin zu *Symbolhandlungen* wie das schützende Umschreiten des Ackers. Auch das Eindrücken symbolischer, aber damit auch krafterfüllt gedachter Zeichen an bestimmten Stellen in die Erde der Felder gehört hierher. Diese Segensübertragungen haben *sowohl eine fördernde wie eine gegen alle Übel schützende Seite,* z. B. Schutz vor Hagelschlag.

Bloße Schutzfunktion haben gewisse in den Acker gesteckte Gegenstände, welche den „Bösen Blick" auf sich ziehen sollen, so daß der Betreffende mit den gefährlichen Augen den Gegenstand und nicht den Acker selbst anschaut. Hierher gehören auch die Handlungen beim Aufziehen von Gewittern.

Reine Wachstumsförderung dagegen bedeuten eine Reihe von *Analogiehandlungen,* welche die Höhe der Halme oder die Größe der Früchte beeinflussen sollen.

Die letzte zu besprechende Gruppe ist eine Besonderheit der Gottschee: Handlungen, durch die ein geschändeter Acker, dem dadurch Kraft und Segen entzogen sind, *wieder entsühnt und fruchtbar gemacht* werden kann. Hier ist eine jener Stellen, an denen man die Tiefe der Gottscheer Frömmigkeit und Naturbeseelung erkennt, die so oft ergreifend in ihrer Volkskultur zum Ausdruck kommt.

3. Segensübertragungen auf das Saatgut zu Weihnachten und im Fasching

Die hier anzuführenden Beispiele werden in den entsprechenden Abschnitten über das Jahresbrauchtum im Zusammenhang besprochen. Hier sei zunächst nur auf das Grundsätzliche kurz verwiesen.

Im Volksglauben, auch unserer Alpenländer, sind die Vorabende der drei großen weihnachtlichen Festtage (24. und 31. Dezember, 5. Jänner) von besonderer Bedeutung. Die Gottscheer nennen sie auch „die drei Weihnachtsnächte". An ihnen werden Handlungen dreimal vollzogen, die dann in ihrer Gesamtwirkung für das ganze Jahr gelten, wie das Räuchern und Besprengen aller Räume des Anwesens mit Weihwasser.

Die Stube des Bauernhauses beherbergt einen heiligen Platz. Das gilt für den ganzen Bereich der nordeurasischen Völker.[23] In Österreich ist es nicht nur der von Peter Rosegger treffend so genannte „Herrgottswinkel", der kleine Hausaltar in der Hinterecke des Raumes gegenüber der Eingangstüre und schräg gegenüber dem Ofen. Er befindet sich genau in der Ecke, direkt unter der Stubendecke und besteht meist aus Kruzifix, Heiligenbildern und gerne noch etwas Grünschmuck. Dorthin kommt auch etwas vom gesegneten Palmbuschen. Von der Stubendecke hängt oft auch eine kleine geschnitzte Heiligengeisttaube. In dieser Ecke steht auch der Eßtisch des Hauses, der an der Heiligkeit dieses Platzes teilhat. Bei unseren alpenländischen Bauern soll in der Tischlade auch stets ein Laib Brot liegen, stellvertretend für das Geschenk der täglichen Nahrung, „unser täglich Brot".

Dieser Tisch spielt nun in der Gottschee während der drei Weihnachtsnächte eine besondere Rolle. Was da auf oder unter dem Tisch die Nacht über liegt, gilt als gesegnet. Es überrascht nicht, unter den zahlreichen Gegenständen auch eine kleine Menge verschiedener Getreidekörner zu finden, die dann im Frühjahr unter das Saatgut gemischt werden und ihren Segen auf dieses insgesamt übertragen.

Der Erhaltungszustand der Bräuche ist nicht überall gleich. Auch die Gewährsleute erwähnen nicht immer alle Einzelheiten, die ihnen zum Teil selbstverständlich sind. Deshalb sind die Aussagen über das Getreide auf dem Weihnachtstisch zum Teil unvollständig. In sechs von mir befragten Dörfern gaben die Gewährsleute nur an, daß Kukuruz in diesen Nächten auf dem Tisch liege.[24] Fünf Dörfer berichteten von Schüsseln für jede Gattung Getreide.[25] Die Orte Altlag, Steinwand bei Pöllandl, Göttenitz,

[23] Vgl. G. Ränk, Die heilige Hinterecke im Hauskult der Völker Nordosteuropas und Nordasiens, Folklore Fellows Communications Nr. 137, Helsinki 1949; ders.: Das System der Raumeinteilung in den Behausungen der nordeurasischen Völker, Skrifter utgivna av institutet för folklivsforskning vid Nordiska Museet och Stockholms Högskola, Bd. 2 und 3, Stockholm 1949 und 1951.

[24] Reichenau, Nesseltal, Oberdeutschau, Wetzenbach, Suchen.

[25] Kukendorf, Grafenfeld, Lienfeld, Mairle, Morobitz.

Rieg und Obergras nannten aber direkt den eigentlichen Zweck, daß diese Körner dann im Frühjahr unter die Aussaat gemengt werden. [26] Auch wo es nicht direkt ausgesprochen war, ist der Zweck wohl der gleiche gewesen.

Auf dem Tisch liegt bis Dreikönig auch ein höchst bedeutungsvolles Gebildbrot, der sogenannte „Shiplink". Von ihm verzehren dann am Dreikönigstage alle Hausgenossen, aber auch alle wichtigen Haustiere, in Mahlgemeinschaft ein Stück. Auf dem Shiplink sind aus Teig verschiedene Figuren aufgeklebt. Vor allem ein „Kranzerl", ein ringförmiges Gebilde, innerhalb dessen sich ein Christkind oder eine Krippennachbildung befindet, ferner sogenannte „Tauben". In Morobitz wurde die Teigkrippe nicht verzehrt, sondern aufgehoben. Wenn die Frau das erste Korn aussäte, kam die Krippe in den Säkorb für Weizen. In Rieg hob man den Kranz auf und legte ihn zuunterst in den Säkorb, in Göttenitz Taube und Kranzl „gegen Ungewitter und für den Segen Gottes". Die 1849 geborene Mutter meiner Gewährsfrau aus Lienfeld hatte ihrer Tochter oft erzählt, daß vor ihrer Zeit mit dem Kranz bei der Aussaat etwas gemacht wurde. Dieser Brauch bestand also offenbar nur mehr in letzten Resten, seine Bezeugung ist aber doch unbezweifelbar.

Wichtige Vorfrühlingsbräuche, bei denen der Gedanke an Wachstum und Fruchtbarkeit im Vordergrund steht, spielen sich im Fasching ab. Dazu gehört das symbolische „Vorpflügen" im Pflugumzug, über das ich gesondert berichten möchte. In solche Zusammenhänge gehört es auch, wenn mir Gewährsleute aus Katzendorf und Hinterberg berichteten, am Faschingsdienstag werden die für den Samen bestimmten Maiskörner von den Kolben abgerieben. Tschinkel (S. 7) bestätigt das aus Schäflein. Dort wurden am Faschingsdienstag nicht nur Kukuruzkolben abgerieben, sondern auch die Saatbohnen ausgelesen und Krautstengel gesetzt. Wahrscheinlich würde man noch weitere Belege erfahren, wenn man gesondert darnach fragte. Aus Grodetz erzählte man mir, daß der Topf, in dem am Faschingsdienstag gekocht worden war, im Frühjahr zum Aussäen der Möhrensamen verwendet wurde.

4. Vorbildhandlungen

Schließen wir hier gleich jene Handlungen an, die als Kraftentfaltung oder Vorbildwirkung wachstumsfördernd gedacht sind, weil ein Teil von ihnen auch in die Faschingszeit fällt.

Die bekanntesten von ihnen hängen mit dem Tanzen im Fasching zusammen. Weit verbreitet ist der Glaube, daß starkes Tanzen im Fasching — also das Entfalten besonderer Kraft und Aktivität — das künftige Wachstum günstig beeinflußt. [27] Bereits zu den Vorbildhandlungen gehört es, wenn das Hochspringen im Faschingstanz auch als Maß für das Höhenwachstum des Getreides gilt.

In der Gottschee finden wir das starke Tanzen vor allem mit dem Gedeihen der Rüben verbunden. In Mairle, Stockendorf, Komutzen und Ebental sprach man nur davon, daß die Rüben gut werden, wenn im Fasching viel getanzt wird. In neun Orten aber sind es die *Masken*, deren Kommen man gerne sieht, weil ihr Tanzen das Rübenwachstum fördert. [28] In Mösel und Prerigl mußte die Hausfrau selbst mit den Masken zu diesem Zwecke tanzen. Die besondere Kraft der Maskierten — letztlich sind sie ja „Ver-

[26] Z. B. Rieg: „Körner von Weizen und Kukuruzkolben, auch zur ersten Aussaat genommen; von jeder Gattung Korn." Obergras: „Weizen, Kukuruz, Kartoffel auf den Tisch; das war das erste, das ausgesät wurde." Göttenitz: „Von jedem Getreide eine Handvoll in die Aussaat".

[27] Vgl. dazu R. Wolfram, Die Volkstänze in Österreich und verwandte Tänze in Europa, Salzburg 1951, S. 43 f.

[28] Masereben, Gehag bei Merleinsraut, Merleinsraut, Mrauen, Mösel, Unterlag, Neugereut, Prerigl, Katzendorf.

wandelte" und Repräsentanten außermenschlicher Kräfte — muß sich direkt auf die Hausmutter übertragen, unter deren Händen alles gedeihen soll. Auch das hat viele Entsprechungen außerhalb der Gottschee. In Altlag geriet der Flachs gut, wenn eine Maske ein Stück gekehrt hatte.

Vorbild- und Analogiehandlungen sind auch sonst zahlreich. So steckte man in Ebental eine Haselrute in das Flachsfeld, damit der Flachs ebenso groß werde wie die Rute lang war. Beim Hanf war die Rute noch etwas länger als die für den Flachs.

In Masereben legten sie mehrere gekochte Eier unter den Samen, wenn sie Lein säten. Dann warfen sie die Eier in die Höhe und fingen sie wieder auf. Zuletzt wurden die Eier gegessen, die Schalen zerrieben und auf dem Feld zerstreut. Das Ei als sinnfälligstes Zeichen für die Erneuerung und Weitergabe des Lebens kennen wir in solcher Funktion auch aus anderen Ländern.

In Masern und Göttenitz legte man sich nach der Bestellung des Erdäpfelackers auf den Boden und sagte: „So große Erdäpfel wie mein Kopf." In Hohenegg mußte man sich am Schluß der Ackerarbeit niedersetzen. „Wie schwer man niedersitzt, so schwer wird das Korn." Ähnlich erzählte man mir in Nesseltal, daß man sich dort auf seine Kehrseite im Acker niedersetzen müsse, dann bekäme man große Kartoffeln. Um große Rüben zu erzielen, mußte man sich in Koflern beim Säen tüchtig streiten. Im Hinterland aber sagte man, man müsse beim Setzen der Kürbiskerne gewaltig lügen. Je größer die Lüge, desto größer werden die Kürbisse. Wie man sieht, ist das Vorbild für die Größenmaße des künftigen Wachstums recht verschieden, der Grundgedanke aber immer derselbe. Bei den letzten Beispielen dürfte auch ein Schuß Schalkhaftigkeit eingeflossen sein.

Das Endergebnis insgesamt aber hoffte eine Handlung zu bestimmen, die T s c h i n k e l (S. 22) mitteilt: „Soll die Ernte reichlich ausfallen, dann muß die letzte Furche in der Richtung gegen das Dorf gezogen werden."

5. Aussaat

Wenn man den Samen der Erde anvertraut, ist das *Erste* davon besonders bedeutungsvoll. Darum wird auch das geweihte Korn aus den drei Weihnachtsnächten unter die erste Aussaat gemischt. Im Suchener Hochtal (Gehag, Merleinsraut und Obergras) hatte man im österlichen Weihkorb auch drei Kartoffeln. Diese kamen beim Setzen in die ersten drei Löcher.

Vor allem gilt der ersten Furche, die man zieht, mannigfache Segenshandlung. In Katzendorf legte man Krautpflanzen in diese übers Kreuz und ackerte dann. In den vier Orten Grafenfeld, Mrauen, Rieg und Obergras erfuhr ich, daß man den kleinen Fichtenzweig, den man zu Weihnachten zum Sprengen des Weihwassers nahm (gerne vom Christbaum), dann aufbewahrte und in die erste Furche legte. Sonst sind es meist die Kätzchen („Mutzen") von den geweihten Osterpalmen. [29] Manchmal kommen auch „geweihte Knochen" dazu, nämlich die Knochen vom Ostermahl (Prerigl). Auch Weihwasser sprengt man in die erste Furche.

Die Beobachtung des zu- oder abnehmenden Mondes sowie der Tierkreiszeichen für den Zeitpunkt der Aussaat ist in der Gottschee die gleiche wie anderswo. Eine Besonderheit scheint mir ein auf die Sonne bezüglicher Glaube zu sein. Beim Aufgang am Ostermorgen dreht sich die Sonne, das wird in vielen Gegenden erzählt. In der Gottschee ist das von Einfluß auf die Krautpflanzen, weshalb man da zuerst Kraut setzt. „Die erste Frucht ist gut, wenn sich die Sonne dreht" (Altlag). Meist wird sonst das Zunehmen des Mondes mit einem guten Wachstum jener Pflanzen in Verbindung gesetzt, die ihre

[29] Kukendorf, Koflern, Suchen, Verdreng, Graflinden, Prerigl, Stockendorf, Reichenau, Gehag bei Tschermoschnitz, Tschermoschnitz.

Früchte ober der Erde haben. In Verdreng erfuhr ich jedoch, daß man Bohnen am Vormittag setzen muß (also wenn die Sonne noch im Aufsteigen ist), dann treiben sie höher. Ähnliches hörte ich aus Mairle. In Lienfeld mußte man zu Mittag beim höchsten Stand der Sonne setzen. [30] In Mairle durfte man außerdem vom gleichen Samen nicht noch für ein anderes Feld nehmen, sondern mußte einen anderen Samen benützen.

6. Ackerzeichen

Am Schluß der Ackerbestellung werden sehr oft noch Zeichen in den Boden gemacht. Auf diese meist übersehenen Handlungen stieß ich zuerst bei meiner Brauchtumsaufnahme von Südtirol. Diese Zeichen haben Sinnbildcharakter, das geht aus den Tiroler Beispielen zweifelsfrei hervor. Dort sind zwei Schichten zu beobachten, eine Gruppe von Zeichen mit kirchlichen Symbolen wie die Namensabkürzungen Christi und Mariens, und eine andere Gruppe von Sinnbildern aus dem volklichen Überlieferungsschatz. [31] Die Zeichen werden dort entweder in den Boden eingedrückt, oder man verdeutlicht sie und verleiht ihnen längere Dauer, indem man in die Vertiefungen Samen einer anderen Frucht sehr eng setzt, so daß sie auch nach dem Aufgehen sichtbar bleiben. In der Gottschee ist das letztere der Fall.

Bei meiner Befragung fand ich bisher in 19 Gottscheer Orten solche Zeichen, [32] in 14 Orten [33] waren sie unbekannt und in einem (Katzendorf) war nur noch eine unbestimmte Erinnerung an sie vorhanden. Die räumliche Verteilung ergibt keine besonderen Aussagen, nur im Südostteil der Sprachinsel scheinen die Ackerzeichen zu fehlen. Hier ist Mairle am äußersten Rande des Gebietes der bisher einzige Beleg.

Die Hauptmasse der Zeichen sind Kreise, meist „Kranzl" genannt, Herzen und Kreuze. Dazu kommt in Reichenau noch ein Viereck, in Ebental der als Lebensbaumabkürzung [34] bekannte Dreisproß (hier „Gubl" = Gabel genannt) und in Grafenfeld, Masereben und Altlag das Radkreuz. Die drei Striche des Dreisprosses fand ich übrigens in Ebental auch über Speichertüren in das Holz eingeschnitten. In Pöllandl setzte man ein Herz, flankiert von zwei Kreisen, in den Acker. Die Namen Christi und Mariens fehlen, nur in Ebental macht derjenige, der die Fisolen setzt, die Anfangsbuchstaben seines Namens in den Acker. Als Beispiele für die Überlieferung führe ich wegen ihrer Wichtigkeit einige Aufzeichnungen im Wortlaut an:

Masereben:

> Wenn man Hirse gesät hat, hat man auf einem Eck einen Kranz gesät und ein Kreuz hinein, oder die Anfangsbuchstaben des Besitzers. Der Buchweizen (mit dem diese Zeichen gesät werden) hat die Hirse erstickt, er ist höher und schneller beim Wachsen.

Ebental:

> Mit Fisolen setzt man in den Mais Kreuze oder den Namen oder drei Striche („Gubl"), wo der Acker anfängt. Ein Kreuz daneben oft. Das wird mit Pferdebohnen gesetzt. Manche versprachen sich davon noch den Segen.

---

[30] Auf die Sonne bezüglicher Glaube beim Flachsäen: E. Riemann, Der Flachs im ost- und westpreußischen Volksglauben und Brauchtum, Jahrbuch f. ostdeutsche Volkskunde, Bd. 9, 1965, S. 94.

[31] Darüber habe ich zwei bisher noch unveröffentlichte Verbreitungskarten entworfen.

[32] Suchen, Masereben, Göttenitz, Rieg, Wetzenbach, Mrauen, Mösel, Grafenfeld, Reichenau, Mitterdorf, Kukendorf, Ebenthal, Langenton, Warmberg, Altlag, Pöllandl, Gehag bei Tschermoschnitz, Tappelwerch, Mairle.

[33] Merleinsraut, Obergras, Masern, Unter-Loschin, Komutzen, Steinwand, Tschermoschnitz, Lienfeld, Hohenegg, Nesseltal, Buchberg bei Nesseltal, Oberdeutschau, Prerigl, Verdreng.

[34] Vgl. R. Bauerreiß, Arbor vitae, München 1938.

Altlag:

Mit Fisolen ein Kranzle und ein Kreuz hinein setzen. Das macht man nicht nur auf einem Acker, sondern auf mehreren auch. Es war für ein gutes Jahr. Wenn man am Ende des Ackers einen Kranz gesetzt hat und alle Fisolen sind aufgegangen, dann heiratet eine. Ein zweiter Gewährmann aus dem gleichen Ort sagte zum Kreis mit dem Kreuz darin: Es bedeutet Gottes Segen gegen Unwetter.

Grafenfeld:

Viele haben mit Fisolen ein Kranzl gesetzt und ein Kreuz hineingegeben. Das macht man nur mit niederen Bohnen. Man setzt es am Ende eines Ackers beim Weg. Oft wird das Geweihte (zu Sonnwend) da hineingesteckt. Bei Buschbohnen wird auf das eine Eck ein Kreuz angesetzt und auf das andere ein Herz. Bei Maisfeldern macht man an der Straßenseite Fisolenkränzchen. Oft geschah es, daß diese von boshafter Hand zerstört wurden.

Gehag bei Tschermoschnitz:

Beim Bohnensetzen und überall im Acker beim Weg ein Kranz gemacht auf der Erdn und daneben zu Johannes dann ein Stangerl aufgesteckt (am 24. Juni abends) und daran ein wirklicher kleiner Kranz aufgehängt. Auch Kreuze hat man gemacht und Herzen von niederen Buschbohnen. Es ist wie ein Segen dabei.

Rieg, Wetzenbach:

Wo Mädel ein Kränzchen einsetzen bei den Bohnen, bedeutet es, daß es nichts wird mit einer Heirat, wenn etwas davon herausgerissen wird.

Reichenau:

Ein Kreuz oder Herz oder Viereck gesetzt. Wenn nichts davon ausbleibt, wird sie in dem Jahr heiraten. Die Madln haben das meist gesetzt.

Göttenitz:

Man hat im Acker einen Kreis gesetzt mit Bohnen. Es sollte nicht ruiniert werden, aber es hat doch immer wieder einer einmal etwas davon herausgerupft. Wenn ein Tor im Kranzl war, dann gab es kein Brot, der Kranz muß ganz bleiben.

Dem braucht nicht viel hinzugefügt werden. Bemerkenswert ist das Gewicht, das auf die Unversehrtheit des Ringes gelegt wird, den man in den Acker zeichnet. Der Deutung als Heiratsorakel steht die wahrscheinlich ursprünglichere gegenüber, daß sonst die Ernte ausbleibt: „dann gab es kein Brot". Auch das ist ein Beweis für die einstige Wichtigkeit dieser Zeichen. Es sollte nach diesen neuen Funden nun auch im übrigen deutschen Sprachraum planmäßig nach solchen Dingen gefragt werden. In Österreich konnte ich auch außerhalb von Südtirol bereits eine ganze Menge von Belegen finden, die allerdings die Vielfalt der Inhalte in den Rückzugsgebieten Südtirol und Gottschee nicht erreichen.

7. Feldmessen, Prozessionen

Zum allgemeinen bäuerlichen Brauchtum gehören die kirchlichen Segensmittel: Feldmesse, Flurumgänge, Prozessionen, Wettersegen und Besprengen des Ackers mit Weihwasser.

Diese Bräuche setzen mit dem großen Auferstehungsfest und dem Wiedererwachen der Natur zu Ostern ein. Hierher gehören schon verschiedene Handlungen am Karfreitag und Karsamstag. In mannigfachen Bezug zum Gedeihen alles Lebendigen auf dem Hofe werden auch die Palmruten, Osterfeuer und das Ostergeweihte gesetzt, worüber im Kapitel über die Osterbräuche berichtet werden soll.

In den Rahmen der Flurumgänge fallen teilweise schon die weiten Umzüge während der Osternacht. Nördlich der Stadt Gottschee bildete die Kirche von Mitterdorf, die älteste der Sprachinsel, das Ziel der singenden Burschen und Mädchen aus der ganzen Umgegend. Etwa um 3 Uhr morgens trafen einander dort die Ortschaften Malgern, Obern, Loschin, Koflern, Windischdorf, Rain, Kerndorf und Mitterdorf. Nach einem Gebet, einer Litanei und einem Umkreisen des Altares kehrten die Gruppen dann wieder zu den Osterfeuern auf ihren Feldern zurück.

Ein anderer Brauchtumskreis war südlich der Stadt Gottschee in Lienfeld, Ober Mösel und Unter Mösel, dazu auch noch in Tschermoschnitz. Dort war in der Osternacht das „Kreiznacker-Gehen" üblich, das in Mösel völlig das Gepräge eines Flurumganges hatte, der die alte Gemarkung umkreiste, die „Neuäcker" blieben außerhalb. Der etwa 5 km lange Weg mußte in der Osternacht vor Sonnenaufgang zurückgelegt werden, weshalb sie schon um 3 Uhr morgens bei ganz spärlichem Mondlicht begannen. Dabei wurde der Ort im Sinne des Sonnenlaufes umkreist. Es war eine reine Angelegenheit der Bevölkerung, ohne Geistlichen, nur ein Kreuz wurde vorausgetragen.

Während des ganzen Umganges wurde gesungen und gebetet, in der Hl. Blutskirche westlich von Ober Mösel war die Litanei. Diese Hl. Blutskirche war auch sonst ein vielbesuchter Wallfahrtsort. Möglicherweise hängt sein Kult mit Heiligenblut in Kärnten zusammen und bildete dann einen weiteren Hinweis auf die Herkunft der Gottscheer aus dem Osttirolisch-Kärntnerischen.[35] Der ganze große Umgang ging immer den gleichen Weg, zum Teil frei durch die Fluren, aber man hat genau gewußt, wo. Die Niedermösler hatten ein ganz eigenes Lied beim „Kreiznacker-Gehen". Auch ihr Weg war immer der gleiche. In Nieder Mösel gingen sie anschließend noch jeden Sonntag von Ostern bis Christi Himmelfahrt „Kreiznacker". Aus jedem Haus mußte einer teilnehmen. Auf ihrem Weg zur Pfarrkirche schlossen sich die übrigen Ortschaften an, die zur Pfarre gehörten.

Dem Erflehen eines guten Gedeihens der Ackerfrüchte, der Bitte um Regen und Schutz vor Hagelschlag, sind besonders die „Bittage", die ersten drei Tage der Christi-Himmelfahrtswoche, gewidmet. Die Bittgänge führen gewöhnlich zu Nachbarkirchen, ein Tag wird ausdrücklich nur als Felderprozession in der eigenen Ortschaft gehalten. Z. B. gingen sie in Morobitz in dieser Woche „einmal um das Feld", ähnlich in Suchen, Mittergras, Nesseltal, Stockendorf, Masern usw. In Komutzen und Warmberg nahmen sie dabei den Fronleichnamsweg. Denn auch die Fronleichnamsprozession mit ihrer Ortsumkreisung und dem Wettersegen ist ja eine Prozession, die zugleich mit der Verehrung der Eucharistie auch einen Flurumgang bildet. In Gehag bei Tschermoschnitz wurden Prozessionen von den Bittagen bis Fronleichnam abgehalten. Hatte es lange nicht geregnet, so versammelte sich außerdem das ganze Dorf und betete jeden Abend um die Felder herum. In Hohenegg gingen sie zu Sonnwend um die Äcker, wobei sie das Lied „Nu auhar, nu auhar du Tuge galiacht" (Nun herauf, du lichter Tag) sangen. Sonnwend war außerdem ganz allgemein noch ein besonderer Zeitpunkt für Segenshandlungen auf dem Acker, die im nächsten Abschnitt besprochen werden. In Rieg fand nach der Ernte eine Prozession rund um das Dorf als Danksagung statt.

Schließlich gab es noch die Wetter- und Feldmessen, die ortsweise an verschiedenen Terminen vom Mai bis Sonnwend stattfanden. Der Tag war nicht einheitlich, war aber für das betreffende Dorf eine Art Feiertag. Die Messe galt der Bitte um günstige Witterung und Segen für die Feldfrüchte. Dabei fand eine besondere Wasserweihe für das

[35] J. Erker, Zur Herkunft der Bewohner von Mösel — Kirche zum heil. Blute — heil. Briccius. Beiträge zur Geschichte und Landeskunde von Gottschee, II, 1919/20, Heft 2, S. 49—52; M. Kundegraber, Die Wallfahrten der Gottscheer, Versuch einer Bestandsaufnahme, Österr. Zs. f. Volkskunde, 65. Bd., Wien 1962, S. 252.

Besprengen der Felder statt, das dann gewöhnlich die Bäuerin nach der Messe vornahm. In Steinwand und Tappelwerch war die Feldmesse z. B. während der Bittage, in Altlag am Himmeltag (Fronleichnam) und in Rieg zu Johannes. In Reintal ging man beim Sprengen von Feld zu Feld. In Gehag bei Tschermoschnitz gab es das Feldersprengen auch am Tage der Wetterherrn Peter und Paul.

Diesem sommerlichen Feldersprengen steht eine kleine Gruppe gleicher Handlungen zur Mittwinterzeit gegenüber. In Lichtenbach gingen die Kinder am Unschuldigen Kindltag und zu Silvester nachmittags von der Kirche durch das Dorf und auf die Felder bis zu einer Kapelle, wobei sie die Häuser und Äcker mit Weihwasser besprengten. [36] In den vier Orten Grafenfeld, Lienfeld, Lichtenbach und Gehag bei Tschermoschnitz berichtete man mir vom Sprengen des Weihwassers auf die Felder zu Weihnachten. In Lienfeld und Grafenfeld „haben sie dabei für die Ernte gedankt und um ein gutes Jahr gebetet".

8. Ackersegnen zu Sonnwend

Ein wichtiger Zeitpunkt für das Ackersegnen ist in der Gottschee auch „Shumitn" = Sonnwend mit ihren vielen Bräuchen und Glaubensvorstellungen. Davon berichteten sie mir in 34 Ortschaften, die über das ganze Land verteilt sind. [37] Überall steckt man Palmruten in jedes Feld, das Frucht trägt — Wiesen also nicht —, und sprengt dazu Weihwasser. Die Meinung war, „die heilige Dreifaltigkeit beschütze uns vor Hagel und Ungewitter" (Ebental). Von den Palmruten waren die Kätzchen vorher entfernt worden. In Morobitz streifte man sie am Karfreitag ab und gab sie dem Vieh zu fressen, in Altlag verbrannte man die Weidenkätzchen, ehe man die Ruten auf das Feld gab. „Man steckte sie in Weihwasser für ein gutes Jahr." In Lienfeld kam schon bei der Aussaat in jeden Acker eine Rute. Dort waren die Ruten mit Bändern fest verschnürt und zusammengebunden. Bis zu ihrer Verwendung mußten sie so bleiben und durften nicht auseinandergenommen werden, „damit der Segen beisammenbleibt".

In der Mehrzahl der Fälle wird nur eine einzelne Rute in den Acker gesteckt. In 13 Ortschaften [38] erfuhr ich aber, daß sie zwei Ruten schräg gekreuzt ins Feld steckten, so daß sie ein Malkreuz bildeten, in Mitterdorf und Krapflern machte man richtige gerade Kreuze aus den Palmruten und steckte sie ins Feld. In Tappelwerch gaben sie an, das schräge Kreuz aus Palmruten sei gegen den Hagel. Buchberg bei Nesseltal hatte noch eine Besonderheit. Dort wurden die üblichen zwei schräg gekreuzten Palmruten in den Acker gesteckt und dazwischen hinein aufrecht noch eine Haselrute. Das gab man in die Mitte jeden Ackers. Es entsteht also folgende Figur: ✳. Auch in Mairle geschah Ähnliches, nur daß der zum Malkreuz aufrecht dazugesteckte Stab aus dem Stamm eines anderen Gewächses bestand, den sogenannten „Fiechesch-Moien".

Wir stehen hier vor Zeichen, die mehrere Erklärungsmöglichkeiten haben. Das schräge oder liegende Kreuz kommt in der christlichen Überlieferung als „Andreaskreuz" vor, wir kennen es aber auch schon aus vorchristlicher Zeit. Natürlich ist es ein sehr einfaches Zeichen, das immer wieder entstehen kann. Es ist auch mit bloßen Ruten

---

[36] Hauffen, S. 67 f.

[37] Obergras, Suchen, Merleinsraut, Masereben, Masern, Göttenitz, Rieg, Wetzenbach, Morobitz, Mrauen, Graflinden, Prerigl, Lichtenbach, Buchberg bei Nesseltal, Nesseltal, Mairle, Hohenegg, Mösel, Grafenfeld, Lienfeld, Katzendorf, Unter-Loschin, Ebental, Kukendorf, Altlag, Langenton, Warmberg, Komutzen, Hohenberg, Pöllandl, Krapflern bei Pöllandl, Gehag bei Tschermoschnitz, Tscheimoschnitz, Tappelwerch. In Reichenau kamen keine Ruten in den Acker, sondern nur Kätzchen beim Anbau in die erste Furche, in Koflern ein Palmkreuzchen in die erste Furche. In Mitterdorf steckten sie wohl eine Palmrute in den Acker, aber beim Anbau, nicht zu Sonnwend.

[38] Masern, Rieg, Graflinden, Prerigl, Katzendorf, Buchberg bei Nesseltal, Maierle, Stockendorf, Tappelwerch, Tschermoschnitz, Pöllandl, Hohenberg, Ebental.

leichter herzustellen als das gerade Kreuz, wo man die beiden Teile zusammenbinden muß oder den aufrechten Teil spalten und den anderen durchstecken. Gleichwohl dürften technische Gründe zur Erklärung nicht ausreichen.

Man kann feststellen, daß beide Kreuzformen gleichwertig sind und miteinander wechseln. In Südtirol z. B. fand ich am gleichen Ochsenjoch des öfteren drei Kreuze eingeschnitten, darunter auch in der Mitte ein gerades und rechts und links ein schräges. Oder es waren nur schräge Kreuze, was besonders beim Beschreiben der Haustüren mit geweihter Kreide zu Dreikönig in Tirol häufig ist. Auch in der Gottschee stehen beide Formen nebeneinander, z. B. in Ebental bei den zu Dreikönig an die Türe genagelten Palmkreuzchen. Eindeutig ist aber auch beim liegenden Kreuz ein heiliges Zeichen gemeint.

Das schräge Kreuz finden wir in der Gottschee noch auffällig oft in sicher sinnbildlicher Verwendung. So beim Abwehren eines Unwetters, wenn zwei Gegenstände übers Kreuz vor die Haustüre gelegt werden (vgl. Abschnitt 10). Besonders bedeutsam ist das Ziehen zweier schräg gekreuzter Furchen über den Acker in der Absicht, eine bestimmte Wirkung hervorzurufen (vgl. Abschnitt 11).

Will man versuchen, auch noch andere Sinngebungen als jene des Andreaskreuzes festzustellen, so drängt sich die Verwendung des liegenden Kreuzes in der Mathematik auf, wo es für die Multiplikation steht, also eine Vermehrung, Vervielfachung. Es findet sich ferner im Runenalphabet zur Bezeichnung des Buchstabens „G". In den Runenliedern sind uns für die einzelnen Buchstaben Namen überliefert, die gleichzeitig eine Erklärung beinhalten. Wir können sehen, daß mit diesen Zeichen auch Vorstellungen verbunden waren, sie waren mehr als bloße Lautbezeichnungen. In den Runenliedern trug der Buchstabe „G" den Namen „Gabe". Von hier aus ließe sich eine Gedankenbrücke zum reichlichen Ertrag, Vermehrung schlagen. Ganz abwegig sind solche Gedanken nicht, denn die liegende Acht als Unendlichkeitszeichen in der Mathematik kehrt z. B. auch im volklichen Sinnbildschatz wieder, wie es scheint in einer ähnlich zu deutenden Symbolik.

Das zweite Zeichen, das wir aus der Gottschee allerdings nur in zwei Belegen anführen können, ist das schräge Kreuz mit dem aufrechtstehenden Stab in der Mitte. Ein langer senkrechter Stab mit einem kleineren Schrägkreuz oben könnte eine Vereinfachung des griechischen Christusmonogramms sein. In der Gottschee handelt es sich aber offenbar um gleichlange Stäbe. In dieser Form ist das Zeichen bekannt als eine Abkürzung des Sechssternes, der zu den beliebtesten Volkskunst- und Sinnbildmotiven gehört.

Auch dieses Zeichen findet sich unter den Runen, und zwar in einer späteren Schichte als der Buchstabe „H". Sein Name ist „Hagel". Daß hier Runen vergleichend genannt werden, hat seine Berechtigung u. a. darin, daß in den Runen der Lautschrift verschiedene vorrunische Sinnbilder stecken, die ihren Symbolgehalt sichtlich auch noch im neuen Zusammenhang besaßen.[39] Die Anordnung der Zeichen in dem von unserem Alphabet so auffallend abweichenden germanischen „Futhark" zeigt, daß hier die Buchstaben jeweils dem Sinn nach aufeinanderbezogene Paare bilden. Auf die Hagel-Rune folgt z. B. die „N"-Rune, welche den Namen „Not" trägt. Der Sinn ist leicht verständlich: auf Hagelschlag folgt Not. Auf die „Gabe"-Rune folgt die Rune „W", die den Namen „Freude, Wonne" trägt. Diese und die anderen sinnverbundenen Paare zeigen, daß es sich bei der Anordnung und Namengebung nicht um Zufälle handelt.

Der „Hagel"Name dieses runischen Zeichens gibt noch etliche Rätsel auf. Zunächst ist es klar, daß — wenn das Zeichen mit dem Unwetter in Beziehung steht — dieses

[39] F. Krause, Was man in Runen ritzte, Halle 1935; H. Arntz, Handbuch der Runenkunde, 2. Aufl., Halle 1944.

nicht herbeigewünscht, sondern abgewehrt werden soll. Und genau das kommt in einigen wenigen Nachrichten vor, welche über den Sinn solcher Zeichen überhaupt etwas aussagen. In Südtirol fand ich es als Ackerzeichen mit der Angabe, es schütze vor Hagel! Das könnte Zufall sein, denn alle die heiligen Zeichen im Acker zielen auch auf solchen Schutz. Weniger naheliegend ist ein anderes Beispiel, das E. Burgstaller fand.[40] Unter den vielerlei Gebildbroten, die zu Weihnachten als Elementeopfer gebacken werden, befand sich in Klaus am Pyhrn (Oberösterreich) auch die gleiche vereinfachte Sechssternform, und zwar ebenfalls gegen den Hagel. Dazu kommen aus den bisher noch unveröffentlichten Fragebogenantworten der niederösterreichischen Brauchtumsaufnahme, die H. Fielhauer in Zusammenarbeit mit dem Niederösterreichischen Heimatwerk durchführte, zwei weitere Belege. In Schrems werden zu Ostern zwei „Brandhölzer" vom Karsamstag schräg als Malkreuz in den Acker gesteckt und in die Mitte aufrecht ein Palmreis. Abermals die gleiche Figur, die durch eine beigegebene Zeichnung gesichert ist. Und das gleiche berichtet der Ort Schweiggers. In den Fragebogenantworten des „Atlas der deutschen Volkskunde" aber findet sich noch die Angabe aus St. Andrä bei Villach (Kärnten): „Wird Getreide am Branterboden gebarnt, so kommen je drei Zweige (vom Palmbuschen) in Kreuzform unter jeden Stock gelegt." Die Zeichnung dazu zeigt wieder die Sechssternabkürzung.

Ob wir in diesen Beispielen, zu denen sich wahrscheinlich bei gezieltem Fragen noch weitere finden ließen, Zusammenhänge mit den alten Sinnbildern erblicken dürfen, die schon in den Runen enthalten sind, wird sich kaum sicher entscheiden lassen. Die Wissenschaft ist hier heute eher zurückhaltend. Merkwürdig sind diese Übereinstimmungen aber doch. Sie stehen auch nicht für sich allein. Z. B. fand ich in Siebenbürgen wie in Südtirol auch andere runenförmige Zeichen im Zusammenhang mit der Ackersegnung. In Beharrungsgebieten an den Rändern des deutschen Sprachraumes wären Altformen in ungebrochener Überlieferung nichts Ungewöhnliches. Schließlich lebte in der Gottschee ja auch noch bis in unsere Zeit der Glaube an das Erscheinen der Schicksalsfrauen bei der Geburt eines Kindes, die den Moiren, Parzen und Nornen entsprechen, durch ihren Namen „Schöpferlein" aber als deutsche Eigenüberlieferung ausgewiesen sind. In mittelhochdeutscher Zeit war er noch im deutschen Binnenland vorhanden, heute nur noch bei den Gottscheern.

9. Abwehr, Ackerkrönen

Der Schutz des Ackers richtet sich nicht nur gegen Unwetter, sondern auch mancherlei andere bedrohende Einflüsse. Neben den „positiven" Handlungen des Segnens stehen auch solche der ausgesprochenen Abwehr. Dazu gehört es, die Felder gewissermaßen zu *„hegen"*. Schon die umkreisende allgemeine Flurprozession hat solche Eigenschaft. Daneben gibt es aber auch Einzelhandlungen wie in Morobitz. Dort ging man am Pfingstsonntag mit fünf am Ostersonntag geweihten Eiern und einer Palmrute vor Sonnenaufgang entlang der Grenze der ganzen Gegend. An fünf Stellen wurden die geweihten Eier in die Erde gelegt. Die Rückkehr mußte wieder zum Ausgangspunkt erfolgen, also den Kreis schließen. „Dann kam der Hagel nicht hinein in die Felder." Die Gehrichtung ist dabei jene des Sonnenlaufes.

Dies ist nicht vereinzelt. In Mösel nahm man am Karfreitag vier Eier und ging um den Zaun des Dorfes herum. In jeder Himmelsrichtung grub man ein Ei in Felder und Wiesen außerhalb des Zaunes ein gegen die Unwetter. In Koflern litt man unter häufigen Schauerwettern. Ein Schutzmittel war, drei Eier, die von schwarzen Hennen am Karfreitag gelegt worden waren, am Ostersonntag auf drei Seiten der Grenze gegen das

[40] Atlas von Oberösterreich, 2. Lieferung, Linz 1960. Kommentarband, S. 178 und Abb. 86.

Nachbardorf zu auf dem Felde einzugraben. „Das war wirklich wahr." [41] Sehr deutlich ist die Hegung in Graflinden ausgesprochen. Dort zog man mit einer Rute einen großen Kreis, damit die Rüben gut wachsen.

Ein eigenartiges Mittel richtete sich gegen die Maulwürfe und Mäuse. In Morobitz steckte man zwei Kranabettn (Wacholder) in den Krautacker und legte eine dritte darüber, „daran wird sich der Maulwurf aufhängen". In Hohenberg erwartete man sich dasselbe Ergebnis von den übers Kreuz in den Acker gesteckten Palmruten, an denen sich die Mäuse aufhängen. T s c h i n k e l (S. 23) kennt die gleichen Handlungen: „Will man die Maulwürfe von einem Acker, auf dem man Lein, Kraut oder Hirse gesät hat, fernhalten, so genügt ein aus geweihten Schißlingen (einjährige Haselruten) aufgerichteter Galgen, an dem sich die Maulwürfe aufhängen." [42]

Eine dritte Gruppe von Bräuchen ist das *„Krönen"* der Felder, das auch noch mehr als Schmuckbedeutung hatte.

In Nesseltal und Oberdeutschau erfuhr ich nur, daß man Blumen auf einem Stecken in den Kartoffel- oder Kukuruzacker steckte, wenn man gehackt hatte. Sie nannten es ein „Moile" (Maie). Ähnlich lauteten die Angaben in Masern und Göttenitz, wo man in den Erdäpfelacker bis zum Blühen der Kartoffel zwei bis drei Buschen Blumen auf einem Stock aufsteckte. In Langenton kam auf jede der Palmruten ein „schönes Büschel Blumen". Steinwand, Pöllandl, Warmberg und Komutzen banden Blumen — vorwiegend Margariten — auf einen Stock, der zu Sonnwend in den Acker gesteckt wurde, gerne in die Mitte des Feldes. In Graflinden geschah dies schon bei der Aussaat. In Gehag bei Tschermoschnitz hingen sie an eine kleine Stange einen Kranz und steckten dies am Abend des Johannistages in jeden Acker, überall wo ein Weg durchging. „Dies war eine Zierde des Ackers." Beim Bohnensetzen steckte man den Stab mit dem Kranz neben das sogenannte „Kränzlein", den Kreis, den man in die Erde eingedrückt und mit Samen besetzt hatte.

Auch in Rieg sprachen sie zunächst nur vom Schmücken. Dann aber offenbarte sich plötzlich noch eine weitere Bedeutung. Die Aussagen dreier Gewährsleute lauteten folgendermaßen: „Man hat a Moile in den Acker gesteckt, daß sich der Acker nicht genieren tut." „Wenn der Acker ausgearbeitet war, hat man einen Stock genommen und einen Blumenstrauß mit verschiedenen Blumen daran hineingesteckt, man hat ihn gekrönt." „Um die Felder vor dem schlechten Auge zu schützen, steckt man ein rotes Tuch in den Acker."

Dies kannte auch Reichenau: „Man hat eine Fahne auf einem Stock in ein besonders schönes Feld gesteckt gegen das Vermoinen (vermeinen, beschreien). Die Leute schauen auf das Tüchl und nicht auf's Feld." Eine Bekräftigung bot Ebental: „An die geweihten Ruten werden verschiedene Blumen (Margariten und Wiesenblumen) an die Spitze gebunden und in den Acker gesteckt zur Johannisnacht. Wenn ein schlechtes Auge schaut, daß es auf die Blumen schaut und nicht auf den Acker." Auch H a u f f e n (S. 77) erwähnt diese gegen unheilvollen menschlichen Einfluß gerichtete Maßnahme, allerdings ohne Ortsangabe.

---

[41] Häufig kam es bei meinen Aufzeichnungen in Österreich vor, daß die Hegung nur drei Seiten des Ackers betraf, die vierte blieb offen, damit vorhandenes Böses hinauskönne. So z. B. in Moosburg, Kärnten: „Vom Holz des Palmbuschens werden drei Kreuzlein gemacht und drei Ecken jedes Ackers damit besteckt. Die vierte Ecke muß frei bleiben, damit der böse Feind entweichen kann. Dies geschieht nach der Bestellung des Feldes".

[42] Es ist die Frage, ob hier nicht auch die Torsymbolik hereinspielt, die mannigfacher Art sein kann (u. a. auch Reinigung und Übelabwehr), und die Galgenvorstellung erst später dazukam.

10. Gewitter

Zu den Handlungen, welche gewissermaßen vorbeugend und dauerwirksam gesetzt werden, treten andere beim jeweils eintretenden Anlaß. Ziehen im Sommer die Gewitter auf, wird mit den Glocken geläutet, und man sprengt Weihwasser vom Dreikönigstag hinaus mit den Worten: „Gott Wutr, Gott Shün, Gott Haila Geischt, schtea insch bai und w'rschoan insch wor ollm Unglück" (Lienfeld, Grafenfeld). Dazu las man das Johannesevangelium und bekreuzigte sich bei jedem Donnerschlag mit den Worten: „Gott shai bai insch." Auch eine Wetterkerze zündete man an. Es soll Licht brennen, wenn es donnert. „Machst du nicht Licht, so machen wir Licht" (Altlag, Hohenberg). In Warmberg und Komutzen entzündeten sie die Wetterkerze jedoch nur bei Nacht, nicht bei Tag. In Göttenitz schlug man die Glocken bei einem Gewitter nur an. Dort ging auch der Geistliche mit der Monstranz um die Kirche.

Die Wetter abwehrende Kraft der Glocken gehört zum allgemein verbreiteten Volksglauben. Manchen Glocken schrieb man aber noch besondere Wirksamkeit zu, z. B. jenen der Maria Himmelfahrtskirche in Rieg. Wurden sie geläutet, dann drehte sich das Wetter. Auch von den Kotschner Glocken meinte man, sie seien die besten zum Gewitterläuten gewesen. In Reichenau läuteten sie zuerst mit der kleinen Glocke, dann mit der mittleren, der großen und zuletzt mit allen drei zusammen. In Rieg gaben sie ferner an: „Wenn ein Hagelwetter kam, haben sie mit dem hl. Dreikönigswasser gesprengt und die Hacken hinausgeschmissen und Wetter geläutet und bei der Tür das Schlüsselloch zugestopft, damit das Wetter stehen blieben is draußen. Und mit geweihtem Pulver aus Mörsern geschossen." Das Pulver mußte in den Weihnachtsnächten auf dem Tisch gelegen sein (Masereben).

Zu den gleichfalls nicht nur in der Gottschee üblichen Abwehrmitteln gehört ferner das Verbrennen geweihter Dinge. „Man hat Palmen ins Feuer geben und hinaufgeraucht, daß der Rauch in die Wolken gegangen ist." Außer den Palmzweigen nahm man auch Äste der Stauden von allen vier Evangelien zu Fronleichnam. „Wenn es ganz gefährlich war, mußte man von den Glockenseilen etwas abschneiden und auch dazu geben beim Rauchen" (Reichenau).

Das häufigste Mittel ist das Hinauslegen bestimmter Gegenstände vor die Haustüre. Im Suchener Hochtal war es ein Stuhl, „dann kehrt sich das Wetter schon, wenn die Stühle die Füße in die Höh strecken". In Katzendorf, Göttenitz und Grafenfeld war es eine Sichel, die zu Weihnachten auf dem Tisch gelegen war. In Rieg warf man eine Hacke hinaus, in Warmberg und Komutzen schlug man sie in die Erde.

In 14 Orten [43] wurde mir berichtet, daß zwei Gegenstände gekreuzt ins Freie gelegt werden müssen. Meist sind es Ofenkrücke und Ofengabel. In Ebental legte man sie übers Kreuz auf den Misthaufen, in Göttenitz unter die Dachrinne, in Steinwand vor die Haustüre. Mehrmals, z. B. eben in Steinwand, gaben sie dabei ausdrücklich an, daß mit diesen beiden Geräten ein schräges Kreuz gebildet werden mußte. Hier klingt also eine besondere Verwendung und Bedeutung des Andreas- oder Malkreuzes abermals an.

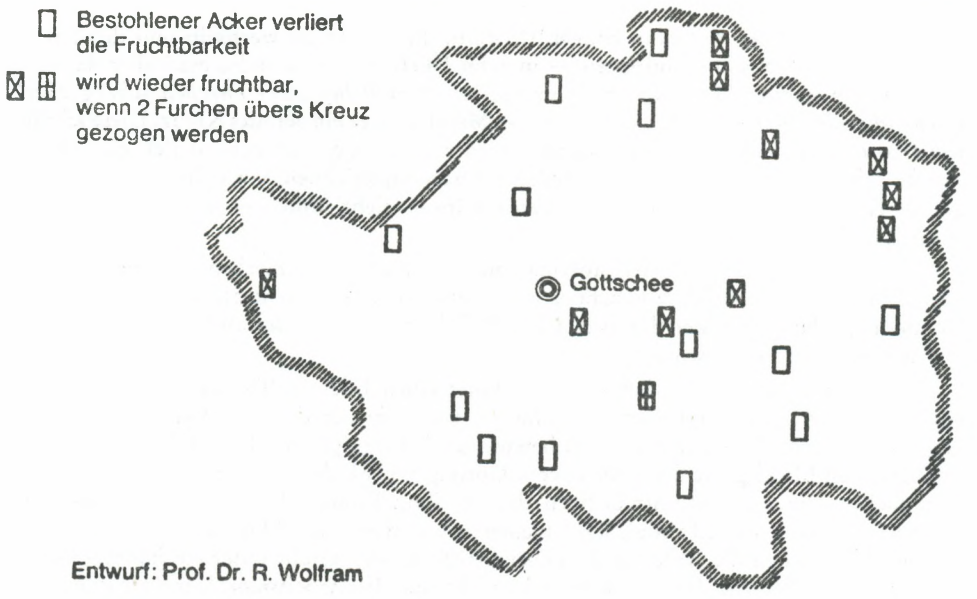
11. Bestohlener Acker

Dieses Zeichen erscheint außerdem bei einem Glauben und Brauch, zu dem ich außerhalb der Gottschee kein Gegenstück kenne. In nicht weniger als 24 Orten, [44] die

[43] Obergras, Gehag bei Merleinsraut, Masern, Göttenitz, Grafenfeld, Lienfeld, Katzendorf, Reichenau, Tschermoschnitz, Gehag bei Tschermoschnitz, Steinwand bei Pöllandl, Warmberg, Komutzen, Ebental.

[44] Masereben, Rieg, Wetzenbach, Mrauen, Verdreng, Mösel, Grafenfeld, Katzendorf, Reichenau, Nesseltal, Oberdeutschau, Stockendorf, Gehag bei Tschermoschnitz, Krapflern, Stein-

sich über die ganze Sprachinsel verteilen, sagte man mir, daß ein *Acker, der bestohlen wurde, seine Fruchtbarkeit verliere* (vgl. die Verbreitungskarte). „Es ist nicht mehr gewachsen", heißt es immer wieder, oder „im nächsten Jahr gibt es einen schlechten Ertrag." Dann „war der Same weggetragen". „Erst in drei Jahren hat er wieder getra-



gen" (Rieg), oder „es wachst sieben Jahre nicht mehr so gut wie sonst" (Grafenfeld). In Rieg und Wetzenbach aber betrachteten sie den Acker dann als ganz verdorben: „Dann hat's nie mehr so geraten."

Der Glaube daran ist so stark, daß selbst aus der letzten Zeit in den Lagern in Österreich von der gleichen Erfahrung berichtet wird. Gewährsleute, die aus Koflern stammen, sagten mir: „Das ist auch noch hier im Lager. Bei Fisolen ist der Segen weg. Das ist tatsächlich Wahrheit. Ein Gegenmittel ist es, dem anderen das gleiche tun, dann kriegt man den Segen wieder zurück." Die in Österreich heute noch lebendige Sitte des Maibaumstehlens [45] hatte wohl ursprünglich einen ähnlichen Glaubenshintergrund, daß mit dem Wachstumssymbol eines anderen Dorfes auch dessen Segen und die Fruchtbarkeitskraft in die eigene Gemarkung geholt werden konnte. Ganz entsprechend gab es im vorigen Jahrhundert auch in Schweden ein Stehlen der im Freien zu Weihnachten aufgestellten Wintermaien. Man suchte sich auch dagegen zu schützen und hatte notfalls

---

wand bei Pöllandl, Warmberg, Langenton, Altlag, Ebenthal, Koflern, Suchen, Hohenegg, Komutzen, Tschermoschnitz.

[45] Über die Verbreitung dieser Sitte noch in der Gegenwart gibt die 1968 veröffentlichte Karte Nr. 50 des Österreichischen Volkskundeatlasses Auskunft. In der Jaunitzsiedlung von Freistadt im Mühlviertel (Oberösterreich) konnte man z. B. 1966 drei Maibäume sehen, die aus den Dörfern Lest, Grünbach und Schlag stammten. Frdl. Mitteilung meines Hörers J. Schicho. Heute ist das Maibaumstehlen meist zu einem Scherz- und Wagestück geworden, denn der Baum wird von den Burschen des eigenen Dorfes zunächst während der Nacht noch bewacht. Glückt der Diebstahl, ist es ein Triumph für die Ausführenden und eine Schande für die Bestohlenen. Die Sache ist noch so verbreitet und verwurzelt, daß bei gerichtlichen Anzeigen in jenen Gegenden, wo der Brauch üblich ist, keine Strafverfolgung eintritt. In Zweifelsfällen werden Volkskundler vom Gericht als Gutachter beigezogen. Die ursprüngliche Bedeutung des Brauches dürfte jedoch ähnlich gewesen sein wie der Gottscheer Glaube.

einen Ersatzbaum vorbereitet.[46] Auch Flüchtlinge aus Gehag bei Tschermoschnitz berichteten mir ähnlich wie die Leute aus Koflern, daß ein bestohlener Acker nicht gedeiht: „Auch hier im Lager haben sie die Erfahrung gemacht bei den Gurken. Dann im Frühjahr, bevor man geackert hat, muß man zwei Furchen übers Kreuz ackern, dann ist es gut."

Ein Gegenmittel war es in einigen Dörfern, die Frucht zu wechseln und den Samen zu tauschen. Weitaus am häufigsten — in zehn Dörfern[47] — wandte man aber das eben aus Gehag genannte Mittel an: man mußte *mit dem Pflug zwei Furchen schräg über's Kreuz über den ganzen Acker ziehen*, nur in Mösel war es ein gerades Kreuz. Diese schräge Kreuzform war eindeutig betont. Immer wieder sagten sie, von Eck zu Eck ein schiefes Kreuz. Ich ließ es mir auch in verschiedenen Orten aufzeichnen, um sicher zu gehen. Das gerade Kreuz, das ja auch möglich gewesen wäre — siehe Mösel —, verneinten sie sonst ausdrücklich.

Hier tritt uns das Malkreuz abermals und in einer sehr bemerkenswerten Rolle entgegen. Sucht man sich klarzumachen, was hinter dem Ganzen liegt, so ist es wohl die Vorstellung, daß ein Acker durch den Fruchtdiebstahl *geschändet und entheiligt* ist, daß ihm der Segen entzogen wurde.

Es ist der seltene Fall, daß wir unverhofft einen Blick in Tiefenbereiche des volklichen Glaubens und Empfindens tun können, von denen in direkter Aussage sonst nicht gesprochen wird, die vielleicht kaum bewußt sind. Dazu gehört die Auffassung von der Heiligung und Heiligkeit der Arbeit, vom Gottesgeschenk des Wachsens und Reifens, das man nicht verletzen und entwürdigen darf.[48] Eine Frömmigkeit, die vom bloß rechnerischen Denken der „Produktion" meilenweit entfernt ist. Man sollte das nicht belächeln. Denn wenn die Arbeit nicht Lebenserfüllung ist, gestellt unter ein höheres Gesetz und eine echte Würde, dann entschwindet nicht nur die Arbeitsmoral, sondern auch die eigentliche Befriedigung im Schaffen, die viel mehr ist als der Erwerb materieller Güter. Eine Wohlstandsgesellschaft, der solche Werte verlorengingen, wird ihr Ziel in immer neu gesteigerten Ansprüchen und Konsummöglichkeiten sehen, des inneren Haltes und eigentlichen Glückes aber entbehren. Das technische „Funktionieren" kann den Mangel an menschlicher Haltung nicht ersetzen. Dadurch wird nicht nur die Sinngebung des Daseins beeinträchtigt, sondern auch die tatsächliche Arbeitsleistung selbst.

Unter solchem Blickwinkel sollte man auch viele der Zeichen und Handlungen sehen, von denen hier die Rede war. Nicht alles ist bloß der verständliche, aber auch eigensüchtige Wunsch, Übel fernzuhalten. Auch auf den Gegenständen, die sie umgeben und die sie gebrauchen, wollten unsere Bauern „ein heiliges Zeichen" sehen, wie es einer einmal wörtlich ausdrückte. Das geht bis zum Rechen oder dem Joch der Zugtiere. Und wenn das Pflügen „in Gottes Namen" begonnen wurde, dann ist eben die Arbeit selbst heilig und geheiligt. Was das bedeutet, läßt sich kaum überschätzen. Zu solchen Erkenntnissen gibt uns der Gottscheer Brauch einen Schlüssel.

---

[46] Vgl. R. Wolfram, Christbaum und Weihnachtsgrün, Kommentar zur 2. Lieferung des Österreichischen Volkskundeatlasses, S. 47 f.

[47] Suchen, Grafenfeld, Hohenegg, Reichenau, Tschermoschnitz, Gehag bei Tschermoschnitz, Krapflern, Steinwand bei Pöllandl, Komutzen, Warmberg.

[48] Auch außerhalb der bäuerlichen Urproduktion sehen wir die Arbeit z. B. bei allen Handwerkern unter einen Schutzheiligen gestellt. Vgl. u. a. G. Heilfurth, Das Heilige und die Welt der Arbeit am Beispiel der Verehrung des Propheten Daniel im Montanwesen Mitteleuropas, Marburg 1963. Aber auch in der Zeit vor dem Computer trug das Hauptbuch eines Unternehmens auf der ersten Seite die handschriftliche Eintragung des Prokuristen „Mit Gott". Zur ganzen Frage auch der von G. Heilfurth und I. Weber-Kellermann herausgegebene Band „Arbeit und Volksleben", Göttingen 1967, welcher die Vorträge des Deutschen Volkskundekongresses 1965 in Marburg enthält.

12. Zusammensassung, Vergleiche

Versuchen wir hier erstmals — so wie dann auch in den meisten folgenden Kapiteln — eine Summe zu ziehen. Bei den hier geschilderten Bräuchen und Glaubensvorstellungen heben sich aus allgemein verbreiteten und bekannten einige besondere heraus. Das könnte darauf zurückzuführen sein, daß die Forschung bisher auf sie nicht aufmerksam wurde. Anderes ist möglicherweise Gottscheer Sonderart. Zunächst ist aber zu fragen, wie der vorgelegte Bestand innerhalb der umgebenden Volkskulturen steht und ob sich vielleicht Zusammenhänge mit den alten Herkunftsgebieten der Gottscheer zeigen? Ein zusammenfassendes und gültiges Urteil kann sich natürlich erst ergeben, wenn alle Teilgebiete des Brauchtums durchschritten sind, also am Ende unseres Buches. Hier zunächst nur, was aus diesem Abschnitt zu ersehen ist.

Daß man Gegenstände in den Weihnachtsnächten auf dem Tisch liegen hat und sie dadurch gesegnet glaubt, kennen auch die jugoslawischen Nachbarn, die Ungarn und selbst Slowaken. Auch in Österreich findet sich einiges davon. Europäisch verbreitet ist dagegen der Pflugumzug oder der Glaube an die Wirksamkeit des Tanzens im Fasching auf das künftige Wachstum der Felder. Unter den im 4. Abschnitt besprochenen Gottscheer Vorbildhandlungen finden sich übrigens einige recht originelle.

Im Kapitel Aussaat und Ackerbestellen sind zwei Besonderheiten enthalten. Die erste ist der Glaube, der sich auf den Stand der Sonne beim Säen bezieht, während man sonst immer nur von der Beachtung des Mondes erfährt. Die zweite sind die Ackerzeichen (Abschnitt 6).

Wie schon erwähnt, fand ich die reichsten Entsprechungen zu den Ackerzeichen in Südtirol, ferner eine Anzahl weiterer Belege im übrigen Österreich in verschiedenen Bundesländern. Nach den freundlichen Mitteilungen von Herrn Prof. Dr. M. Gavazzi (Agram) und Herrn Wissenschaftlichen Rat Dr. N. Kuret (Laibach) sind solche Zeichen sowohl bei den Kroaten wie den Slowenen unbekannt. Ich selbst kann hier nur einen kleinen Hinweis geben. Eine meiner Suchener Gewährsfrauen, die 14 Jahre im slowenischen Bereich gelebt hatte, teilte mir mit, daß die Ackerzeichen Kreis und Herz in der Nachbarschaft des Suchener Hochtales vereinzelt bekannt seien. Bei einer solchen Beschränkung dürfte es sich demnach um eine Ausstrahlung von der Gottschee handeln. Hingegen stimmt die Gottschee hier klar mit Österreich überein. Sowohl die hier geschilderten Ackerzeichen, wie auch jene in den Abschnitten 8, 10 und 11, haben Sinnbildcharakter und dürften einer sehr weit zurückreichenden Altschichte angehören.

Beim Ackersegnen zu Sonnwend (Abschnitt 8) sind zwei Dinge wichtig: der Zeitpunkt sowie die zeichenhafte Form, welche man beim Einstecken der Palmruten in den Acker bildet.

Daß in der Gottschee die Palmen in solch starkem Ausmaß (34 der befragten Ortschaften) zu *Sonnwend* in den Acker kommen, ist — gemessen an den österreichischen und deutschen Bräuchen— ungewöhnlich. In Österreich sind die häufigsten Tage Palmsonntag, Karfreitag, Karsamstag und Ostersonntag. Daneben gibt es auch einige andere Tage. In Südtirol zeichnen sich klare Landschaften ab, wo die Palmen nach der Weihe sofort ins Haus kommen und wo sie zunächst noch eine Zeit im Freien — meist nahe dem Hause — aufgesteckt werden. Darüber konnte ich auf Grund meiner eigenen Aufnahmen eine Reihe noch unveröffentlichter Verbreitungskarten entwerfen. Die Zeit schwankt zwischen Gründonnerstag und Christi Himmelfahrt. In der Steiermark erfahren wir sogar aus einigen Orten, daß Palmen zu Dreikönig im Schnee auf die Felder gesteckt werden, [49] was im Ackersegnen einiger weniger Gottscheer Nachrichten ein gewisses

[49] Wernersdorf, Leutschach, Langegg.

Gegenstück hat. Zu Dreikönig werden in Südtirol aber sehr allgemein die Felder mit Weihwasser besprengt. Einige Dörfer in Nieder- und Oberösterreich geben die Palmen zu Georgi in die Felder, [50] etliche steirische Orte am Kreuzauffindungstag, [51] auch Pfingsten und Fronleichnam kommen vereinzelt vor. Sonnwend fehlt nicht ganz, ist aber sehr selten. So werden in Preitenegg (Kärnten) am Sonnwendabend auf den Äckern drei kleine Holzkreuzlein in den Boden gesteckt und dazu ein geweihter Zweig vom Palmbesen. Zu Sonnwend findet in Österreich hingegen ein nichtkirchliches Segnen der Häuser statt. An die Türen und Fenstergitter werden die sogenannten „Sonnwendkranzln" gesteckt. Nach der Verbreitungskarte im Österreichischen Volkskundeatlas (Blatt 51) zieht sich der Brauch vom Süden der Steiermark in einem großen Bogen bis ins Salzburgische und nach Oberösterreich.

Sonnwend als Zeitpunkt des Ackersegnens hat jedoch nach den freundlichen Mitteilungen von N. Kuret verschiedene slowenische Gegenstücke. Z. B. werden Haselzweige aus dem Palmbuschen in Kreuzform zu Sonnwend in Ložnica im Sanntal (ehemalige Untersteiermark) am Ackerrand, auf Wiesen und am Waldrande in die Erde gesteckt. Bloß Stücke des Palmbuschens ohne Kreuzform kommen zu Sonnwend aber in Innerkrain (Knežja njiva) und Unterkrain (Dobrnič) in den Acker. Ebenso im Übermurgebiet (Prekmurje) und der ehemaligen Südsteiermark (Podčetrek, Velika Nedelja, Laško, Šalek-Tal). In der Untersteiermark werden in die Ackerecken zu Sonnwend auch große Stauden von Johannisblumen (Chrysantemum leucanthemum L.) gesteckt. Auch ein Ackerkrönen (Abschnitt 7) kommt in Slowenien zu Sonnwend vor, wovon gleich noch zu sprechen sein wird.

Das Gottscheer Ackersegnen zu Sonnwend liegt — was den Zeitpunkt betrifft — demnach eingebettet in ähnliche Bräuche des slowenischen Volkes, während in Österreich zu Sonnwend das Haus, selten der Acker, bedacht werden. Ganz fehlen Entsprechungen aber im übrigen deutschen Volksraum auch nicht. So berichtet F. Panzer, [52] daß in einigen Dörfern Oberschwabens an einen Elsenstecken geweihte Palmen, Eiben und Weghalten gebunden und am Johannisabend in den Flachsacker gesteckt wurden. Nach K. Reiser [53] geschieht im Allgäu das „Maien" der Felder mit Palmen am Johannisabend nach Sonnenuntergang. Am Johannistag räuchert man auch das Bohnenfeld mit dem Rauch des auf einer Pfanne liegenden Palms gegen Blattläuse. Die Beispiele sind im deutschen Gesamtraum jedoch vereinzelt. Ob mehr zu finden wäre, müßten genauere Befragungen in größeren Gebieten ergeben. Z. B. stieß ich in Tröndelagen (Norwegen) auf das Umschreiten der Äcker mit Vogelbeerzweigen zu Sonnwend. Dabei sangen die Mädchen ein Lied „Wach auf, Acker und Wiese . . ." und steckten die Zweige dann in den Acker.

Bei der *Form* der in den Acker gesteckten Palmruten, die ein Malkreuz oder Hagelkreuz bilden, ist die Gottschee aber wieder sehr eigenständig. Hier fehlen slowenische und kroatische Gegenstücke. In Österreich finde ich lediglich in Birkfeld und Etzersdorf bei Weiz — beide in der nördlichen Oststeiermark mit ihren nach den Forschungen von S. Walter ausgeprägt bairischen Überlieferungen — Palmzweige, die genau wie in der Gottschee als Malkreuz in den Acker gesteckt werden. [54] Dem reiht sich erstaunlicher-

[50] Matzleinsdorf bei Melk, Petzenkirchen, Hagenberg, Tragwein, Münzbach und andere, besonders im südöstlichen Niederösterreich.

[51] Allerheiligen im Mürztal, Frauendorf bei Unzmarkt, Pusterwald, St. Veit bei Grau, ferner Lunz am See in Niederösterreich.

[52] F. Panzer, Bayerische Sagen und Bräuche, 2. Bd., München 1855, S. 550.

[53] K. Reiser, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus, 2. Bd., Kempten 1902, S. 149; zit. im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, VI. Bd., Sp. 1374.

[54] Fragebogenbeantwortungen des „Atlas der deutschen Volkskunde". Bei manchen anderen Antworten, die nur von Kreuzen sprechen, sie aber nicht durch Zeichnungen erläutern, können auch Malkreuze gemeint sein. H. Fielhauer traf sie auch in Niederösterreich an. Wird

weise ein Beispiel aus Westfalen an. [55] Auch hier dürfte bei großräumigen gezielten Befragungen wahrscheinlich noch mehr zu finden sein.

Das Hegen des Ackers, indem man ihn umwandelt oder in seine Ecken Schutzzeichen setzt, gehört wieder zu den allgemein verbreiteten Handlungen. Schon in der Antike hören wir davon, daß gegen ein bestimmtes Unkraut in die vier Ecken des Feldes Oleander gesteckt wurde. [56] Wenn in Koflern (Gottschee) bloß drei Eier auf dem Felde eingegraben wurden, erklärt sich das wohl daraus, daß man eine Ecke offen ließ, um dem Bösen, das im Acker vorhanden ist, einen Ausweg zum Fortziehen zu geben. Auch das hat viele Gegenstücke. [57]

Aus dem binnendeutschen Gebiet wissen wir wenig von Entsprechungen zum Gottscheer „Krönen" des Ackers durch einen „Maie" in Gestalt eines Stockes mit einem Blumenstrauß oder einem angehängten Kranz. Hingegen findet sich der Brauch in Unterkrain, wo zu Sonnwend ein „kleiner Maibaum" („mlajček") in Gestalt einer blumengeschmückten Palmrute in der Umgebung von Ribnica, Velike Lašče, Žužemberk, in den Dörfern Hinje, Male Lešče, Retje, Zagorica, Kompolje und Struge in den Acker gesteckt wird. [58] Ein Kranz aus Johannisblumen und Laub vom Palmbuschen wird in Vavta vas bei Novo mesto auf einem Stock befestigt und gegen Hagel auf das Feld gebracht. In der Weißen Mark (Bela krajina) werden im Dorfe Adlešiči am Sonnwendabend Johannisblumen auf die Äcker gelegt. Eine Verbreitungskarte, welche ich Herrn N. Kuret verdanke, zeigt den mit der Gottschee übereinstimmenden Brauch des Ackerkrönens in einem an die Gottschee nördlich direkt anschließenden Bereich verbreitet, der aber nicht bis Laibach reicht. Eine vereinzelte Nachricht kommt aus Österreich. Im gemischtsprachigen Gailtal steckt die Hausfrau am Sonnwendabend ein Elsenstäbchen, das am Fronleichnamstag geweiht sein muß, mit einem Kranz aus Feldblumen in die Mitte des blühenden Flachsfeldes. So hoch der Stab, so hoch wird der „Hår" (Flachs) wachsen. In der Millstätter Gegend steckt man in das Feld auf einer hohen Gerte, welche die Höhe des Flachses vorzeichnen soll, ein rotes Papierfähnchen. [59] Das ist vielleicht die einzige Andeutung einer Abwehr gegen das Beschreien des Ackers, von dem sonst in den Belegen außerhalb der Gottschee nicht gesprochen wird, auch in den slowenischen anscheinend nicht. Daß der Acker „vermeint" werden kann, kennt man bei uns allerdings schon, z. B. in Eisentratten.

Der Glaube, daß ein bestohlener Acker seine Fruchtbarkeit verliert (11. Abschnitt) und das Gegenmittel der zwei schräg über den Acker gezogenen Furchen ist mir außerhalb der Gottschee unbekannt. Die gleiche Auskunft erhielt ich auch von den slowenischen und kroatischen Fachleuten. Es scheint sich um sehr altertümliche Überlieferungen zu handeln.

Sind unter den genannten Wachstumsbräuchen solche, die vielleicht auch für die Herkunft der Gottscheer aussagekräftig sein können? Das ist nicht eindeutig zu beant-

---

der Flachs zum Trocknen ausgebreitet, legt man gerne drei schräge Kreuze aus übereinandergelegten Büscheln am Rande des Feldes. So in Glojach bei Wildon. Ich selbst beobachtete es mehrfach in Südtirol.

[55] A. Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen, Leipzig 1859, 2. Bd., S. 155.

[56] Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. VI, Sp. 1375.

[57] In zahlreichen Orten Südtirols konnte ich z. B. aufzeichnen, daß Felder bei Ungezieferbefall an drei Ecken mit Ignatiuswasser besprengt werden, die vierte Ecke bleibt offen, damit das Ungeziefer den Acker verlassen kann. In Anhalt umwandelte man zum Vertreiben von Raupen die Kohlfelder mit einem Pfingstmaie. Bei dieser Umkreisung mußte ein Fußbreit offenbleiben, damit die Raupen hinauskönnen. O. Hartung, Zur Volkskunde von Anhalt, Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde, 7. Jg., Berlin 1897, S. 78.

[58] In Zvirce wird zu Sonnwend (ohne Zweckangabe) in jeden Acker ein Stock mit einem schönen, bunten Blumenstrauß gesteckt.

[59] G. Graber, Alte Gebräuche bei der Flachsernte in Kärnten und ihr religionsgeschichtlicher Hintergrund, Z. f. österr. Volkskunde, 17. Jg., Wien 1911, S. 149.

worten. Aus meinen eigenen Osttiroler Aufzeichnungen kann ich nicht — so wie die Mundartkunde — Parallelen aufzeigen, welche bloß auf Osttirol und die Gottschee beschränkt wären. Mein Material bezieht sich hier auf den größeren Raum von ganz Südtirol, nicht Osttirol allein, und in Kärnten oder überhaupt Österreich auf andere Gebiete als den wahrscheinlichen engeren Herkunftsbereich. Mit Süd- und Osttirol gemeinsam hat die Gottschee vor allem gewisse Ackerzeichen. Nach dem Fertigmachen des Ackers werden in Süd- und Osttirol mit dem umgedrehten Rechen gerne Malkreuze in die Erde eingedrückt, oft in alle vier Ecken. [60] Allerdings erfuhr ich in Osttirol nichts davon, daß in diese Zeichen so wie in der Gottschee andere Samen gesät werden, so daß sie auch nach dem Keimen noch sichtbar bleiben. [61] Hingegen wird in Osttirol des öfteren der Palm in den Kreuzungspunkt des Malkreuzes mitten hineingesteckt, [62] ähnlich wie in der Gottschee (z. B. Grafenfeld). In Tessenberg ist es ein gerades, gleichschenkliges Kreuz, dessen vier Enden durch Löcher betont werden, die man mit dem Rechenstiel in den Boden drückt. Das Holzscheit, das man am Karsamstagfeuer bei der Feuerweihe hatte ankohlen lassen, steckt man in die Mitte dieses Kreuzes, Palmen in die vier Löcher an den Balkenenden. In Virgen in Osttirol macht man aus gespaltenen „Weichscheitern" ein gerades Kreuz und steckt es aufrecht in den Acker, rechts und links davon noch je einen Palmzweig. Im übrigen stimmt es mit der Gottschee überein, daß in Osttirol nicht wie in großen Teilen Kärntens, z. B. im Gurktal, der ganze Palmbuschen auf einem festen Stock in den Acker gesteckt wird, sondern nur einzelne „Rüatla". Hingegen entspricht der Zeitpunkt dieser Ackersegnungen den allgemein österreichischen und nicht dem Sonnwendtermin wie in der Gottschee.

Der Gottscheer Sonnwendzeitpunkt könnte Fragen aufwerfen. Ist dem Umstand Gewicht beizumessen, daß solche Ackerbräuche weitab von der Gottschee und dem slowenischen Gebiet wieder in Schwaben auftauchen? Spiegelt sich hier die Zuwanderung aus Schwaben, auf die etliche Personennamen deuten? Aber hätte sich das dann in der Gottschee gegenüber dem österreichischen Brauchtermin durchgesetzt und darüber hinaus auch noch bei den benachbarten Slowenen? Das scheint doch sehr fraglich. Oder war in Österreich einst auch ein Ackersegnen zu Sonnwend üblich, das vielleicht unter kirchlichem Einfluß im Laufe der Entwicklung auf die Osterzeit zurückgezogen wurde? Geblieben wäre dann nur das ohne kirchliche Weihe erfolgende Segnen und Schützen des Hauses durch die Sonnwendbüschel. Die Fragen bleiben offen.

Ackersegnen und Wachstumsfördern sprießt aus der Wurzel des bäuerlichen Daseins. Darum ist es reich und mannigfach und eröffnet Blicke in die Tiefe des Empfindens und Glaubens. Kein Wunder, daß dabei auch ganz alte Schichten zutagekommen. Auch solche, die allein noch in der Gottschee lebten. Was dieser Außenposten für die gesamtdeutsche Volkskultur und ihre Erforschung beitragen kann, zeichnet sich hier schon ab.

[60] Z. B. in Innervillgraten, Außervillgraten, St. Justina, Tristach, Dölsach, Amlach, Schlaiten, Nußdorf.

[61] Dergleichen kenne ich hingegen aus dem oberösterreichischen Mühlviertel.

[62] St. Justina, Innervillgraten, Nußdorf, Dölsach.

III. Die bäuerliche Arbeit

1. Vorbemerkungen

Die nachstehenden Ausführungen gelten nicht einer Technologie der Geräte und auch nur bedingt einer der Arbeitsvorgänge. Im Blickfeld steht in erster Linie die volkskundliche Sicht im engeren Sinne. Sie schließt neben dem Schildern der üblichen Arbeitsverfahren auch das Bezogensein auf den Menschen und sein Erleben ein. Damit auch die Bräuche. Denn — wie es ein Gewährsmann ausdrückte — „bei jeder Sache ist ein Brauch". Und man kann hinzufügen, in vielen Fällen auch ein Glaube. Um dies von allem Anfang an zu verdeutlichen wurde das Kapitel „Ackersegnen und Wachstumsbräuche" vorangestellt, aber auch bei den nun zu beschreibenden Arbeiten schimmert dieser Untergrund immer wieder durch.

Selbstverständlich können nicht alle Handgriffe der Arbeit und jede Einzelheit angeführt werden. Teils aus Raumgründen, teils aber auch, weil man dann alles selbst gemacht oder zumindest beobachtet haben müßte. Ein solches Miterleben des ganzen Jahreszyklus aber war mir in der Gottschee versagt. Das meiste mußte ich erfragen, und zwar überwiegend hinterher, als sie bereits fern der Heimat lebten.

Bei den folgenden Schilderungen geht es zunächst um eine erste Gesamtübersicht. Da sie das bäuerliche Erwerbsleben betrifft, bleiben alle die vielfältigen Arbeiten ausgeklammert, welche z. B. den Festvorbereitungen dienen, etwa zu Weihnachten. Nicht einbezogen ist in der Regel auch alles, was nur der gleichbleibende Teil des Tageslaufes bringt, z. B. die Mahlzeiten, das Füttern, Melken usf. Auch die Tagesarbeit kann übrigens ihre Besonderheiten haben. Ich führe nur einen Spruch aus Ebenthal beim Feuermachen an. Da sagte man: „Rach, Rach, et gehat ze mir, e hon nisch schimpliges Gaut" (Rauch, gehe nicht zu mir herunter, ich habe kein schimmliges Geld, d. h. solches, das getrocknet werden muß).

Das Anordnen des Stoffes ließe sich in verschiedener Weise gestalten. Es könnte in zusammenfassenden Großgruppen geschehen, wie Feld, Garten, Vieh, Wald usf. Dabei ergäben sich aber Überschneidungen und wiederholende Gleichläufe, und der Jahresrhythmus wäre zerstückelt. Deshalb ist es vielleicht besser, dem natürlichen Ablauf zu folgen und dabei nur einzelnes zusammenzufassen wie etwa im Abschnitt „Vieh und Viehhüten". Das ergibt zwar 23 Abschnitte, die sich aber doch zu einem Ganzen zusammenfügen.

2. Glaubensvoraussetzungen

Jede wichtige Arbeit auf dem Feld begann in der Gottschee mit dem Wort „in Göttesch Num", in Gottes Namen. Christliche Frömmigkeit und alter Naturglaube geleiteten sie dabei in ihrem Tun. Das sollte immer im Auge behalten werden, wenn nun die Arbeitspraxis geschildert wird. Das vorangegangene Kapitel zeigte das schon in aller Deutlichkeit.

Es gibt aber auch Glaubensvorstellungen, welche nicht an eine einzelne Verrichtung gebunden sind, sondern für Arbeiten der verschiedensten Art gelten, z. B. der *Glaube an*

Unglückstage. An solchen fängt man eine Menge von Dingen erst gar nicht an, wenn es sich nur irgend vermeiden läßt. Dazu einige Beispiele:

In der ganzen Gottschee gab es einen wie es scheint ziemlich einheitlichen Wochentagsglauben. Allenthalben galten Dienstag und Freitag als Unglückstage: „Dienstag und Freitag keine Arbeit anfangen, auch keinen Ochsen zum ersten Mal einspannen, auch nicht pflügen" (Verdreng). „Dienstag und Freitag nicht gern zum ersten Mal auf die Weide treiben" (Mösel). „Wenn sie in Wald gangen sind schlägern oder eine große Fahrt oder Arbeit, nie am Dienstag oder Freitag anfangen. Da haben sie am Donnerstag schon einen Bam umgeschmissen, daß nicht am Freitag der Anfang ist" (Suchen). „Erstes Anspannen im Jahr nie am Dienstag oder Freitag, das war allgemein in der Gottschee" (Merleinsraut). „Dienstag ist hier Unglückstag und keiner läßt sich trauen am Dienstag. Freitag auch nicht trauen. Man fangt auch nicht an zu ackern oder Vieh anzuspannen. Die Hexen sind mehr am Dienstag" (Masereben). Der Freitag als Unglückstag ist ja auch in Österreich bekannt, das geht auf den Karfreitag zurück. Der Gottscheer Dienstagglaube weicht hingegen von unserem ab. Was hinter dem allem steckt, wird der Schlußabschnitt dieses Kapitels erläutern. Hier sei nur die Tatsache als eine die Arbeit bestimmende Regel festgestellt.

Eine weitere Gruppe, welche den Zeitpunkt von Arbeiten beeinflußt, ist der *Glaube an die Wirksamkeit von Gestirnen.* Verhältnismäßig wenig tritt dabei die *Sonne* hervor — einige Beispiele in meiner Arbeit über die Wachstumsbräuche — sehr stark aber einerseits der *Mond,* andererseits die *Tierkreiszeichen.*

Vor allem ist es das Wandelgestirn des *Mondes,* dessen Gestaltwechsel und zeitweiliges Verschwinden mit Vorgängen des Wachstums in Verbindung gebracht wird. Weithin geltender Analogieglaube besagt, daß das, was über der Erde wachsen soll, durch zunehmenden Mond begünstigt wird, was unter der Erde Frucht bringt soll (Rüben, Kartoffeln), wird bei abnehmendem Mond dem Boden anvertraut. Eine Auswahl der Gottscheer Aussagen erhärtet das auch für unser Gebiet, allerdings gibt es in der Gottschee auch Besonderheiten.

„Auf den Mond haben sie viel gehalten" (Lichtenbach). „Auf den Mond hat man geschaut. Wenn er aufnimmt, Korn säen, Kartoffeln wenn er abnimmt" (Obergras). Wenn der Same eines Baumes bei Vollmond austreibt, wird es ein gerader Baum, der für Schindelholz gut ist (Reintal). Allerdings war der Glaube sichtlich nicht immer gleich stark: „Säen nicht bei Neumond. Aber sie haben es nicht geachtet, gesät wann ein schöner Tag war" (Masern).

Daß man nicht bei Neumond säen soll, kehrt immer wieder (Masereben, Hohenegg, Ebenthal, Suchen, Langenton, Nesseltal). Die Begründungen wechseln: „Sonst wird das Korn schwach und das Stroh liegt nieder" (Masereben). „Sonst werden die Ähren weich oder es reift nicht gut. Wenn der Mond neu ist, auch nicht mähen, das Heu ist nicht gut" (Ebenthal). „Wenn bei Neumond gemäht, fressen die Rinder das Heu nicht gern, das haben wir schon probiert" (Suchen). „Das Korn schießt nur leer in die Ähren, der Mist nimmt an Güte ab."

Diese Aussagen beziehen sich also auf eine „Abwesenheit" des Mondes, nicht auf sein Zu- oder Abnehmen im Gleichklang zu erwarteten Wirkungen im oberirdischen oder unterirdischen Wachstum. Kein Mond — da fehlt offenbar die Kraft. Diese Variante ist außerhalb der Gottschee nicht so deutlich. Die Wirkung erstreckt sich auch nicht bloß auf das Wachstum neuer Saat. Auch das dann gemähte Heu ist sichtlich nicht gut. Ferner „Kraut nicht einstoßen bei Neumond, sonst hält es nicht über den Sommer, auch kein Schweineschlachten" (Ebenthal). „Bei Neumond geschlagenes Holz trocknet nicht."

Einige Besonderheiten hatte Mösel: „Wenn der Mond abnimmt, setzt man, was harte Körner haben soll, wie Kukuruz. Das Veredeln der Bäume nach dem ersten Viertel.

In so viel Tagen als der Mond alt ist, in so viel Jahren trägt ein (neu gesetzter?) Baum Früchte. Ein Kalb, das bei Neumond auf die Welt kommt, wird besser (!) wachsen." „Bohnen setzt man, wenn der Mond aufgeht, die Buschbohnen, wenn er abnimmt. Ruabn nicht, wenn der Mond aufgegangen ist, sonst tun sie aufschießen. Die Erdäpfel wenn er voll ist" (Suchen).

Zahlreich sind auch die Aussagen zu den *Tierkreiszeichen.* „Sie geben noch viel auf Kalenderzeichen" (Verdreng). „Nach den Zeichen auch das Säen. Am besten ist die Waage, auch noch die Jungfrau. Krebs ist schlecht. Erdäpfel werden da nicht schön" (Masereben). „Mais bei Zwilling oder Stier setzen ist günstig. Bei Zwilling bekommt man zwei Kolben auf einem Stamm. Bei Stier und Widder wird der Mais hart. Fisolen beim Krebs setzen, daß sie voll sind wie die Scheren beim Krebs. Erdäpfel aber nicht bei Krebs, Skorpion oder Wassermann. Wenn man Möhrlein bei den Fischen setzt, dann sind sie glatt" (Mösel). Der Analogieglaube tritt hier auffällig hervor: die Doppelkolben beim Zeichen der Zwillinge; Stier und Widder gelten allgemein im Volke als „harte" Zeichen, daher ihr Einfluß auch auf die Maiskörner, Glätte der Rüben beim Zeichen der Fische.

3. Winterbeginn

Das österreichische Volk nennt die stillere Zeit des Winters, wenn sich viel im Hause abspielt, den „Einwärts". Im Gegensatz zum „Auswärts" in der schönen Jahreshälfte, wenn die Hauptarbeit in freier Natur getan wird.

Der Winterbeginn bringt das Aufarbeiten vieler Dinge im Gemeinschaftswerk, wie das „Urbassn lāshn" (Erbsenlesen), „Boiza reibn" (Maisentkernen) oder „Wedern zupfn" (Federnschleißen).[63] Die Kukuruzarbeit soll weiter unten im Zusammenhang mit dem Thema „Mais" besprochen werden. Die Federn von den geschlachteten Hühnern wurden in einem Sack aufgehoben. „Abends war dann das Federnrupfen. Die Jüngeren kamen zusammen. Anschließend wurde gesungen und getanzt und danach sind oft ein paar Hochzeiten gewesen, denn die Jungen haben sich da kennenlernen können." Ähnliches gilt auch für andere Gemeinschaftsarbeiten im Hause, deren gab es ja im Herbst eine ganze Anzahl. Davon wird noch gesprochen.

4. Schweineschlachten

„Die Schweine wurden mit gekochtem Futter gefüttert, wenn sie klein waren auch mit Gras, später mit Mastfutter. Vor Weihnachten war das Schlachten. Die Schweine wurden nur mit dem Messer gestochen, das haben nur bestimmte Männer gemacht. Dann kam das Enthaaren. Die großen Borsten wurden erst am Rücken ausgerissen und Bündel gemacht. Die haben sie verkauft an die Bürstenbinder. Dann hat man siedendes Wasser darüber und das Schwein mit Ketten im Trog gewälzt und hin und her gerieben. Dann mit Messern abgeschabt, auf die Leiter gelegt und immer mit frischem Wasser übergossen. Meist machten das vier Mann. Dann haben sie das Schwein aufgehängt, abgezogen und ein Wagholz zwischen die Beine gespreizt. Dann war es zum Ausputzen. Das Aufschneiden des Schweines auf dem Rücken war nur bei den Bauern üblich. Labe, Nierlein und Lunge heraus, die Gedärme auswaschen durch eine Dirn, daß man für die Würste gehabt hat. Wenn das Schwein vier Finger hoch Fett gehabt hat, war die Hausfrau eine gute Wirtin. Dann war ein großer Festtag. Die Leber hat man gleich zu saurer Leber gemacht, das war das erste Essen" (Hinterland).

---

[63] In der Gottscheer Mundart wird „b" für „w" gesprochen und „w" für „f".

5. Holzarbeit

Über den Zeitpunkt der wichtigsten Holzarbeiten gibt es unterschiedliche Angaben: „Die Holzarbeit ist, wenn man drankommt. Im späten Herbst. Es war noch stockfinster, wenn man die Axt angelegt hat. Und zeitlich im Frühjahr. Auch im Winter mit Schlitten eingeführt, wenn es schön war. Die Stämme geschleift im Schnee" (Ober-Mösel).

„Vor dem Bauen (Anbau) hat man Holz gemacht, so im Februar, wenn sie auf dem Acker nicht haben können arbeiten. Es waren nicht überall Wege im Wald. Da hat man die Buchen geschnitten und nach Haus geschleift, gespalten und getrocknet, daß man es im Herbst hatte. Nach dem Jänner damit begonnen. Sonst hat man im Herbst grünes Brennholz" (Aufz. 1974).

„Holzschlägern zwischen den Frautagen. Das Holz, das da geschlägert wird, ist das beste Brennholz. Ist zum Ansetzen auch gut, für Hackenstiele und so sehr haltbar" (Masereben).

Zur Waldnutzung gehört auch das Kohlenbrennen. Dafür nahm man niederes Buchenholz. „Armstarke Stangeln haben die Canellokohle ergeben, das war die beste für die Bügeleisen. In den Auerspergischen Gütern wurde viel Holzkohle gebrannt. Die Durchforstung war im schwachen Holz. Dort hat man das sortiert. Bei der Herrschaft waren meist Italiener aus Trient die Kohlenbrenner. Ihnen haben es die Gottscheer abgeschaut. Das Hauptwerkzeug war das ‚Schnoitmesser' oder ‚Zapfmesser'. Es gab zwei Arten." Die Gottscheer Messer waren mehr gerade und nur am Ende etwas gebogen, die italienischen waren am Ende stark gebogen in der Art der Rebmesser. Viele Gottscheer kauften den Italienern diese Messer ab, so daß es beide Sorten gab.

6. Mistausführen

In den Tagen nach Neujahr fährt man den Mist mit Schlitten aus und macht auf dem Acker einen großen viereckigen Haufen, der festgetreten wird.

Vor dem Pflügen wird der Mist dann verteilt („gebroatet"), das „Zerwieren" (zerführen). Alle 3 bis 4 m blieb der Wagen stehen und der Bauer schlug mit dem „Mischthūke" ein Häufchen herunter. So zogen sich dunkle Häufchen in parallelen Reihen über den Acker. Dann kam das Zerstreuen (broaten) der Düngerhaufen mit der Mistgabel, was zu einer möglichst gleichmäßigen Verteilung führen sollte. Daran schloß sich das Pflügen, Eggen und Säen.

7. Pflügen

Geht man das erste Mal mit dem Pflug aufs Feld, sieht es der Bauer nicht gern, wenn ihm jemand in den Weg tritt. Er glaubt, daß dann in diesem Jahre alles verkehrt geht.

Es gibt ein Zusammenbauen und ein Auseinanderbauen. In der Mitte „ist a Laßn geblieben" (das Wort kommt von „auslußn"). Das Ackern war in verschiedener Hinsicht schwierig. Zunächst schon wegen der räumlichen Zersplitterung. Bei Jonkes in Ober-Mösel hatten sie z. B. etwa 40 ha Grundbesitz in beinahe 50 Parzellen. Alles in Niederungen. Da kann man nicht jedesmal beim Wenden die Ochsen hinaustreiben und wenden, man muß eine Aniwand lassen. „Man kann sich das nicht schwer genug vorstellen." Außerdem gab es in den Äckern die sogenannten „Grias", Steine, die man aus dem Acker nicht herausprengen konnte. Der Besitzer wußte schon bei jeder solchen Stelle, Achtung, da kommt ein Grias, da muß ich den Pflug locker halten.

Wenn man im Frühjahr anfing zu ackern, hat man das Zugvieh „immer gesprengt mit dem weichen Wasser" (Stockendorf). Spannt man die Ochsen nach dem Pflügen

wieder aus, dreht man die Deichsel nach hinten, dann können die Hexen dem Vieh nichts antun. Dazu ist zu bemerken, daß das Verkehren, Umdrehen, ein ungemein verbreitetes altes Mittel gegen Verzauberung ist. Sollte die Ernte reichlich ausfallen, muß die letzte Furche in der Richtung auf das Dorf zu gezogen werden.

Die Art der Gespanne war vielfältig. Es gab nicht nur unerschütterlich ruhig gehende Ochsenpaare, sondern auch gemischte Gespanne, z. B. Kuh und Pferd, oft auch bloß Kühe. Voran ging der Fuhrmann, denn Ochsen und Kühen muß man vorangehen. Hinten war der Pflüger, welcher das Gerät nicht nur fest führen mußte, sondern es auch immer rechtzeitig in die Höhe reißen, damit Sech und Pflugschar an den Steinen keinen Schaden nahmen. Ein Bub versah Hilfsdienste, säuberte die Streich beim Wenden oder räumte mit dem „Raitarle", einer handtellergroßen, sich nach unten konisch verbreiternden Schaufel, Hindernisse vor dem Sech aus dem Wege. Schließlich folgte dem Pflüger noch jemand, der den Mist mit einem Rechen in die frisch gepflügten Furchen einbrachte.

Dann kommt das Eggen. „Manche haben auf der Furch schon geshānet (gesät)", eigentlich macht man das aber erst nach dem Eggen, die Körner sind sonst zu tief drinnen.

8. Säen

In der Gottschee gab es noch keine Sämaschinen. Der Sämann ging in abgemessenem Schritt über den Acker und warf weitausholend den Samen aus. Das Saatgut hatte er in einer „Sānzischte" (Säkorb), schtroahgawlochtn" (strohgeflochten). „Die Kroina (Krainer, Slowenen) haben a Würtuch (Sätuch) gehabt, die Gottscheer nicht. In der Gottschee haben nur die Handwerker blaue Schürzen getragen. Links hat er die Zischte gehabt, auf jeden Schritt eine Handvoll gestreut. Im Vorderland haben die Männer gesät, in der Walden, der Moschnitze und im Hinterland die Frauen. Die Männer im Hinterland hätten sich geschämt."

Mit der Aussaat war auch etlicher Glaube verbunden. Der auf Mond und Tierkreiszeichen bezügliche wurde bereits erwähnt. Den Samen stellte der Bauer vor der Aussaat immer auf den eigenen Acker und nie auf das Feld eines Nachbarn. Wenn man auf dem Acker gearbeitet hat, muß man niedersitzen, wie schwer man niedersitzt, so schwer wird das Korn (Hohenegg). Also auch eine gleichnishaft-vorbedeutende Handlung.

Bei der Hirse war noch etwas Besonderes. Die mußte man vor der Aussaat durch ein Feuer schütten, dann wurde sie nicht brandig. „Man hat einen Birkenbesen genommen, angezündet und die Hirse durch dieses Feuer durchgegossen" (Katzendorf, Mrauen, Unterlag, Langenton, Masern). Auch sollte man beim ganzen Hirsesäen Stillschweigen beobachten.

9. Mais und Kartoffeln setzen

„An tirkischn Boitza (türkischer Weizen = Mais) hat man gewehnlich im Winklacker gehat. Man hat gesagt ‚hefarma un in Göttesch Num' (beginnen wir im Namen Gottes). Man hat gesāt und geegnet (geeggt). Das Egn das hat longe gedauert. Je lenga, desto bessa is, de Erde ischt wurmlat geworden. Hāgn, da hat man de Weiba aufgenumma für den tirkischn Boitza. Häufeln, daß der Stamm an festen Halt gehabt hat" (Klindorf).

Für den Kukuruz wurde immer die beste Erde genommen. „Der tirkische Woaze hat an sehr guatn Mischt gebraucht auf'n Ackern, große Misthaufen. Im Früahjahr ze broatn. A schianes Batter (Wetter) hat gemüaßt sein. Manche haben mit dem Pflug gebaut. Zwei bis drei Körnlein eingesetzt in die Erde. Wenn man keinen Pflug gehabt hat,

Reihen gezeichnet und drei Körnlein eingedrückt. Man hat sehr schwer gemüaßt arbatn. Wenn zu viel ist aufgegianen (aufgegangen) und er ist 20 bis 30 cm hoch gewesen, hat man das Überschüssige schon weggerissen. Dann hat man den Woaze misst hāgn. Mit dem Pflug durchgegianen und gehäufen (gehäufelt). Urwaissen (Erbsen) eingesetzen dazwischen, nicht zu dicke. Wenn er ischt gehaufen hat man mit dem Woaze nicht mehr getun bis zur Reife" (Hinterland).

Die Maiskörner wurden mit der Hand gelegt, ebenso wie die Kartoffeln. „Mit der Haue schlug man eine Vertiefung und steckte mit der anderen Hand aus der vorgebunden Schürze fassend, zwei Maiskörner unter die Haue. Mit dem nächsten Schritt drückte man die gelockerte Erde an, während man mit der Haue das nächste Loch schlug. Kartoffeln und ‚Türkischer Weizen' (Mais) benötigen zwischen Aussetzen und Ernte verschiedene Arbeitsgänge. Um diese zu erleichtern, sollten die einzelnen Zeilen einen ziemlich gleichen Abstand voneinander aufweisen. Bei jedem Haus befand sich daher ein Rechen, den der Hausvater selbst verfertigt hatte. Die rund 30 cm langen Zähne dieses Gerätes waren im Abstand von etwa 50 cm voneinander angebracht. Mit diesem Gerät zog man nun Rillen über den Acker und zeichnete so die Pflanzenreihen vor. Allerdings begann man später die Kartoffeln in die offene Furche zu legen. Indem der Pflug eine neue Furche zog, deckte er mit dem Aushub die gelegten Kartoffeln zu. [64]

„Das Erdäpfelsetzen oder Graben mit der Haue war Weiberarbeit, bei den Slowenen Männerarbeit. Die Gottscheer Männer waren um diese Jahreszeit oft noch nicht zu Hause. Im Oberland hat man Mais einzeln in Reihen in Grübchen gesetzt, in jedes 2 bis 3 Körner in Abständen, die Grübchen waren ein Schuh lang. Wenn mehrere Körner aufgegangen sind, hat man die überschüssigen heraus und an die Tiere verfüttert. Die Krähen haben viel Schaden gemacht. Man hat eine Reihe Kukuruz gesetzt und eine Reihe Schweinefutter: Rüben — die gedeihen im Schatten gut — und auch Salat. Die Reihenfolge der Arbeit war: Setzen, Hāgn, Zugnziachn der Haufn. Im Hinterland: erst gehāgn, dann gehäufn (gehäufelt), mit dem Pflug oder mit der Hand. Bis zu 8 bis 10 Weiber waren da ‚Tugbachtare' (Tagewerkerinnen). ‚Lichtn' (ausschneiden), das war vor dem Häufen. Mit der Sichel hat man gelichtet. Auch wenn er keine Frucht angesetzt hat oder brandig wurde. Das war der ‚Teufelsstāb' (Teufelsstaub). ‚Brundig', das hat ungeschtukn (angesteckt), das mußte weg" (Aussagen einer gemischten Gruppe von Gewährsleuten 1974).

10. Rüben

Dann mußten die „Rikhle" (Wrucken, Futterkohlrüben) und die „Rōnen" (Runkelrüben) in die Erde.

„Merlein (Möhren) hat man in die Wintergerste gebaut. Noch auf den Schnee gestreut am ‚Woschonktuge" (Faschingtage). Wenn der Schnee zerrunnen ist, ist er eingeronnen" (Mitterdorf). „Die weißen Ruabn waren aber zweite Frucht nach der Gerstenernte. Ohne Dünger. Die Gerste hatte einen anderen Bedarf als die Rüben. Stockrüben sind besser als Sauerkraut, die blähen nicht."

11. Wiesenputzen, Bergwiesen rechen

„Die Toalder sind steile Abhänge. Das Raumen der Toalder geschah im März, April. Da hat man das Laub verbrannt in kleinen Feuerlein. Man hat die Erdhaufen ‚zerziachn' (die Maulwurfshügel zerteilt) mit einem Rechen. Später hat man das auch gemacht mit Wieseneggen. Das machten nur Bauern, die Pferde hatten oder starke Ochsen. Der Bauer

[64] L. Kren, Hevabar un, in Göttisch Num! Gottscheer Zeitung, 70. Jg., Klagenfurt 1973.

hat nur zwei Eggen gehabt. Man hat Äste in die Egge hinein, damit die langen Zähne nicht zu tief in den Boden gehen" (Gewährsleute aus verschiedenen Gegenden).

Waren Türken und Kartoffeln noch nicht sehr verunkrautet, gab es eine freie Zeit, die zum Herrichten der Bergwiesen ausgenützt wurde. „Geaba Schreeba rachn." In den Bergheu-Anteilen mußten die Folgen des Winters beseitigt werden: niedergebrochene Bäume, trockene Äste, Laub. Im Vorübergehen konnten auch einige junge Fichten umgeschnitten werden, um mit den feinen Zweigen ('s Plischoch) die Streu zu verlängern.

12. Jäten, Kukuruzarbeit

Die Doline hat mehr Feuchtigkeit, da hat man in der Doline gebaut. „A truckns Juhr ischt besser wie zwoi nosse." Bei der Rinshe gedieh der Kukuruz viel besser.

Das Jäten war immer wieder notwendig. Wer keine allzugroßen Felder hatte, ging es beim Kukuruz mit der Haue an. Die größeren Besitzer, die Hübler, fuhren mit dem Hackpflug zwischen den Reihen durch. Dann mußten sie allerdings mit der Haue in Handarbeit das Unkraut aus den Saatreihen selbst entfernen.

Nach dem Mais galt es das Kartoffeljäten, dann die Futterrüben usf.

Den Kukuruz hat man möglichst ausreifen lassen. Es war oft „so spat, daß es schon ist kout gebān (kalt gewesen ist). Zum Teil schon Schnea getriebn, bis die galen (gelben) Körner haben herausgesān". Im Hinterland, bei einer Höhenlage von 700 m, hat man den Kukuruz oft schon halbreif herausnehmen müssen.

Im Zusammenhang mit dem Kukuruz sei eine kennzeichnende Gottscheer Bärengeschichte angeführt. Die Kukuruzkörner haben, solange sie nicht reif sind, viel Milch, sie sind eiweißhaltig. Der Bär hat das geliebt. Er hat nie am Feldrand gefressen, nur drinnen, damit man nicht sieht, wer drinnen haust. Der Gewährsmann kam einst zu einem Maisfeld und hörte etwas. Er blieb stehen, da walgten auf einmal zwei junge Bären heraus zu seinen Füßen. Sogleich richtete sich drinnen im Feld eine Bärin auf und begann zu brüllen. Der Gewährsmann hatte keine Waffen bei sich. So blieb er ruhig stehen und die jungen Bären trollten sich. Darauf ließ sich die Bärin wieder nieder, richtete sich aber gleich wieder auf und begann neuerlich zu brüllen. Da klatschte der Gewährsmann in die Hände und brüllte auch. Im selben Augenblick schlug auch ein Hund an. Das schien der Bärin sichtlich ungut und sie verschwand.

13. Wegmachen

Das war eine wichtige Gemeinschaftsverrichtung. „Wegmachen war im Frühjahr vor der Mahdzeit. Es ist geblasen worden und eine Sitzung der Nachbarn einberufen (Hinterland). In Mitterdorf wurde nicht geblasen, man sandte ein Büable ‚ushugn' (ansagen), dahin, wo der Shupan (Ortsvorsteher) ischt gebān (gewesen ist). Dort haben sie bestimmt, welchen Weg. Ein Halbhübler hatte eine Person zu stellen, ein Ganzhübler zwei Personen. Die Keischlerer, wenn sie den Weg benützt haben, hatten Halbtagsarbeit. Jeder hat aufgepaßt, daß der andere nicht einen Schritt zu wenig gemacht hat."

„Daß es bei diesem Wegmachen, das praktisch auf eine Robotleistung zugunsten der Gemeinschaft hinauslief, gar nicht immer um kleine Verrichtungen ging, ist daraus zu ersehen, daß z. B. in Mitterdorf eine Dreiviertelhube rund 20 Tage im Jahr Wegedienst zu leisten hatte. Am vorgeschriebenen Tag fand sich die Arbeitergruppe am vereinbarten Ort ein. Männer mit Spitzhacke und Schaufel, Brecheisen, Dynamit und Zündschnur, Burschen und junge Bäuerinnen mit einem Gespann, ältere Frauen und gerade der Schule entwachsene Kinder mit Schemel und 1 bis $1^1/_2$ kg schweren Klopfhämmern. Die Kräftigsten schafften Steine herbei. Oft wurden sie in der Nähe des Weges, irgendwo im Staudoch ausgegraben, oft wurden sie an Ort und Stelle gesprengt,

um dem Weg ein ausgeglichenes Gefälle zu verleihen, oft mußten sie von weither transportiert werden. Hier zerkleinerten zwei oder drei starke Männer die Ungetüme mit schweren Hämmern. Dieser zerschlagenen Brocken nahmen sich dann die Steinklopfer und -klopferinnen an und formten sie zu Schotter. Entlang des auszubessernden Weges reihten sich so die Steinhaufen, bis der Trupp kam, der den Weg planierte." [65]

„Den Dorfweg auf den Wierbag hat die Nachbarschaft instandhalten müssen. Knapp vor der Heumahdzeit. Das war eine Zwischenzeit, wo nicht viel zu tun war. Das hat a drei, vier Tage gedauert. Jedes Stück Weges hat seinen eigenen Namen gehabt. Beim Wegmachen hat man die Löcher etwas mit Steinen ausgefüllt und etwas Erde darüber. Die Ochsen haben keine Eisen gehabt, die haben auf Schotter nicht gehen können. Die Frauen haben die Erde herzugetragen in Gefäßen auf dem Kopf und heruntergekippt in die Löcher auf die Steine" (Klindorf).

14. Mähen, Heuen

Vor Sonnwend ist der „taitscha Khlea", die Luzerne, zu mähen. Da mußten die Männer schon um 4 Uhr morgens im Kleeacker stehen und wenn die Hausfrau um $^1/_2$7 Uhr mit dem Frühstück aufs Feld kam, war schon der größte Teil dessen, was man sich zu mähen vorgenommen hatte, erledigt. Denn lange in den Vormittag hinein mähte man nicht. Die Frühstücksträgerin begann mit dem Aufstreuen der Schwaden und die Mäher halfen ihr mit der Sense.

Das erste Grasmähen erfolgte im Anfang Juni. Mitte Juli dann in den Berganteilen, oft 5 bis 6 km weit weg. Dorfnahe Wiesen gab es meist nur wenige. Die Heuanteile lagen oft weit außerhalb zwischen der Hutweide und dem Wald. Gegen die im Gemeinschaftsbesitz befindliche Weide zu waren sie durch Zäune geschützt. Das Gelände war oft steil und schwer zugänglich und der Ausdruck „Berganteile", welchen Gewährsleute zuweilen gebrauchten, deutet schon darauf hin, daß die Arbeit dort vielfach mit der Bergmahd in unseren Alpen zu vergleichen ist. Mit aller Schwierigkeit und mit der Spärlichkeit des Wuchses.

Die Arbeit dauerte oft 14 Tage. „Diese Zeit war einmalig schön, alles hat gesungen, die Manda haben sich zugejuzat und Spöttereien garuafat (gerufen). Z. B. ‚saure Milch' einem, der sie gern trank. Das ischt a minderwertige Sache gewan. Der andere hat gerufen ‚Brandwein' oder ‚Brombeeren', je nachdem was der erste Rufer gern hatte. Die Mädel, die das Essen getragen haben, haben Böschle für die unverheirateten Burschen gemacht. Am Abend haben sie oft getanzt bis 2 Uhr und um 4 Uhr sind sie wieder aufgestanden. 6000 kg Heu haben sie im Hinterland herunter, auf den Ästen gezogen (zum Wagen)."

Die Aussagen der Gewährsleute lassen immer wieder erkennen, daß die Heumahd als eine besondere Zeit empfunden wurde, die auch ein eigenes Brauchtum besaß. Das Gottscheer Mäherbrauchtum war übrigens bemerkenswert ähnlich jenem der Almwiesenmäher in Südtirol.

„Die Burschen haben Böschlein gehabt, die Männer nicht. Wenn einer vergessen wurde, hat er aufgehört zu mähen. Beim Aufstecken auf den Hut haben sie gejuzat" (Altlag). „Zu Jakobi haben sie erst angefangen. Da haben alle gemäht. Sie haben gesungen und auch mit Pistolen geschossen. Das Ausmähen gab es, wenn einer nicht schnell genug ist" (Masereben). „Wer den letzten Schlag getan hat beim Mähen, der hat Kreuzweh gehabt das nächste Jahr. Und der wird Witwer" (Katzendorf und Hinterberg).

„Nach Sonnwenden war die Mahdzeit in den Heuanteilen. Die waren oft 2 Stunden weit weg. Man hat mit der Sense gemäht zwischen Stauden und Steinen heraus. Mit

[65] L. Kren (wie Anm. 64).

Leiterwagen heimgeführt, wenn es getrocknet war. Zuerst sind die Männer und haben gemäht. Das war eine Tagesarbeit. Am Nachmittag zum Trocknen sind die anderen gekommen. Die Frauen mit der Zischte und haben das Essen nachgetragen. Das Heu ist auf großen freien Plätzen zusammengetragen worden, aufgebreitet, ein- oder zweimal gewendet mit Gabel und Rechen. Wenn es so trocken war, daß die größeren Gräser gebrochen sind, wenn man sie gebogen hat, hat man abends ‚geschiebert'. In der Früh ist man das Heu holen gekommen. Von zu Haus ist man schon um 3 Uhr früh weggefahren, bei Tagesanbruch waren sie schon beim Anteil. Einige Männer sind dort übernachtet im Heu. Alle haben zusammengeholfen auflegen, ‚a groaßes Fuder Hai'. Das Auflegen war anders als in Österreich. Es war planmäßig. Der oben auf dem Wagen hat es nicht erst verteilen müssen. Jede Garbe Heu wurde auf den Wagen schon hinaufgelegt, wo sie hin sollte. Und da ist man draufgetreten. Rundum gelegt. Im Eck hat man in die Mitte der zwei Garben, die da zusammengestoßen sind, schräg eine Bindegarbe gelegt. Das hat gebunden. Und mehrere Lagen übereinander. Das war ausgeklügelt. Das Heu hat man von manchen Hügeln mit Ästen herunterziehen (schleifen) müssen, ‚zanonderziachn'. Es waren zwei Äste, einer rechts und einer links (vom Körper des Ziehenden), der Stumpf vorn, hinten hat ma a breite Fläche gehabt, wo ein Haufen Heu Platz gehabt hat" (Klindorf).

„Das Gottscheer Heuaufladen ist sehr groß. Oft wird eine Schlange mit hinaufgeworfen. Die Frau, die oben zerteilt und tritt, mußte sie geschickt mit einem Rechen wieder herunterwerfen. Kreuzottern und Vipern sind nie gemeinsam. Die einen haben ein Revier, die anderen ein anderes" (Ober-Mösel).

„Beim Heu Verladen auf den Fuhren war es so: Jede Gabel Heu war eine schöne Einheit, ist geordnet hinaufgekommen. Zu Rundscheiben geordnet. Der oben hat das nur geträten (niedergetreten), er brauchte es nicht mehr zu verteilen. Er hat einen Rechen gehabt. Es waren keine glatten Wege, man mußte beim Fahren den Wagen halten, damit das Heu nicht zerbeutelt wurde. Oben hat man Haselruten gelegt, die hat man $^1/_2$ bis $^3/_4$ m herausgelegt und den Wiesbam darüber. Der starke Teil der Ruten war überstehend, daran hat man den Wagen gehalten. Im Hinterland haben sie sich unter das Futter gespreizt mit der Gabel. Es war gefährlich, daß es nicht umgestürzt ist. Die Wagenleitern waren flach wie beim Kohleführen, so war der Schwerpunkt tiefer. Da ist es nicht so leicht umgefallen. Es war sehr steil" (gemischte Gruppe von Gewährsleuten, Aufz. 1974).

„War der Tag heiß, so konnte man das am gestrigen Tag Gemähte zu Mittag noch einmal wenden (‚khearn') und zusammenrechen. Nach dem Mittagessen wurde das Gras, das am Morgen gemäht worden war, gakhearat, dann mußte man den ‚Leitarbug' (Leiterwagen) einspannen und das Heu einführen. Die erste Frage war, ‚bear part pain Khian schtean?' (wer wird bei den Kühen stehen). Denn wenn die Kühe nicht sehr fliegenfest waren, galt es die Bremsen zu verjagen. Außerdem sollte er kräftig genug sein, den Wagen jeweils ein Stück weiterzuziehen, so daß die Auflader stets genug Heu vorfanden. Hinter dem Wagen waren meist zwei Frauen mit Rechen beim Nachputzen beschäftigt. Auf dem Wagen oben befand sich der ‚Trātar'. Er mußte auch beim Entladen unter Dach das Heu festtreten, was heiß und staubig genug sein konnte."[66]

Beim Grumet und bei der Bergmahd war jeder Hausherr darauf aus, sich erfahrene Männer zu holen, „solche, die es verstanden, auch zwischen Steinen und Wurzeln zu mähen, denen aber die Arbeit trotzdem vonstatten ging. Einen guten Ruf hatten in Mitterdorf die Männer aus Malgern: ‚Dia güsingt um da Schtoina uma, das guar nisch mear ibrikplaibat' (die nagen um die Steine herum, daß nichts mehr übrigbleibt)". Es war eine heiße Arbeit und mit dem Wasser mußte man sparen. „Mein Vater führte schon

[66] L. Kren (wie Anm. 64).

am Vortag einige Pütschalain Wasser zur Arbeitsstätte und vergrub sie im Waldboden, damit sie kühl blieben. Sonst aber mußte das Pütschale, das am Morgen von den Mähern mitgenommen worden war, für den ganzen Tag reichen ... Wie sehnte man da Ammain herbei, die um die Mittagszeit die Jaishn brachte ... Bergmähern zeigte die Hausfrau meist ihre ganze Kochkunst. Wenn auch Suppe nicht immer dabei war, die schwappt beim Tragen allzugern über, Fleisch mit Reis oder einer anderen Beilage war immer da, zum Abschluß a Earpftautle oder sogar a Pobólitza ... Nun hatten die Bergmäher eine Stunde Freizeit ... Schwaden streuen mußte man in der Regel nicht, so dicht fiel das Gras nicht, wohl aber galt es, das unter den Bäumen gemähte Gras an die Sonne zu bringen und schöne ‚Dearrödn' (zu trocknende Grasscheiben) zu bilden. Ein Teil der Bergmäher rückte mit zwei Sensen an (falls eine brechen sollte). Wenn man bedenkt, daß die Anteile alle an der Berglehne lagen und nicht durchgemäht wurde, kann man sich die Mühe vorstellen, derer es bedurfte, bis so viel Heu auf einem Platz war, daß man ein Fuder damit fassen konnte. War es nicht anders möglich, so trug man es auf dem Rücken zusammen, eine etwas bequemere Art war, es auf großen Haselnuß- oder Buchenzweigen zum Sammelplatz zu ziehen. Bei der Vorbereitung dieser Transportart galt es darauf zu achten, die beiden Äste so innig ineinander zu verflechten, daß sie eine Einheit bildeten ... Jedes Hindernis zwang den Ziehenden, sich mit dem Gewicht des ganzen Körpers talwärts zu werfen." [67]

„Das Grumet ischt et mehr so schwares Hai. Die Tage aber waren schon kurz. Wenn sie es nicht heimgebracht haben, haben sie große Häufn über die Nacht gemacht. Am nächsten Tag haben sie bis zehn Uhr gewartet, bis man hat was tun können damit. Das Grumat war sehr gut für die Milch. Das Abladen ist für die Kinder a große Hetz. Ein Mann ist auf den Wagen gestiegen und hat das Heu heruntergebollert (geworfen) und die Kinder haben es hineingeschleppt unter die Ruvn (Rofen, Dach). Das war eine schwere Arbeit, sie sind im Heu herumgesprungen und haben das Heu zusammengeschoppt. A paar Schtikle Proat (Brot) hat man ihnen gabn und a paar Kreizerlen vertoalt an die Kinderln" (Hinterland).

Über der Mahdzeit liegt im Rückerinnern der Gottscheer immer noch ein Schimmer von Sommerglück, trotz aller Schwere der Arbeit. Den Verfahrensweisen, wie man das Heu zu den Wagen bringt um es aufladen zu können, hat Maria Kundegraber eine eigene Studie gewidmet. [68] Es sind nicht weniger als 13 Möglichkeiten: Tragrute, Tragstock, Heuseil, Heunetz, Heubogen, Heutuch, Rechen, Heugabel, Trockenstangen, Korb, Tragrahmen, Ziehen mit Ästen und Ruten, Heuwäglein. Meine Gewährsleute erwähnten wohl auch das Tragen, alle aber sprachen ausführlicher nur vom Ziehen mit Ästen. Das scheint ihnen besonders im Gedächtnis zu sein, vielleicht war es auch eine der gebräuchlichsten Arten, die auch weiter kein Sondergerät erforderte, sondern nur an Ort und Stelle geschnittene Äste.

15. Getreideschnitt

Das Schneiden des Getreides geschah wie bei uns mit der Sichel. „Zu Peter und Paul war die Wintergerste an der Reihe. Schon Tage vorher hatte der vorsorgliche Hausvater die hilfswilligen Nachbarsfrauen um Mitarbeit ersucht. Am späten Morgen begannen die Sichlerinnen mit der Arbeit. Atte war hinterher und band die Garben. Gegen Abend wurden sie dann aufgeladen und zur Harfe (überdachtes Trockengestell) gebracht, dort sollten sie trocknen. Einen Monat später, zu Jakobi, war der Weizen so weit, und in der

[67] L. Kren (wie Anm. 64).
[68] M. Kundegraber, Heutragen und Heuziehen in Gottschee, Jahrbuch f. ostdeutsche Volkskunde, Bd. 11, Marburg 1968, S. 62—85.

ersten Augusthälfte wurde auch der Hafer eingefahren. War das Wetter günstig, so war das in der Harfe trocknende Getreide nach zwei Wochen so weit, und dann erklang aus den Tennen das dumpfe Dröhnen der Dreschmaschinen."

Die zuweilen architektonisch bemerkenswerten großen Trockengestelle sind nicht auf die Gottschee beschränkt. Über ihre Verbreitung ist im Schlußkapitel einiges gesagt. Wer keine Harfe besaß, verwendete, wie im Großteil Österreichs auch einst üblich, senkrecht in den Boden gerammte Stöcke mit Astansätzen, um die Garben auf ihnen aufzustecken. In der Gottschee heißen sie „Rackler", Einzahl „Rockl".

Auf einem „Haufen" sind meist 6 bis 10 Garben. Ein „Shöklein" war der Name für 5 Garben, ein großes Schock sind 60 Stück (zwölfmal fünf), das ist ein „Schöber" (Ebenthal).

Um den Getreideschnitt ranken sich natürlich auch verschiedenartige Bräuche und Vorstellungen. Die meisten heften sich an den Arbeitsabschluß. „Wer beim Schneiden ausgeschnitten wurde (d. h. zu langsam war, so daß die anderen ihr vorkamen), da hat man einen Hasen gemacht" (Altlag). „Wer die letzte Garbe schneidet, die hot in Bankert" (Masereben). „Die letzte Hirse-Garbe ist der ‚Witwer'. Die Mädel wollen sie nicht haben, sonst muß sie einen Witwer heiraten. Wenn man die letzte Garbe schneidet und nachträgt zum Haufen, kriegt man eine Wiege" (Ebenthal). „Beim Schneiden und Böschel Hinlegen auf dem Acker: wenn sie vergessen, eins auf die Garbe zu geben, dann sagt man, glaubst du, ich werd dir ein Binkle nachtragen?" (Morobitz). „Der letzte Schnitt auf dem Acker, da hat die Schnitterin davon einen Laib (Brot) gekriegt zu Weihnachten" (Rieg). „Beim Schneiden, welche die erste beim Acker herausgekommen ist, war die Glückliche. Sie hat den Weg gemacht für den Bräutigam" (Göttenitz). „In Gottes Namen, daß man's gesund verspeisen möchte", hat man gesagt, wenn man fertig war mit dem Schnitt (Pöllandl).

16. Dreschen

„Im Herbst, wenn das Korn eingebracht war, hat man mit der Drischel noch vier Täg gedroschen. Das erste, wie der Boden voll war mit Korn, mit den Schlägen dreimal im Kreis herumgefahren wie ein Kuchen (mit dem Uhrzeiger) und sie haben gesagt: ‚In Göttisch Jeschisch Numen, alls geshegnet, daß es alls geshegnet bar', daß man das ganze Jahr genug hat" (Mairle).

„Beim Dreschen um 4 Uhr aufstehen. Viererdrusch. Wenn es fertig war, haben sie nur auf die bloße Tenne geschlagen" (Masereben).

„Der Takt war: Picka, Pocka, Picka, Póck und Pause. Wenn man für das Dach ein Stroh gebraucht hat, die Garben mit den Ähren auf ein Brett hinschlagen, ‚plischten' (ausschlagen). Auf an Haufn hing'schmissn. Dann hat man mit einem Rechen das Stroh ausgekämmt, es war dann das reine Stroh, das hat man gleich lang gemacht, das war die Schkuapm. Die Schkuape hat man mit Bandlain gebunden, unten schön gleichmäßig gemacht. Oder auch hat man handgetriebene Dreschmaschinen gehabt. Im ersten Weltkrieg haben es die Frauen tun müssen, die Nachbarn. Es war kein austreten lassen (des Getreides) durch Tiere. ‚Auswinden' (reinigen): mit der Schaufel von einem Eck zum anderen geworfen. Später hat man die Windmühle (‚Mihle') gehabt. ‚Uomol' ist die Spreu vom Hafer, für die Matratzen" (Aufz. nach einer gemischten Gruppe von Gewährsleuten 1974).

Vom Dreschen mit der handgetriebenen Maschine gibt es eine sehr lebendige Schilderung in der Gottscheer Zeitung. [69] „War das ein Menschengewimmel im Staub, war das ein Gestikulieren und Hin- und Herrennen in dem unbeschreiblichen Lärm! Der

[69] L. Kren (wie Anm. 64).

einzige ruhende Punkt war jener Arbeiter, der am Maschinentisch stand und das Ungetüm mit den Garben beschickte. Mit raschen, trotzdem sehr ruhigen Bewegungen zerteilte er die Garben, die ihm zwei Zureicher (meist Schulpflichtige) auf den Tisch warfen, nachdem sie den Bund gelockert hatten, und schob sie genau proportioniert in den Schlund der Maschine. Eine wichtige Arbeit, die den gesamten Rhythmus des Dreschvorganges bestimmt, brachte doch ein Zuviel Stocken in den Ablauf, ein Zuwenig jedoch ließ wieder Leerlauf aufkommen. Drei bis vier starke Männer mühten sich am Schwungrad und Drehgriff der Maschine. Da war Kraft und unbändiger Durchhaltewille, wenn sich die Brust beim Aufschwung wölbte, wenn Muskeln und nach vorne fallender Oberkörper den Abschwung beschleunigten und ihn in den Aufschwung überführten. Vor der Maschine huschten zwei Personen herum, das herausfallende Korn und das Stroh mußten so schnell als möglich weggebracht werden, denn der Segen floß unaufhörlich. Und hinter der Bretterwand auf der Tenne, das war ein Treiben! Allerdings war der Atte davon nicht immer erbaut. Je mehr Kinder dort herumtollten, um das Stroh zu treten — an und für sich schon ein schwieriges Unterfangen, das werden alle bestätigen, die je Stroh treten sollten, wie schnell war man mit dem gesamten Haufen irgendwo an der Seitenwand in die Tiefe gerutscht! — umso weniger wurde wirklich getreten, umso mehr wurde gespielt. Es dauerte eine Zeit, bis ein ‚Satz' durch war. Nachdem sie die Maschine abgebremst hatten, verließen die Männer die Tenne, um sich im Schatten des Birnbaumes etwas zu erholen. Drinnen jedoch ging das emsige Schaffen weiter, die Tenne wurde gesäubert und ein neuer Stoß Garben vorbereitet. Kurz ein Aufatmen für alle Beteiligten, dann dröhnte die Maschine wieder und fraß Garbe nach Garbe in sich hinein, während sich der Körnersegen in der anderen Tennenecke häufte."

17. Vieh und Viehhüten

Wie es scheint, waren im ganzen Lande ziemlich übereinstimmende Handlungen gebräuchlich, wenn ein neues Stück Vieh ins Haus kam. Nachstehend eine Auswahl kennzeichnender Mitteilungen, die besonders das Einordnen des Tieres in die Hausgemeinschaft zeigen und den Wunsch, daß es im Hause bleiben und gut gedeihen möge. Vorauszuschicken ist dabei, daß das Verhältnis zum Haustier sehr innig war. *„Jedes Stück Vieh war ein Familienmitglied"*, sagt der Gewährsmann aus Klindorf. „Wenn die Kuh von der Hutweide kam, setzte sie sich in der Mitte des Dorfes schon in Trab. Da hat man eine Handvoll Salz genommen und die Kuh nahm die Hand ins Maul und schleckte."

„Wenn man ein Stück Vieh kaufte, dann ein Stück vom Strick, mit dem man es herzog, vor der Stalltür vergraben" (Grafenfeld). „Wenn man gekauftes Vieh zum ersten Mal in den Stall treibt, hat man einen Besen über die Türschwelle gelegt [70] und gesagt, sei brav und glücklich" (Pöllandl). „Wenn man ein Vieh gekauft hat, hinterwärts hinein in den Stall" (Mairle). „Wenn junge Schweine gekauft wurden, hat die Mutter immer einen Reifen genommen und das Schwein von hinten in den Stall hinein und den Stall mit Weihwasser ausgesprengt" (Gehag bei Tschermoschnitz). „Wenn man Vieh neu im Stall hat, mit Weihwasser bespritzt und viel Glück gewunschen" (Suchen). „Wenn man junge Hühner gekauft hat, sie dreimal durch das Tischgerüst geben, dann sind sie zu Haus geblieben und nicht weg. Wenn man ein Schweindl gekauft hat, hat man es mit dem Hinterteil voran in den Stall getan" (Masern, Göttenitz). „Wenn man neue Hühner gekauft hat oder eine Katze auch, dreimal um den Tischfuß geben" (Merleinsrauth, Suchen). „Wenn man ein Vieh gekauft hat für Zucht, hat der Verkäufer ein Geldstück

[70] Der Besen auf der Schwelle ist ein verbreitetes Abwehrmittel gegen Hexen im deutschen Sprachraum.

gegeben für den Klingelbeutel, daß es gut gedeiht. Nicht gemacht hat man das, wenn man ein Fettvieh (zum Schlachten) verkauft hat" (Langenton).

Das Eingliedern ins Haus mit einem dreimaligen Umkreisen eines Tischbeines ist in gewissem Sinne mit dem dreimaligen Umwandeln des Tisches oder Herdes zu vergleichen, wenn nach der Hochzeit eine junge Frau neu ins Haus kommt. Das Durchgeben eines Tieres durch einen Reifen ist gleichfalls eine Handlung mit deutbarer Symbolik. Bemerkenswert scheint mir auch der Glückwunsch an das Tier. Eine Geldspende — hier als Opfer — beim Viehverkauf gemahnt an das „Glücksgeld" im österreichischen Brauchtum. [71] Sie wird deutlich für das Gedeihen gegeben, was bei einem zum Schlachten bestimmten Tier nicht geschieht.

Von den vielen Arbeiten, die mit der Tierhaltung verknüpft sind, sei auf das winterliche Futterschneiden hingewiesen. „Das Hai im Winter mit'n Rafhukn außegezogen und Futter geschnitten. Heu, Stroah und Kleah dazu genommen. Das Futterschneiden ischt a schware Arbat gebān. Alle paar Tuge a zwei, drei Schtunden geschnittn. Mit'n Ruckakorbe zan Schtalle getragn" (Klindorf).

„Das Vieh gedeiht nicht, wenn es nicht gepflegt wird. Viehputzen immer. Zuerst mit der Kartätsche, Striegel. Dann mit der Bürste. Herunterstreichen und gleich reinigen mit dem Striegel. Die ganze Herde haben wir zur Tränke getrieben, einen Kilometer weit zum alten Brunnen. Das Vieh war gewöhnt, sich auszuarbeiten und zu lüften. Wenn dann das Vieh zu Georgi auf die Hutweide getrieben wurde, sind andere Rinder wild geworden, haben gestoßen, oft ein Bein gebrochen. Das war bei Jonkes nie, weil sie zweimal am Tag zur Tränke getrieben wurden, im Winter auch" (Ober Mösel).

Von Georgi bis Martini war die Hutzeit. Man hatte einen Dorfhirten. Die Aufzeichnungen stimmen weitgehend überein. Eine gemeinsame Befragung bei Gewährsleuten aus Morobitz, Mitterdorf und Klindorf 1974 ergab das folgende Grundschema:

„Der Austrieb war durch den Hüter im Frühjahr. Um 6 Uhr früh hat der Hirt geblasen, da mußten die Frauen die Kühe schon gemolken haben (Hinterland). In Mitterdorf hat er zuerst um $^1/_2$5 Uhr geblasen, dann ist der Hirt frühstücken gegangen in ein Haus, wo er gerade an der Reihe war (zur Verköstigung). Frühstück und Nachtmahl hat er immer gehabt. Dann ist er auf den Dorfplatz und hat zum zweiten Mal geblasen, da hat man die Rinder außergetrieben. Und dann getränkt bei einer Lacken. Den ganzen Tag bekamen sie dann kein Wasser mehr. Im Hinterland war Gemeinschaftsgrund. Da hat er nur einmal gatütn (geblasen). Vormittags geweidet, zu Mittag einen Rastplatz gehabt, ‚Hüatunge'. Die Rinder haben wiedergekaut, die Hirten haben geschlafen, gegessen und gerastet. Um 3 Uhr hinausgetrieben, gegen 6 Uhr am Abend zum Dorfplatz zurück. Er hat auch zwei Bötn gehabt, Büble, die haben geholfen. Jedes Haus hat abwechselnd einen Boten stellen müssen. Nach der Zahl der Tiere ein oder zwei Bötn. Wenn im Herbst abgeerntet war, sind sie auf die Äcker auch getrieben worden, nur auf den Klee haben sie Obacht geben müssen, das hat gebläht. Auch wenn Reif fiel, hat es ihnen geschadet. Da sind sie am Morgen oft erst um 8 Uhr heraus. ‚Rösch' (Rosse) treiben haben die Buben aus Spaß gemacht, daß sie dahin sind. Der Weg, den das Vieh ausgetreten hat, ‚troien', war eingezäunt, dann war die Lacke. Nichts war zu Martini. In Morobitz trieb der Hirt die Herde zu Mittag in ein kleines Wäldchen, daß die Kühe Schatten hatten und von den Fliegen nicht so geplagt wurden."

Immer wieder wird erwähnt, daß man das Vieh beim ersten Austreiben im Frühjahr mit einem Palmzweig austreibt (Masereben, Verdreng, Grafenfeld, Suchen usf.). Den

[71] Neben der Geldspende tritt im österreichischen Brauchtum auch die Gabe des „Glücksbrotes" bedeutungsvoll hervor. Vgl. R. Wolfram, Einige Bemerkungen zum Umfang der Hofgemeinschaft und ihrer Erkennbarkeit, Kieler Blätter zur Volkskunde III, 1971, 134 f.; ders.: Prinzipien und Probleme der Brauchtumsforschung, Österr. Akademie d. Wissenschaften, Phil.-Hist. Kl. Sitzungsberichte, 278. Bd., 2. Abhandlung, Wien 1972, S. 24 f.

Palmzweig darf man nicht verlieren, man muß ihn in den Stall zurückbringen (Masereben). Das Vieh wurde außerdem mit Weihwasser besprengt. „Manchmal eine Kuh angekranzelt, welche die schönste war, zu Shumitn (Sonnwend) wohl, Kranz um die Hörner" (Suchen). „Beim ersten Austreiben auf dem Kopf um die Hörner was Geweihtes draufgeben. Die Haselnussen haben Triebe wie ein Kreuzl. Und mit den Ruten das Vieh zum ersten Mal auf die Weide getrieben. Daß die Milch nicht verhext ist. Die Rutn dann oberm Stall in der Mittn eingesteckt" (Mairle).

„Der Dorfhirt hat ein Horn gehabt, ein Ochsenhorn, und hat geblasen. Dieser Hirt hatte vor 100 Jahren Sandalen aus Bast oder Leder oben geflochten und Holzsohlen und einen Mantel aus Rindenbast. Martini war Schluß. ‚Metle loubm', da war besseres Essen für den Hirten mit Most und Wein und ein Martinilied gesungen" (Lichtenbach). „Jede Ortschaft hatte zum Blasen ein Horn von ungarischen Ochsen. Dann auch Holztrompeten, die werden von den Hirten gemacht" (Masereben).

„Martini ist der Wein geweiht gewesen. Von der Ortschaft der Hirt ist rundum gegangen Geld absammeln, und hat Potizn gekriegt und Speck und Eier und Kukuruz. Wie der Gewährsmann in die Schule gegangen ist, hat der Hirt ein schönes Flügelhorn gehabt. Jeden Tag um 4 oder $^1/_2$5 Uhr in der Früh hat er eine schöne Weis geblasen. Dann sind die Stalltüren aufgegangen und das Vieh ist heraus nach der Reih. Viele mit Glocken, ein schönes Geläute. Zwei Gehilfen hatte er. So viel Vieh ein Haus hatte, so viel Tage mußten sie den Gehilfen stellen. Und so viel Tage hat er auch dort gegessen. Vierzehn Tage nach vorne hat das andere Haus den zweiten Gehilfen stellen müssen. Das Vieh wurde um a zehn vormittags heimgetrieben. Auf der Weide hat er schöne Melodien geblasen. Er hat seine gewissen Weisen gehabt. Da hat man schon gewußt, jetzt treibt er von draußen weg und es mußte wer zu Hause sein zum Anhängen des Viehes (also gewissermaßen Signalmelodien). Am Nachmittag um $^1/_2$3 Uhr oder 3 Uhr wieder geblasen und ausgetrieben und bis 8 oder $^1/_2$9. Abends ist es kühler, da frißt das Vieh lieber. Bis 15. August da hat man im Schachen geweidet, wo man die Streu mäht. Von da bis Anfang Oktober hat man in den Wiesenanteilen geweidet. Und von da ab hat man angefangen an dem Rand von den weiteren Feldern zu weiden. Am 1. November über die Felder ohne Rücksicht, wem das gehörte. Die Herde war bis zu 300 Stück, früher bis 450. Zuletzt waren es noch so um 100 bis 120 und nach dem ersten Weltkrieg hat man sich mehr auf das Fuhrwerk umgestellt mit Pferden. Nach Allerheiligen hat der Hirt seine Bezahlung gekriegt. Für jedes Stück so viele Kilo Weizen, Erdäpfel usf." (Rieg).

„Der Halter wird zu Martini aufgenommen. 2 Stück Vieh = 1 Verpflegungstag. Hatte einer 10 Stück Vieh, mußte er ihn 5 Tage verköstigen, ‚za Scheibe giahn' hat man das genannt. Ende Oktober aber hat er meist schon nicht mehr ausgetrieben, er geht nur mehr essen" (Ober Mösel). „Bis Martini ist die Hutzeit, oft aber früher verschneibt. Bis dahin hat er frei gehabt zu essen. Zu Martini hat er Weizen, Erdäpfel und Wolle gekriegt und Fettn" (Merleinsraut).

Die Weideplätze wurden fast täglich gewechselt. Die Hirten machten sich zuweilen einen Unterschlupf aus Stangen und Weidengeflecht, mit belaubten Ästen als Dach. Für das Mittagessen hatten Hirt und Boten etwas mitbekommen, Frühstück und Abendessen war im Hause des jeweiligen Verköstigers. Auch die helfenden Buben nahmen an diesen Mahlzeiten teil. Es kam vor, daß im Sommer selbst ein Gymnasiast mit aushalf wegen der Verpflegung, denn die schloß auch Weißbrot ein, was eine Seltenheit war. Die Buben hatten ihre Spiele, wenn die Kühe ruhten, „Sautreiben" und andere. Sonst galt es aber auch aufzupassen. Ein Rind, das sich von der Herde entfernte, konnte abends mit von Wölfen abgebissenem Schwanz heimwärts laufen, selbst junge Rinder wurden zuweilen gerissen. Deshalb wurde immer darauf gesehen, daß sich kein Rind von der Herde entfernte.

18. Hirse

„Von der Hirse hat es zwei Sorten gegeben, die gale (gelbe) und die grube (dunkelgraue). Der Hirse war begehrt. Hirshebraie essen ischt a guate Nahrung gewesen. Auch das süße gute Hirsebrot backen, gemischt mit Gerste, Mais und Weizen. Aus Hirsemehl haben die Frauen auch die Sauerteig-Leibchen (Urwot) gemacht. Hirse war die erste Frucht und nachher Ruabn."

Bei der Ernte wurde die Hirse mit der Sichel geschnitten und in Garben gebunden. Diese hat man auf der Tenne fest aufgestockt, daß sie sich erwärmt haben, eine kleine Gärung. Das erleichterte das Austreten. Es ist vorgekommen, daß sie sich so erhitzte, daß sie in Brand geriet. Die Hirse wurde nicht gedroschen, sondern die Körner wurden durch Treten aus den Halmen gelöst. Dieses streifende Treten nannte man „reiben". Zu dieser Arbeit wurden die Mädchen des Dorfes gebeten.[72] Sie mußten unverheiratet, aber schon der Schule entwachsen sein (Krapflern). Das „Hirsereiben" ging daher reihum, da immer die ganze Jugend beteiligt war und nicht an zwei Orten gleichzeitig sein konnte. Am Abend versammelten sich die Mädchen in dem betreffenden Anwesen. In der Scheune war in Griffhöhe an der Wand rundherum eine waagrechte Stange, an welcher sich die Reiberinnen anhalten konnten. Zum Austreten stellten sie sich paarweise mit dem Gesicht zur Wand an diesen Handlauf. Es kam auch vor, daß man als Halt eine Säule umarmte. Die Mädchen entledigten sich ihrer Schuhe, denn das Treten geschah barfuß. Jedes Mädchen ergriff eine Garbe, halbierte sie an der Fruchtseite und die Mitarbeiterin steckte ihre ebenfalls zweigeteilte Garbe „kopfüber" hinein, also mit den Fruchtenden voran. Die ineinander verkeilten Garben bildeten so ein festes Ganzes, das auf den Boden gelegt und mit den Füßen getreten wurde. In Mitterdorf legten sie die Garben parallel zur Wand, in Morobitz senkrecht. „Die Garben wurden nach hinten weggerollt und mit kunstvollen Verrenkungen des Fußes wieder nach vorne gerollt." „Eine hat sie immer mit den Füßen tretend gedreht, die andere reibend mit den Ähren ausgetreten" (Altlag). Als ich es mir vorzeigen ließ, streifte die Treterin mit den Sohlen die Garbe tretend nach hinten; die Garbe bewegte sich bei diesem festen Drüberstreifen langsam nach hinten und wurde dann mit den Füßen wieder nach vorne geschoben und auch mit beiden Füßen umgedreht. Ohne Zuhilfenahme der Hände, man ließ die Haltestange nicht aus. Nach einer weiteren Demonstration wurde dreimal mit dem rechten Fuß nach hinten gestreift, dreimal mit dem linken, da war die Garbe von der Wand weg. Man fuhr dann mit dem rechten Fuß unter sie, hob sie über den linken (also eine Drehung) und streifte nun mit dem linken und dann dem rechten Fuß nach vorne. Dann schüttelte man die Garben aus und legte sie in eine Ecke. Am nächsten Tag wurden sie aufgebunden und nochmals ausgeschüttelt, die Körner zusammengekehrt. Das Treten war nach allgemeiner Aussage sehr anstrengend.

Die Burschen lehnten an der Wand der Scheune, machten Späße, und ab und zu kam einer von hinten, nahm eine der Treterinnen und warf sie auf den Garbenstock. Dann konnte er ihr einen Kuß geben. „Wenn er zum Schmeißen zu schwach ist, erntet er viel Spott. Wenn einer sich zu viel erlaubt hat, haben die Mädchen gekratzt" (Ebenthal). In Altlag saßen die Burschen auf dem Garbenstock im Eck. Wenn ein Mädchen kam, um sich eine Garbe zu holen, küßte sie der Bursch, dessen Mädchen sie war. In Komutzen trugen die Burschen die fertig behandelten Garben weg und kehrten die Körner zur Seite. Zum Abschluß wurde getanzt, auch verschiedene Spiele gespielt, wie Stockschlagen, Rad-

[72] Nur eine vereinzelte Nachricht aus Setsch spricht davon, daß Mädchen und Burschen traten, damit es schneller ging. Für sich allein steht Skrill bei Stockendorf. Dort ließ man Rinder die Hirse austreten. Sichtlich ein von außen hereingekommener Umwelteinfluß. Diese Nachricht verdanke ich Dr. G. Lipold.

drehen (Tellerreiben) usf. „Die Burschen haben gesungen, aber keine besonderen Lieder für das Hirsereiben. Most und Obst wurden gereicht."

Das Reinigen der Hirse machten dann die Hausleute am nächsten Tag. „Die Körner waren noch in einer Hülle, das mußte geputzt werden. Das Reinigen geschah mit der Hand. Eine Frau hat sich hingesetzt in der Diagonale von einem Eck zum andern. Mit einer hölzernen Schaufel hat sie die Körner in ein Eck geschmissen, die Körner sind in die Ecke geflogen, die Spreu vorher herunter." Dazu machte man beide Türen auf.

Als Spaß haben sie in eine Garbe auch einen Besen hineingesteckt. Wenn eine da trotzdem getreten hat, haben die anderen gelacht und gesagt, die wird einen Wittman heiraten" (Masereben). „Beim Hirsereiben kommt in die letzte Garbe was hinein und dann wird das Mädel einen Witwer heiraten, welche diese holt. Die Garbe heißt der ‚Wippa' (Mösel)."

Zu dieser sehr altertümlichen Art des Austretens wird im Schlußkapitel noch einiges Vergleichende gesagt.

19. Farnkraut schneiden

„Ende September und in den ersten Oktobertagen mußte man Farnkraut einbringen für Streu. Mit dem Heu dazwischen. Das meiste war über zwei Stunden zu fahren, wo es geholt wurde. Näher als 4 Kilometer war keines. Schon in der Finsternis ist man hinaus, und auf was für Wegen! Einer hieß der ‚böse Tritt'. Man hatte provisorische Wege. Das war oft nur mit Ochsengespann möglich, über die Platten. Es waren breite und hoch aufgeladene Fuhren, es war ein Kunststück, daß es nicht gekippt ist. Bei den Gründen Jonkes war der Farn so hoch, daß beim Mähen in einer Doline ein Mäher den anderen nicht sah. Zwischen den Felsen muß man den Farn mit der Sichel einzeln herausschneiden" (Ober Mösel).

„Furbm geschnitten mit der Sichel. Zwischen Bauch und Oberschenkel ein Büschel hereingepreßt und mitgetragen, bis es groß genug ist, daß man es hingelegt hat. Quer gelegt, eine hockende Stellung. Oder wo es dicht war, einfach. Ist einer der besten Dünger. Als Streu genommen hat man es besonders für Schweine. Gegen Rheuma auch ein Heilmittel, um's Knie herum oder so" (Aufz. 1974).

20. Maisernte

„War a schianer Herbischt, hat man den tirkischen Woaze gelassen ausreifen. Das ischt wieder a großer Feiertag gewesen, den Woaze hoam. Mit der Sichel außerschneiden" (Hinterland). Entweder wurden die Kolben auf dem Acker von den Stämmen gebrochen und in Korbwagen heimgeführt, oder die ganzen Stämme samt Fruchtkolben. Die „Tsāgla" (Kolben) wurden dann erst dort abgetrennt.

Die Bearbeitung des geernteten Maises geschah in zwei Gängen. Zuerst mußte man ihn zum Trocknen herrichten („wāschn") und dann entkernen („Boitsareibn"). Das Abfasern (waschen) der in ganzen Fuhren hergebrachten Maiskolben dauerte mehrere Abende. Dazu taten sich die Nachbarn und überhaupt ein größerer Kreis zusammen. Auf langen, niedrigen Bänken oder mitgebrachten Schemeln saßen die Mädchen in der großen Stube um die in der Mitte aufgehäuften Kolben. Sie entfernten die Deckblätter bis auf drei oder vier und gaben die Kolben so in Körbe. Die hinter den Mädchen sitzenden Burschen übernahmen die Körbe und knoteten je vier Kolben zu einem Zopf zusammen, der zum Trocknen aufgehängt werden konnte. Das geschah dann an der Hauswand, unter Dach oder auf der Harfe (Trockengerüst).

Es gibt sehr lebendige Schilderungen von dieser Gemeinschaftsarbeit. Die Kinder haben den Arbeitenden die Kolben „zugebollert" (zugeworfen). „Schiane Liadlein hat

man gashüngen. Schon den ersten süßen Most hat man gehabt und lustig war es nachher für die jungen Leute."

Für das Aufhängen hat man Ketten genommen von Heu- oder Holzfuhren. Die befestigte man am Tram oder unter dem Dach. Auch Seile wurden verwendet und Stangen. „In der zweiten oder dritten Septemberwoche wird der Kukuruz eingeführt, das Abfasern ist gleich anschließend. Die Erdäpfel sind da schon vorbei, die sind das erste. Das zweite ist der Kukuruz, das dritte ist das Krauteinstoßen" (Ober Mösel).

Die zusammengebundenen Kolben, „die auswendig an der Hausmauer gehangen sind, haben Zöpfe geheißen. Sie hingen bis Mitte oder Ende Oktober, sonst sind die Vögel gekommen. Vor Einbruch des schlechten Wetters hat man sie herunter, daß sie nicht feucht wurden, sonst lassen sie sich nicht reiben." War der Mais nicht ausgereift, wurde er auch auf dem Ofen gedörrt.

Für den nächsten Arbeitsgang durften die Körner nicht mehr weich sein. Das Entkörnen — „Reiben" — geschah wieder in Gemeinschaftsarbeit. Es gab verschiedene Möglichkeiten. Entweder rieb man die Körner eines noch vollen Kolbens mit Hilfe eines bereits leeren Kolbens ab, oder man hatte eine Schlaufe mit einem Lederriemen und eingeschlagenen Nägeln, denen die Spitzen abgeschlagen waren, die man zum Abreiben verwendete. In Kliendorf schlitzte man am Kolben eine Reihe mit einer Gabel auf, man nannte das „Striaßn". Damit hatte man einen Ansatzpunkt. Im Hinterland war das nicht.

Die Körner wurden aufgeschüttet, daß sie gleichmäßig trockneten, dann in Säcke gefüllt und in eine Mühle gebracht. Man ließ feines oder dickes Mehl reiben. „Es hat besser geschmeckt wie alles Mehl, das man hat gemüaßt kafn" (Hinterland). „Das Mahl (Mehl) ischt a weines (feines) Mahl gewanen. A nägeldickes Rahmle ischt gebanen auf der Milich" wenn man mit Mais gefüttert hat (Klindorf). „Die leeren Kolben hat man gepleilet auf einem Holzstock mit dem Moißl und dann in a Schaffle eingeweicht, Salzwasser die Nacht drüber. Am Morgen den Milchkühen geben, da haben sie mehr Milch gegeben. Sie haben es in Stücke zerpleilet" (Mitterdorf). „Die Zapfen vom Kukuruz hat man immer in den Bach getragen" (Verdreng). „Welcher beim Kukuruzschälen den letzten findet, der soll einen goldenen Taler finden darin" (Unter Loschin).

Für die Buben war das „Kukuruzbraten" eine schöne Sache, wenn die Frucht noch auf dem Felde war. Es wurde im Herbst von den Erdäpfeln abgelöst.

21. Krauteintreten

Das Gottscheer Sauerkraut war berühmt und eine wichtige, vitaminhaltige Nahrung. „Das wurde täglich gegessen (im Winter), man hat blühend ausgesehen dabei" (Ober Mösel). Zubereitet und konserviert wurde das Kraut in großen Bottichen. Ich führe zwei Schilderungen dieser Arbeit an:

„Der Vater hat ganz weiße Hosen angezogen und weiße Socken. Zuerst hat man die Krautköpfe entstengelt und zerschnitten in halbe. Dann wurden sie geschnitten und in den Bottich getan und der mit den weißen Socken hat getreten. Kümmel und Salz hineingeschüttet. Eine Reihe von Köpfen hat man zwischen das geschnittene Kraut gelegt, die aber nicht so fest getreten. Das Kraut war schöner. Das mußte so lange getreten werden, bis das Salzwasser von unter heraufgekommen ist. Es waren Bottiche von ca. 700 Litern" (Morobitz). „Man hat den Bottich mit ‚Prittl' (Brettern) abgedeckt, welche der Rundung des Bottichs angepaßt waren (und nicht auf dem Rand auflagen), und schwere Steine hinauf. Wenn es angefangen hat zu gären, sind Blasen aufgestiegen. Da wurde abgeschöpft. Das Kraut reinigt sich. In ca. 3 Wochen war das Sauerkraut fertig, wenn es nicht zu kalt war. Aber das war es meistens nicht, denn es waren tiefe Keller."

„Das Krauteinstoßen war die dritte Gemeinschaftsarbeit im Herbst. Immer 2 Bottiche, unten etwa 60 cm im Durchmesser und oben etwas breiter. Der Bottich ist mannshoch. Das Krauteinstoßen ist eine Tagesarbeit. An der Leiter sind die Buben hinauf. Das (geschnittene) Kraut wird bis zu einer gewissen Höhe erst hineingeworfen, dann sind die Buben hinein zum treten. Da haben sie nicht hinausgeschaut, nur die Hände hinausgehalten (so tief war der Bottich). Die Buben waren 7 bis 8 Jahre alt. Wenn eine Partie festgetreten ist, kommt eine Lage von den härtesten Krautköpfen hinein. Darauf wieder gestoßenes (zerschnittenes) Kraut. Das gibt eine Delikatesse. Eingesalzen und ausreifen lassen. In Österreich ist das nicht gleichermaßen üblich, aber das hält. Bis nach Fasching etwa ist das Kraut gut. Von dort an sind nur mehr die Köpfe gut" (Ober Mösel).

22. Rübenstoßen

Die letzte Ernte waren die Möhrlein. Das Einschneiden der weißen Rüben war die letzte Gemeinschaftsarbeit, an der sich die Dorfjugend gerne beteiligte. Die Arbeit ging in den Häusern reihum, denn es war jedesmal die ganze weibliche Jugend eines Dorfes beteiligt. Die ganze Woche wurde Rüben „gestoßen", in einem Hause nach dem anderen. Ursula (21. Oktober) ist das letzte Datum, wo man das noch kann. „Urshe scheißet", heißt es in den bäuerlichen Wettersprüchen, denn da schneit es schon gern, und „St. Gall, muß jeder Ochs in seinen Stall".

Die Rüben wurden zuerst „gerafat" mit der Hacke, das Grünkraut weggeschnitten, und in einem großen Bottich voll Wasser mit einer Ofenkruke gewaschen. Dann hat man in der Stube oder im Vorhaus Farnkraut in eine Ecke gelegt und darauf die gewaschenen Rüben aufgeschlichtet.

Am Abend kamen die „Stoßerinnen", jede mit einem Schaffel und einem „Schtoaßeisen" (Hobel). Die Burschen schälten oben den Blattansatz von der Rübe heraus. Das kam extra in Körbe und war ein wunderbares Futter für die Kühe. Auch an der Wurzel wurde geputzt. Oft haben zwei in einen Schaffel hinein gearbeitet. War dieser voll, leerte man ihn in einen Bottich, der im Keller war. Dort haben die Buben barfuß eingetreten. Die Mädchen mußten ständig singen, sonst werden die Rüben nicht sauer und halten nicht (Ebenthal, Grafenfeld, Lienfeld, Mitterdorf, Altlag, Neulag, Warmberg, Komutzen, Morobitz). Der Bottich wurde zuletzt mit Holzbrettern bedeckt, „Brittl" aus Hartholz, nach der Größe der Bottiche, und schwere Steine darübergelegt und Wasser darübergegossen. Aber wenn sie fest getreten haben, war ohnedies Saft. Nachher gab es eine Jause, gefülltes Weißbrot, Zwetschken und Most. Und den Abschluß bildete wie bei all diesen Gemeinschaftsarbeiten das Tanzen, zum Kehraus den Polstertanz, „Grünes Gras, frißt der Haas" „... Böscht du's noch Pepi?"

Beim Rübenstoßen und anderen Gemeinschaftsarbeiten ist auch immer erzählt worden. Es gab einen ganz großen Erzähler, Heinrich Meditz aus Verderb, spätansässig in Ober Mösel. Prof. Jonke, dem ich diese Mitteilung verdanke, ging ihm Tage und Nächte lang nach, um ihn zuzuhören. „Er erzählte wie gedruckt, oft wurde er gar nicht fertig auf einmal."

23. Obsternte, Mosten, Branntweinbrennen

„Im Herbst, so vor Allerheiligen, hat es viel Obst gegeben. Es wurde viel gepreßt und Nächte hindurch Schnaps gebrannt. Die Nachbarn haben einander geholfen, da war es lustig" (Kukendorf).

Die Obstverwertung geschah in verschiedener Richtung. Einerseits im Herstellen von Dörrobst in eigenen kleinen Dörröfen, Zwetschken, Birnen, Äpfel. Das war die Art des Haltbarmachens für die Wintermonate, ehe es Kühlschränke gab. Man aß es dann ent-

weder trocken zum Brot oder kochte es, das Kompott der damaligen Zeit. Zerquetscht ergab es auch eine schmackhafte Fülle für das Weißbrot.

Die zweite Verwendungsart war das Pressen zu Most. In Trögen wurden Äpfel und Birnen mit Holzhämmern zerschlagen, mit Stampfern zerdrückt oder auch mit Reibsteinen zerrieben. Das Mus wurde dann gepreßt. Die dritte Verwendungsart war das Brennen gegorener Maische zu Branntwein.

24. Wein

An der tiefer gelegenen Südostabdachung der Sprachinsel bei Maierle gedieh auch Wein. Dort betrieben nicht nur die Ortsbewohner Weinbau, sondern auch wohlhabendere Bauern aus der unteren Moschnitze und dem Unterlande hatten hier Weingärten. „Die Nesseltaler hatten ihre Weingärten bei Mairle. Sie mußten 3 Stunden gehen bis dorthin. Im Herbst wurden 1 bis 2 Weinhüter aufgestellt, die haben zuletzt Geld gekriegt. Mit einem Stock ist der Hüter gegangen, aber Hüterzeichen waren keine. Wenn man Wein verkauft hat, hat man dem Fuhrmann viel Essen gegeben und ein Putscherle mit 15 Liter mit für die Fahrt zum Trinken. Zu Martini der Wein getauft" (Nesseltal). „Bei der Lese war es immer lustig, 8 bis 10 Tage waren Leute aufgenommen. So um 3000 l Wein verkauft. Und sie sind auch herum mit Musik und haben es lustig gehabt" (Mairle).

25. Flachs, Spinnen

Früher wurde viel Flachs angebaut, im Ersten Weltkrieg hob sich das wieder. Es gab zwei Gattungen Leinen, das gewöhnliche war „kunigen", das feine war „Raishtoch". „Das Leinen war ein Ersatz für das Badezimmer, es hat den Schweiß abgerieben."

Der Flachs wurde in der üblichen Art bearbeitet, auf der Wiese ausgebreitet, „auf der Reaße", gebrechelt usf. Beim Flachsbrecheln waren sie um zwei Uhr morgens schon auf, da haben sie große Feuer gemacht und auch gesungen „nu auhar, nu auhar du Tuge galiacht" (herauf, herauf du hellichter Tag). Aber sonst waren keine „Brechelbräuche" (Ebenthal, Mösel, Tiefenbach, Göttenitz).

„Etwa vom 10. November an ist das Spinnen angegangen. Das war bis gegen den Fasching. Nach Gertraud haben sie nicht mehr gesponnen, die Mäuse fressen sonst die Spulen ab. Nach dem Spinnen haben sie die Faden gekocht. Das hat sechs Tage gedauert. Die Slowenen haben das nicht gemacht. Hier weiß gewaschen. Sie sind zur Zeit des Großvaters noch mit dem Raischten zur Trauung gegangen. Gesponnen haben sie mit Rädern. ‚Eierbollen' haben sie gemacht, wenn sie Leinsamen gesät haben. Unter die Leinsamen hat man mehrere gekochte Eier gegeben. Nach der Saat haben sie die Eier mehrmals in die Höhe geworfen und aufgefangen, dann gegessen, die Schalen zerrieben und aufs Feld gestreut. Dann bekommt man eine gute Flachsernte. Beim ‚Huarrafn' (Jäten) muß man Schweinekaie (Unterkiefer) kochen und essen, dann wird der Hoar gut. Einen Dieb eines Unterkiefers hat man an einen Stock gebunden vor der Kirchen auf dem Platz, zum Zeichen, daß er ein Dieb ist" (Masereben).

26. Vergleiche

In den Berichten über die Brauchtumsaufnahme in der Gottschee ist den Stoffdarbietungen noch ein Kapitel mit Vergleichen angefügt, welche es ermöglichen sollen, die Stellung der Gottscheer Bestandes innerhalb größerer Zusammenhänge zu erkennen. Auf dem Gebiete der Sachkultur würde dies aber Sonderuntersuchungen erfordern, welche über den Rahmen eines Aufsatzes hinausgehen. Ich verweise als Beispiele auf die Arbeiten von M. K u n d e g r a b e r zur Gottscheer Tracht, den Zuggeräten der Joche, zum Heu-

tragen oder den Trinkgefäßen der „Putscherlein", welche bis ins Mittelalter zurückverfolgt werden können.[73] Hier sollen lediglich einige Andeutungen darauf hinweisen, daß zur Altertümlichkeit von Brauch und Glaube in der Gottscheer Überlieferung auch bei den Arbeitsvorgängen und der dinglichen Kultur manche Entsprechung vorhanden ist.

Bei den Bauwerken möchte ich die zuweilen architektonisch bemerkenswerten Trockengestelle erwähnen. Es sind große überdachte Gerüste aus buchenen Balken, die einzeln oder als Doppelharfe vorkommen. Also zwei Gerüstwände, die mit einem gemeinsamen Dach überdeckt sind und einen geschützten Mittelraum aufweisen. Giebelseitig kann dabei ein kleiner Walm auftreten und darunter ein kleines Ziergerüst. Diese „Harfen", wie sie in Österreich genannt werden, dienen dem Trocknen von Getreide, Heu und auch Mais. Das zu Trocknende ist an den seitlichen Gerüstwänden aufgehängt.

Diese Trockengerüste stehen in der Gottschee nicht für sich allein. Sie erscheinen in ähnlichen Formen in ganz Slowenien. Der Gottscheer Name „Koasl" ist auch ein Lehnwort aus dem Slawischen (kosolz). Trotzdem wird man gut daran tun, keine so einfache Herkunft für die Sache selbst anzunehmen. Die „Harfen" oder „Histen" sind nämlich in einem west-östlich verlaufenden Streifen an der Südabdachung der Alpen ziemlich weit verbreitet. Sie treten bereits in der Schweiz auf,[74] finden sich dann in Südtirol, Osttirol, Kärnten und dem salzburgischen Lungau. Bemerkenswerterweise tauchen sie in Schweden und Norwegen wieder in verschiedenen Formen auf und haben sogar Entsprechungen in China.

Im zweiten Abschnitt dieses Kapitels war vom Wochentagsglauben die Rede, und zwar von den beiden als unglücklich geltenden Wochentagen Dienstag und Freitag. Beim Freitag ist uns dies wohlvertraut. Im Erinnern an den Karfreitag finden wir dies in der katholischen Christenheit sehr allgemein.

Anders steht es mit dem Dienstag. Hier weicht die Gottschee von unseren Volksmeinungen ab. Gerade der Dienstag ist in Österreich und in weiten Teilen des kontinentalgermanischen Siedlungsraumes der bevorzugte und glückliche Heiratstag. Das geht auf sehr alte Dinge zurück. Wenn z. B. in Norddeutschland der Freitag bevorzugter Hochzeitstag ist, so tritt uns hier — durch die Reformation freigelegt, welche viel Katholisches beseitigte — der Tag der Freya entgegen, welcher ja den Tagesnamen gab. Und das war ein gegebener guter Tag für Eheschließungen. Beim Dienstagglauben aber birgt sich der „Mars Thingsus", welcher dem alten obersten Himmelsgott der Germanen entsprach (der schwäbische „Zischtig" für Dienstag führt noch den Namen Ziu fort). Dieser Göttervater war aber Hüter der Rechtsordnung und somit auch der Eheschließung, die ja weitgehend ein Rechtsvertrag war. Begründet ist dies alles in einem antiken Planetengottglauben, der noch vor der Christianisierung zu den Germanen kam und hier auf einheimische Götter umgedeutet wurde, also der umgekehrte Vorgang der sonst oft gehandhabten „Interpretatio Romana". Und bemerkenswerterweise schlägt sich dieser alte Überlieferungsstrom noch im Bevorzugen des Dienstags als bäuerlicher Hochzeitstag im 20. Jahrhundert nieder.[75]

---

[73] M. Kundegraber, Entstehung und Bedeutung der Gottschee-Sammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde, Carinthia I, 155. Jg., Klagenfurt 1965; dies.: Die Ochsenjoche, Jahrbuch f. ostdeutsche Volkskunde Bd. 10, Marburg 1966/67; dies.: Vom Heutragen und Heuziehen in der Gottschee, ebd. Bd. 11, 1968; dies.: Über die Möglichkeit einer Arbeitsgerätforschung in nicht mehr existierenden Sprachinseln, in: Arbeit und Gerät, Münster 1969; dies.: Gottscheer Putscherlein — mittelalterliches Trink- und Pilgerfäßchen, in: Volkskunde, Fakten und Analysen, Wien 1972.

[74] Vgl. K. Huber, Über die Histen- und Speichertypen des Zentralalpengebietes, Romanica Helvetica Bd. 19, Zürich 1944.

[75] R. Wolfram, Brauchtümlich bevorzugte Wochentage für die Abhaltung bäuerlicher Hochzeiten, Kommentar zum Österreichischen Volkskundeatlas, 2. Lieferung, Blatt 32, Wien 1965.

Das späte Griechentum ging vom Planetengötterglauben ab und übernahm die jüdische Wochentagszählung. Dies wirkte sich bei der Christianisierung der Völker Ost- und Südosteuropas aus, so daß hier andere Vorstellungen mit der Tagwahl verbunden sind. Daher ist z. B. in Ungarn, Bosnien, der Herzegowina, in Kroatien und Slowenien der Mittwoch bevorzugter Heiratstag. Wofür er im germanischen Bereich völlig ungeeignet ist. Schon im antiken Planetenglauben galt Merkur als böse. Seine „Interpretatio germanica" war Wodan. Das spiegelt sich noch in den meisten germanischen Sprachen, vgl. englisch „wednesday" aus „wodnesdaeg", schwedisch „onsdag", isländisch „odhinsdagr". Nur im Deutschen verdrängte die Kirche den Namen des späteren germanischen Hauptgottes durch „Mittwoch". Wodan, der auch Totenführer war, weist ein zunächst schwer durchschaubares Wesen auf, das O. Höfler einleuchtend gedeutet hat.[76] Mit Heirat hat er jedenfalls nichts zu tun. Dagegen ist der Dienstag bei den Magyaren, Rumänen, Jugoslawen, Griechen, Albanern, Italienern und Spaniern ein Unglückstag. Daß er es auch bei den Gottscheern wurde, dürfte eine spätere Einwirkung von ihrer neuen Umwelt her darstellen.

Von Bedeutung scheint mir die Geldspende in der Gottschee beim Verkauf eines Tieres. Während in Österreich das „Glücksgeld" dem bisherigen Betreuer des Tieres gegeben wird, was als eine Art Anerkennung und Vergütung aufgefaßt werden kann, besagt die Gottscheer Mitteilung, daß dieses Geld für den kirchlichen „Klingelbeutel" bestimmt ist. Was eindeutig in den Bereich der Opfergaben gehört. Damit rückt auch die Geldspende in einen wichtigeren Zusammenhang, ähnlich dem „Glücksbrot", das dazu dient, das Tier von der bisherigen Gemeinschaft in die neue überzuführen.[77]

Noch ein viertes Beispiel sei angeführt, das Hirsereiben. Bemerkenswerterweise war das Austreten des Getreides durch Tiere, das in ganz Südosteuropa üblich ist, in der Gottschee nicht Brauch. Trotzdem gab es das Austreten einer Körnerfrucht, nämlich der Hirse, aber durch Menschen. Dies verleiht der Hirse eine Sonderstellung. Hier muß allerdings hinzugefügt werden, daß die Hirse nicht allein in der Gottschee ausgetreten wurde. G. Graber[78] schildert es aus Unterkärnten noch aus dem 20. Jahrhundert und J. W. v. Valvasor[79] bezeugt es schon 1689 für Krain: „Bey Mannsburg und dort herum stellt sich die junge Pursch mit Spielleuten zum Hirsetreten ein. Denn in Crain dreschet man den Hirs (milium) nicht wie das andre Getreyde, als Korn und Weitzen, sondern manet, das ist, tritt ihn mit Füssen, und walget ihn. Und solche Arbeit geschieht gemeiniglich zu Nacht-Zeit beym Licht. Wann nun der Hirs ausgetreten, und diese Arbeit verrichtet ist, thun sie, die Gesellen (oder große Baur-Buben) mit den Menschern einen Tantz."

Das Austreten durch Menschen scheint ein besonders altertümliches Verfahren zu sein. Neue Forschungen über das Austreten des Getreides durch Tiere ergaben in Österreich überraschend zahlreiche Belege,[80] welche zeitlich sogar bis in die Mitte unseres Jahrhunderts reichen, was vorher so gut wie unbekannt war. Eine Zusatzfrage bei der gesamtösterreichischen Atlaserhebung richtete sich auch auf das Austreten des Getreides durch Menschen. Die Antworten darauf sind nicht immer eindeutig, immerhin kann in 59 Fällen ein tatsächliches Austreten durch Menschen angenommen werden. Die Orte

[76] Vgl. O. Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen, Bd. 1, Frankfurt a. M. 1934, bes. S. 323 ff., ders.: Germanisches Sakralkönigtum Bd. 1, Tübingen 1952, passim.

[77] Vgl. meine in Anm. 71 angeführten Arbeiten.

[78] G. Graber, Volksleben in Kärnten, Graz 1949, S. 339.

[79] W. v. Valvasor, Die Ehre des Herzogtums Krain, Laibach — Nürnberg 1689, Bd. II, S. 285: „Wie man in Crain den Hirs tritt".

[80] R. Wolfram, Altertümliche Dreschmethoden im österreichischen Alpenvorland: das Austreten durch Tiere, in: In memoriam António Jorge Dias, Bd. 3, Lisboa 1974, S. 395 bis 414; ders.: Dreschen: Austreten durch Tiere, Kommentar zum Österreichischen Volkskundeatlas Bd. 6, Wien 1980.

sind über das ganze Land verteilt. Einzelne Bezeichnungen für dieses Austreten wie „Troadhupfen" sind sehr anschaulich. Unterstrichen wird die Glaubwürdigkeit durch den oftmaligen Hinweis, daß das Austreten durch Menschen bei Kleingütern und Keuschlern üblich war. Da bezog es sich sicher auch auf Getreide, nicht nur die sonst zuweilen genannten Hülsenfrüchte, den Klee und die Hirse. Bloß auf diese Sozialschichte scheint sich das Austreten durch Menschen aber doch nicht beschränkt zu haben. In der Südsteiermark und der Osthälfte Kärntens zeigt sich auf der Verbreitungskarte eine ganze Landschaft, wo Hirse allgemein ausgetreten wurde. Das reichte also vom Süden her ein gutes Stück nach Österreich herein.

Ein Austreten des Getreides überhaupt durch Menschen könnte für die Altersfrage auch beim Austreten durch Tiere in unseren Gegenden von Bedeutung sein. Die Wissenschaft zweifelt daran, daß das südeuropäische Austreten in Mittel- und Nordeuropa altherkömmlich ist. Sie vermutet nach den vorhandenen Zeugnissen ein Einführen dieser Druschart durch adlige Agrarreformer der Barockzeit. Ein Austreten durch Menschen wäre freilich eine sichtlich ältere Schichte, die davon unabhängig ist. Im Falle der Gottschee kommt noch dazu, daß dieses Austreten nur auf die Hirse beschränkt ist und lediglich von unverheirateten Mädchen ausgeführt wird. Was sogar vom älteren Krainer Brauch anscheinend abweicht.

Auf ein hohes Alter des Austretens durch Menschen bei den Körnerfrüchten könnten die sprachgeschichtlichen Beziehungen zwischen den Ausdrücken für „dreschen" und „stampfen" deuten. Das germanische Wort „threskan", das in geschichtlicher Zeit „dreschen durch schlagen" bedeutete, muß einst die Bedeutung „stampfen" besessen haben. Als solches wurde es auch ins Altfranzösische und andere romanische Sprachen entlehnt und mit der Bedeutung „Tanz" verbunden. Z. B. italienisch „trescare", spanisch-portugiesisch „triscar". Das ist nicht verwunderlich, denn das Austreten durch Menschen geschah meist rhythmisch. Dag Trotzig[81] bringt zahlreiche Beispiele von einem in Tanzform geschehenden Austreten des Getreides durch Menschen aus dem Tessin,[82] aus Krain, Süditalien, dem Baltikum, dem schwedischen Jämtland usf. Wenn man auch den Perchtentanz des Pinzgauer „Tresterns" damit in Verbindung bringen darf,[83] hätten wir noch ein weiteres, freilich indirektes Zeugnis aus Österreich. Bei diesem hochaltertümlichen Brauchtumstanz in der Dreikönigsnacht kommt musikalische Begleitung nur in einem kurzen Mittelstück vor. Sonst besteht er bloß aus rhythmischem Stampfen und Springen. Dabei sind auch wischende, den Boden mit der Fußsohle streifende Fußbewegungen auffällig, wie sie auch für das Hirsereiben kennzeichnend sind.

Wie dem auch sei, auf jeden Fall haben wir hier in der Gottschee ein ungemein altertümliches Arbeitsverfahren, das bis zur Umsiedlung lebendig geblieben war. Die älteren Frauen, die ich befragte, hatten das Hirsereiben in ihrer Jugend alle selbst noch gemacht. Auch dieser Arbeitsvorgang ist somit für das Beurteilen der Stellung, welche die Gottscheer Kultur einnimmt, sehr wichtig, aber auch für anzunehmende Altschichten innerhalb der deutschen Überlieferung.

---

[81] D. Trotzig, Slagan och andra tröskredskap, Nordiska Museets Handlingar 17, Stockholm 1943.

[82] H. Herzog, Schweizerische Volksfeste, Sitten und Gebräuche, Aarau 1884, S. 269: „ballare sul panic". Wenn der Hirse (panicum esculentum) reif und getrocknet ist, so wird die herangewachsene Jugend beider Geschlechter geladen, die Frucht auszutanzen. Die hübschesten Mädchen des Dorfes dürfen dabei nicht fehlen und finden sich gerne ein. In dem zu einem großen Haufen aufgeschütteten Hirse tanzen nach einer Geige die jungen Leute Solo, Menuett und Walzer. Dieser Erntetanz schwindet jedoch mehr und mehr, was wohl vornehmlich seinen Grund darin hat, daß jetzt weit weniger Hirse gebaut wird als früher."

[83] R. Wolfram, Der Pinzgauer Tresterertanz, Wiener Zs. f. Volkskunde 41. Jg. 1936; H. Lager und I. Peter, Perchtentanz im Pinzgau, Akademie d. Wissensch. in Wien, Phil.-Hist. Kl., Sitzungsberichte, 218. Bd., 5. Abhandlung.

IV. Die Schöpferlein, Gottscheer Volksglaube von den Schicksalsgestalten

1. Vorbemerkungen

Nach dem Betrachten der Lebensgrundlagen der Gottscheer wenden wir uns nun den Menschen zu. Vom Brauchtum des Lebenslaufes hat die bisherige Literatur die größte Aufmerksamkeit der Hochzeit gewidmet. Die übrigen Hauptstufen des Daseins wurden weit spärlicher bedacht. Gerade der Lebensanfang birgt jedoch in der Gottschee Vorstellungen und Bräuche, die in der noch lebendigen deutschen Volkskultur unseres Jahrhunderts einmalig sind. Aus dem Munde einer ganzen Anzahl von Gewährsfrauen konnte ich noch Aufzeichnungen machen, welche vom Erscheinen der Schicksalsfrauen bei der Geburt eines Kindes berichten! Hier klang noch nach, was im alten Rom und Hellas von den Parzen und Moiren erzählt ist und bei den Germanen von den Nornen. Im binnendeutschen Volksbereich verklang das mit dem Mittelalter, nur die Gottschee hat es bewahrt. Allerdings ist auch hier das Ende abzusehen. Die ganze Tragik des Kulturbruches wurde einem bewußt, wenn mir z. B. so ein altes Mütterlein im Umsiedlerlager Photographien von ihren Kindern in Amerika zeigte. Stolz erzählte eine der Frauen von der Hochzeit der Kinder drüben. Auf dem Bilde sah man junge Männer im weißen Smoking und ebenso neuzeitlich gekleidete junge Damen. Die Mütter dieser modernen Jugend aber wissen noch von den Schicksalsfrauen zu erzählen! Sie sind aber wohl auch die letzten. Nur durch sie war noch etwas von dieser Kunde einzufangen.

2. Die Erzählungen von den Schöpferlein

H a u f f e n s großes Buch enthält nichts über die Schicksalsfrauen, die in der Gottschee „Schöpferlein" genannt werden, weil sie die Schöpfer des Schicksals für das neue Menschenkind sind. Die erste und bisher einzige Andeutung (ohne Angabe der Herkunftsorte) findet sich bei T s c h i n k e l, S. 10. Sie lautet:

„Wenn ein Kind zur Welt kommen soll, bitten die ‚Schöpferlein', die über dem Hause schweben sollen, ununterbrochen: ‚Lai dai schtunda et, lai dai schtunda et!' (nur diese Stunde nicht), wenn diese Stunde keine glückliche ist; denn die Stunde der Geburt ist für das Schicksal der Menschen bestimmend. Nach der Geburt verkünden sie das Los des jungen Weltbürgers. Dem einen verheißen sie Glück und Segen, dem anderen sagen sie ein trauriges Ende, wohl auch Raub und Selbstmord vorher. So prophezeiten sie einem einmal den Tod durch Ertrinken. Ängstlich mied er die Nähe des Wassers. Da schlummerte er einst unter einem Baume ein. Ein Windhauch wirbelte einige nasse Blätter auf und trieb sie gerade auf den Mund des Schlafenden. Er ertrank an den wenigen Tropfen, die am Laub hingen."

Was hatten nun die Gottscheer Frauen zu berichten?[84] Ich gebe die Antworten wegen der Wichtigkeit dieser uralten Überlieferung alle im vollen Wortlaut wieder:

[84] Die Namen und Daten der Gewährsleute führe ich hier nicht im einzelnen an. Sie sind aber selbstverständlich alle aufgenommen, außerdem zumeist auch photographiert.

Wetzenbach

Die Schöpferlein waren oben auf dem Dach und die haben gesagt, was mit dem Kind geschieht. Man hat die Stimmen gehört. Jetzt kommt das nicht mehr vor. (Von einer bestimmten Zahl der Schöpferlein war nichts zu erfragen.)

Merleinsraut

Wenn ein Kind geboren wurde, hat man müssen auf den Tisch geben ein bißl *Wein und Brot,* daß sie was haben, die Schöpferlein, wenn sie kommen, *die dem Kind schaffen.* (Daß man ihre Stimme hörte, davon wußten die Gewährsleute hier nichts.)

Ober Mösel

Wenn ein Kind geboren ist, stellt man auf den Tisch verschiedene Sachen zum Essen und Trinken, daß er nicht leer ist, dann hat man mehr Glück.

Wenn eine Frau schwer entbindet, sagt man der Frau, die Schöpferlein wollen es noch nicht haben, daß das Kind schon da ist, es ist noch nicht der glücklichste Zeitpunkt.

Lienfeld

Von den Schöpferlein hat meine Mutter immer erzählt. Man hat ihre Stimme vom Dach gehört. Wenn ein Kind geboren und getauft wurde, *mußte man sehr freigebig sein, damit sie gut geschöpft haben für das Neugeborene. Immer mußte Brot und Wein auf dem Tische sein. Man durfte keinen Bettler und niemanden von der Schwelle weisen. Es waren mehrere Schöpferlein.*

Hohenegg

Die Schöpferlein schweben über dem Haus und bitten „lei die Schtunde et" (nur die Stunde nicht, wenn es eine unglückliche Stunde ist).

Graflinden

Bevor das Kind geboren war, haben sie Wein und Brot auf den Tisch gegeben, damit die *Schöpfer* was zu essen und zu trinken haben. Das erzählte die Schwiegermutter, sie war von Graflinden.

Koflern

Schöpferlein: wie eine Wahrsagerin, die hat alles kundgemacht, was aus dem Kinde werden wird. So hat die Mutter das gehört sagen.

Seele

Von den Schöpferlein wurde geredet. An Einzelheiten erinnerte sich der Gewährsmann aber nicht mehr.

Masern

Die Großeltern haben immer von den Schöpferlein erzählt. Wenn ein Kind geboren ist, *haben sie gehorcht,* was los ist und da haben sie (nämlich die Schöpferlein) gesagt, der wird im Wasser ertrinken, den wird ein Baum erschlagen usw. *Das Schöpferlein wird jetzt was sagen,* haben sie gesagt, wenn ein Kind geboren wurde. Und dann haben sie gehorcht. *Bei jedem Kinde war eines, jedes hat eines gehabt.*

Einem wurde prophezeit, er wird über eine Brücke fahren und die wird zusammenfallen und er wird ertrinken. Und da ist er mit seinem Wagen einmal zu einer Brücke gekommen und da hat er angehalten. Es hat gerade zu Mittag geläutet und er hat gebetet. Und da ist die Brücke zusammengefallen. Da hat man eine Stimme gehört: „Die Brugge ischt zonandergewolln und der Menisch ischt et do" (die Brücke ist zusammengefallen, aber der Mensch ist nicht da). (Von einem Speisentisch für die Schöpferlein war hier nichts zu erfragen.)

Altlag

Die Schepfarlein sind oben auf dem Dach, man hat sie gehört, wenn ein Kind geboren ist. Da ist immer eine Stimme gewesen: das wird brav sein. Oder das wird ein Räuber sein, oder ein Arbeiter, oder der wird die Eltern umbringen. *In so einem Fall haben sie die Kinder gar nicht aufgezogen.*

Eine Mutter hat gehört, daß sie ihr Kind verschlafen wird und da hat sie es weggegeben. Die Tochter ist aufgewachsen und hat geheiratet. Einmal hat sie die Mutter besucht und sie haben in einem Bett geschlafen. Und wie sie aufgewacht ist, hat sie den Fuß am Mund der Tochter gehabt und diese war tot.

Bei einem Buben haben sie gesagt, der wird die Mutter umbringen, wie er zwölf Jahre alt wird. Da haben sie immer geweint, wenn sie ihm etwas gegeben haben. Dann hat sie den Buben weggegeben, weit fort. Der Bub ist zwei Tage, bevor er zwölf Jahre alt geworden ist, gekommen und hat die Mutter umgebracht.

Bei einem Wasser hat das Schöpferl gesagt: die Zeit und die Stunde ist da und der Mensch ist noch nicht hier. Und da ist der Bub zum Wasser gelaufen gekommen und er hat beim Wassertrinken von einem Fisch etwas geschluckt und war tot.

Jetzt hört man nichts mehr vom Schöpferl. [84a]

Morobitz

Auf die Schöpfarlein hat man achtgegeben. Was die Schöpfarlein von dem Kind sagen, das geht in Erfüllung. Die Gewährsfrau hörte nur von ihren Eltern davon reden und weiß selbst nicht mehr davon.

Mrauen

Die alten Leute haben erzählt, vor alten Zeiten war es so mit den Schöpferlein: sie sind gekommen, man hat die Stimmen gehört, sie haben prophezeit, was wird sein.

Grafenfeld

Man hat bei einer Geburt *einen Säbel an die Wand gehängt.* Hat sich der dabei gerührt bei der Geburt, war das ein Zeichen, daß dem Kind was zustoßen wird in seinem Leben. Das machen die Schepfarle. Sie haben auch gesagt: „Lai de Schtünda et", wenn sie nicht glücklich war. (Soweit die Aussage der 1. Gewährsfrau aus diesem Dorfe.) Die Mutter und die Großmutter haben von den Schepferlein erzählt. Auf dem Dache waren sie, die Schöpferlein, und haben gerufen. Es waren nicht so Häuser wie jetzt. Man hat Wein und Brot auf den Tisch, *daß sie gut schöpfen.* Sie sind immer gekommen. Es sind mehrere gewesen (eine genaue Zahl wußte sie aber nicht). Man hat sie nicht gesehen.

Die Schepferlein waren oben und haben gesagt: das Kind wird z. B. ein Rauber wern, oder ein Mörder, oder das wird Glück haben.

Zu einem haben's gesagt: das Kind wird nicht recht gescheit sein. Und wie das Kind aufgewachsen ist, hat es die Mutter in einen Keller gegeben und nur gefüttert, bis zu einem großen Mann. Und dann ist es lange Jahre drin gewesen. Seine Haare waren lang wie ein Löwe. Am Körper. Die Nägel waren einen halben Meter lang. Es hat nicht können laufen. Wie dann der andere Sohn groß geworden ist, hat er in die Luke einen Stock hineingesteckt und nicht mehr herausgebracht. Sie haben dem drinnen nur durch eine Luke Essen hineingeworfen gehabt. Der Sohn hat gesagt, da muß was drin sein. Der Vater aber hat gesagt, da ist nichts. Der andere Sohn hat aber doch nachgeschaut. Es war

[84a] Altlag kann als Beispiel für den Unterschied dienen, was bei einer mündlichen Befragung im Gegensatz zu einem Fragebogen herauskommt. Den obigen reichen Angaben steht die Antwort aus einem von mir ausgegebenen Fragebogen aus Altlag gegenüber: „Sonst unbekannt, aber eine Frau sagte, der Großvater hat erzählt, es gingen Schöpferlein auf dem Dachboden umher. Wenn ein Kind geboren wurde, haben sie gesagt, was aus diesem Kinde werde, *und es ist immer so eingetroffen.*" Diese Schlußbemerkung ist allerdings wichtig.

wie eine Mauer, und da ist der drin gelegen. Er hat nichts mehr gesehen. Sie haben ihn herauf, aber er hat nur ein paar Tage noch gelebt (2. Gewährsfrau).

Verdreng

Zwölf Schepfarlein beten: „lei dei Schtünde noit", das haben die alten Leute gesagt, daß sie tun bei einer unglücklichen Stunde.

Außer diesen Aufzeichnungen, die ich selbst machte, enthielten drei der sieben von mir noch 1941 in der Gottschee ausgegebenen Fragebogen Angaben über die Schöpferlein. Die aus Altlag wurde schon in Anm. 84 a im Anschluß an meine Aufzeichnung zitiert. Die Fragebogen bringen jedoch noch Belege aus zwei weiteren Ortschaften, aus denen ich vorher keine Nachrichten besaß:

Ebenthal

Früher haben die alten Leute von einem Schöpferlein gewußt, das auf dem Dache stand und die Zukunft der Kinder bestimmte. Man hat sich das Schöpferlein als ein Männlein nach Zwergenart vorgestellt.

Mitterdorf

Schöpferlein gab es bei Neugeburten und sie sagten dem Kinde die Zukunft voraus. Die Gestalt der Schöpferlein wurde als ein Zwerg oder irgendein gnomenhaftes Wesen vorgestellt.

Die Fragebogenantworten stammen von Lehrern, sind also nicht direkte Aussagen der Gewährsleute wie in meinen Aufzeichnungen. Bei den letzteren fällt auf, daß die Schöpferlein mehrfach als über dem Dache schwebend vorgestellt wurden, nicht auf dem Dache stehend. Die beiden Fragebogenangaben über das Aussehen der Schöpferlein wurden sichtlich dadurch provoziert, daß ich im Bogen darüber um Auskunft bat. Im Falle Mitterdorf allerdings sagte man mir auch 1941 bei meinen Aufzeichnungen, daß man sich die Schöpferlein als kleine Zwerglein vorstellt. Also keine durch den Fragebogen vielleicht hervorgerufene Verlegenheitsauskunft. Bemerkenswert ist auch noch der Unterschied zwischen Direktbefragung und Fragebogenangabe in Grafenfeld. Der Bogen sagt: „Schöpferlein kennt niemand, mir gänzlich unbekannt." Wie reich und gewichtig sind dagegen die Mitteilungen meiner beiden Gewährsfrauen aus Grafenfeld, als ich selbst fragte!

Seit ich 1941 und 1953 meine Aufzeichnungen in 14 Ortschaften machte und sie 1955 veröffentlichte, kamen nur noch zwei Aussagen dazu. 1973 antwortete eine Frau aus Grafenfeld auf die Frage nach den Schöpferlein: „Über so etwas redet man nicht." [85] Sichtlich wußte sie etwas von diesen Gestalten, zumal ich aus dem gleichen Ort ja auch hochinteressante Angaben über die Schöpferlein besitze. Die Scheu, darüber zu sprechen, kann verschiedene Gründe haben, scheint aber als Tatsache bemerkenswert.

Die zweite Mitteilung stammt von Walter Tschinkel, der sie auch in sein Gottscheer Wörterbuch aufnahm. [86] Er überliefert aus dem Südosten der Gottschee, der sogenannten „Unteren Seite", die Regel: „Et fürt tāfm, assas Schepfarle bos güatas scheppfait" (nicht gleich taufen, damit das Schöpferlein etwas Gutes schöpfe). Das ist eine überaus wichtige Aussage. Während sonst das Bestreben herrscht, ein Neugeborenes möglichst rasch zu taufen, wird hier eine Zeit gewartet, um den Schöpferlein Zeit zu geben, das Schicksal zu bestimmen! Dahinter verbirgt sich noch ein Rest des Bewußtsein, daß hier etwas Außerchristliches stattfindet. Die kirchliche Handlung hätte die alten Walterinnen verscheucht, ihr Tun verhindert. Bei manchen Familien war in diesem

[85] Freundl. Mitteilung von G. Lipold.

[86] Walter Tschinkel, Wörterbuch der Gottscheer Mundart Bd. 2, S. 253, Studien zur österreichischen Dialektkunde Nr. 7, Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wien 1976.

Falle die Vorzeitüberlieferung offenbar noch stärker als die Normen der Hochreligion. Daß das Schicksal in dieser Weise bestimmt wurde, empfand man sichtlich als Notwendigkeit. Wir fassen noch einen letzten Zipfel der alten Welt.

3. Erläuterungen, Vergleiche

Die Aussagen lassen den Zustand der Überlieferung gut erkennen. Hier Nachklang dessen, was die Gewährsleute nur noch von Eltern und Großeltern wissen, dort noch Richtschnur des Handelns. Auch wird nicht mehr alles überall gewußt. Aber was sie berichten ist im Grunde atemberaubend.

Zunächst läßt sich an den Erzählungen noch das starke Bewußtsein der Schicksalsbestimmtheit ablesen, der Ernst eines Wissens vom Abhängigsein des Menschen. Vieles ist schon sagenhaft, aber der mythische Kern liegt doch noch klar vor Augen. Eine Mehrzahl von Schicksalsgestalten (so zumeist) erscheint unsichtbar über dem Hause schwebend und bestimmt die glückhafte Stunde der Geburt und „schöpft" anschließend das Schicksal des Kindes. Man hört ihren Spruch und richtet sich vielfach danach. [87] Es werden aber auch Züge des Brauchtums sichtbar. Vor allem der Speisentisch mit der rituellen Bewirtung durch Brot und Wein, aber auch solche Züge wie das Aufhängen eines Säbels, aus dessen möglicher Bewegung man auf ein Umkommen durch Waffen schloß.

Die Erzählungen sind stärkstens spannungsgeladen. Da ist einmal die Unentrinnbarkeit, mit der der Spruch der Schöpferlein in Erfüllung zu gehen pflegt. In einem Einzelfalle aber auch, daß es durch das christliche Gebet nicht dazu kommt. Man vergegenwärtige sich auch die Tragik, die in der Erzählung von dem Sohne liegt, dem vorausgesagt ist, er werde mit zwölf Jahren die Mutter umbringen. „Jedesmal haben sie geweint, wenn sie ihm (dem zukünftigen Mörder) etwas zu essen gegeben haben" und trotzdem taten sie es. Immer wieder erzählen sie auch, daß man die Schicksalsstimme im Augenblick der Erfüllung rufen hört: „Die Stunde ist da . . .!"

Was sagen nun diese außerordentlichen Mitteilungen für den deutschen Volksglauben aus? Wieviel davon ist neu und in den geschichtlichen Zeugnissen zumeist sehr lang zurückliegender Zeiten, über die wir bisher allein verfügten, noch nicht enthalten? Und können wir diese Gottscheer Überlieferungen ohne weiteres, wie sie da stehen, als ursprünglich deutsches Volksgut in Anspruch nehmen? Die Gottscheer lebten durch sechs Jahrhunderte in einer slawischen Umwelt an der Grenze zwischen slowenischem und kroatischem Volkstum. Es wäre leicht zu verstehen, wenn hier auch Einflüsse der Nachbarn mitgewirkt hätten, zumal diese auch Vorstellungen von den Schicksalsfrauen besitzen. Andererseits bedeuten sechs Jahrhunderte auch wieder nicht mehr als die Weitergabe der Überlieferung durch rund 18 bis 20 Generationen. Ein Bewahren uralter, bei der Einwanderung mitgebrachter Sitten und Vorstellungen ist deshalb durchaus möglich. Zumal bei der abgeschlossenen Lage der Sprachinsel. Wir müssen also weitere Umschau halten, um die Gottscheer „Schöpferlein" richtig einschätzen zu können.

Wie stark im Altertum Europas der Glaube an Schicksalsgestalten war, die bei der Geburt erschienen, ist bekannt. Die griechischen „Moiren", die römischen „Parzen" [88] und auch die germanischen „Nornen" [89] sind für den Gebildeten heute noch Begriffe. In

[87] Wie weit den grausigen Sagen wirkliche Handlung entsprach, daß Kinder, denen die Schöpferlein Schlimmes bestimmten, gar nicht aufgezogen wurden, muß dahingestellt bleiben. In einem Falle hören wir, daß das Kind trotzdem aufgezogen wurde, allerdings erfüllt sich dann auch der Schicksalsspruch trotz der Vorkehrungen dagegen.

[88] Vgl. u. a. Pauly-Wissowa, Real-Encyclopädie der klassischen Altertumswissenschaft, neue Bearbeitung, Stuttgart 1894 ff. unter Moira und Parcae.

[89] J. Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Auflage, Bd. 1, S. 335—346, Bd. 3, S. 115—118; Jan de Vries, Altgermanische Religionsgeschichte, 2. Bd., 1937, S. 380—383; Walter Gehl, Der germanische Schicksalsglaube, Berlin 1939; Rolf Wilh. Brednich, Volkserzählungen und

der Volkserzählung, im Volksglauben und im Volksbrauch lebt aber erstaunlich viel davon weiter, sogar über das Mittelalter hinaus bis in die jüngste Vergangenheit. Ein sehr starker Niederschlag davon findet sich auch in den Märchen. [90]

Wenden wir uns zunächst zu den Südslawen, den unmittelbaren Nachbarn der Gottscheer. Hier sind es die drei Geburts- und Schicksalsschwestern, die Rojenice oder Sojenice, die das Schicksal der Neugeborenen verkünden. [91] Weiße Frauen mit ätherischem Körper, die nachts an das Fenster oder in die Stube kommen. [92] Hat man für sie keine Gaben vorbereitet, an welchen sie sich erquicken können, so werden sie böse gelaunt und verleihen ungünstiges Schicksal. In älterer Zeit opferte man den Roždanicen auf dem Tische Brot, Käse und Honig und der kroatische Bauer pflegt noch gegenwärtig (1890) in der Geburtsnacht seines Kindes auf dem Tisch in dem Zimmer, wo die kreißende Frau oder die Wöchnerin liegt, für die Rojenicen Wachskerzen, Brot und Salz hinzustellen. [93] Von jeder Gabe eine Dreizahl. Unter den Schicksalsschwestern ist die dritte besonders wichtig, denn ihr Ausspruch entscheidet. Sie bestimmen sowohl die Lebensdauer, besonders ein jähes Ende, wie auch das Wohlergehen und selbst wann und wen der Mensch heiraten wird. Darum heißt es auch sprichwörtlich: „Ehen werden von den Sugjenicen bestimmt" (Krauss). In den Sagen ist das Ödipusmotiv stark vertreten. Es klingt auch bei der Gottscheer Aufzeichnung aus Altlag an, daß das Kind die Mutter oder die Eltern umbringen wird. Dies geschieht auch, trotzdem sie das Kind weit fortgegeben hatten. Auch sonst erzählen die jugoslawischen Sagen immer wieder von der Verwirklichung des Schicksalsspruches, und zwar gerade durch die Vorkehrungen, die man dagegen trifft. Was allerdings weit verbreitet ist.

Ivan Grafenauer, [94] der über die Rojenice gehandelt hat, ist der Ansicht, daß die Vorstellung von der Dreiheit dieser Gestalten nicht urslawisch sei. Noch Nestor in seiner Chronik (12. Jahrhundert) weiß nichts von ihnen. Die ersten Berichte über die drei Schicksalsschwestern tauchen in russisch-kirchenslawischen Predigten wider den heidnischen Aberglauben im 14. und 15. Jahrhundert auf, die freilich inhaltlich ältere Zustände behandeln mögen. Aber auch sie unterscheiden die urslawischen Geburtsgottheiten, den Rod und die Rož(d)anica (Einzahl) von den Schicksalsschwestern Roždanice (Mehrzahl). [95] Grafenauer meint, daß die regionale Verbreitung der Rojenice-Sojenice Vorstellung und ihre Namen darauf deuten, daß sie von den Griechen stammen und erst um die Mitte des 6. Jahrhunderts zu den Slawen kamen und mit der urslawischen Geburtsgottheit verschmolzen.

Volksglaube von den Schicksalsfrauen, Folklore Fellows Communications Bd. 193, Helsinki 1964; über das Verhältnis zu den Muttergottheiten vgl. S. Gutenbrunner, Die germanischen Götternamen der antiken Inschriften, Halle 1936, bes. S. 128 f.; bekanntlich hat die Verehrung einer Dreiheit helfender weiblicher Gestalten im christlichen Heiligenkult ihren starken Niederschlag gefunden bis zu den „drei heiligen Madln". Darüber besteht ein reiches Schrifttum, das ich hier nicht im einzelnen anführe.

[90] Vgl. Moltke Moe, Samlede Skrifter, Bd. 1, Oslo 1925, „Hellenske og Norske folketraditioner", S. 23 ff.; B. Schmidt, Griechische Märchen, Sagen und Volkslieder, Leipzig 1877; Bolte-Polivka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, 1. Bd., Leipzig 1913, S. 434 ff.

[91] E. Schneeweis, Grundriß des Volksglaubens und Volksbrauchs der Serbokroaten, 1935, S. 15 f., 64.

[92] H. Ploß, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker, 1. Bd., Leipzig 1911, S. 75.

[93] F. Krauss, Volksglaube und religiöser Brauch der Südslawen, Münster 1890, S. 23 ff.

[94] Slovensko-kajkavske bajke o Rojenicah-Sojenicah, Etnolog LXVII, 1944, S. 34—51. Für Übersetzungen aus dem Slowenischen bin ich Kollegen L. Kretzenbacher zu aufrichtigem Dank verpflichtet.

[95] Über den Schicksalsglauben und die rod, rožanicy bei den Ostslawen vgl. F. Haase, Volksglaube und Brauchtum der Ostslawen, Wort und Brauch, Bd. 26, Breslau 1939, S. 227—233.

Nun ist es aber doch so, daß der Name Rojenice mit Gebären zusammenhängt und daß die Schicksalsfrauen auch bei anderen Völkern mit den Geburtshelferinnen verschwimmen. [96]

Der Glaube an die in der schweren Stunde der Frau helfend eingreifenden Ahnenmütter und die wirklich helfenden „weisen" Frauen verbindet sich mit dem Schicksalsgedanken in diesem entscheidenden Augenblick des Lebens. Grundsätzlich und streng ist hier nicht zu trennen.

Im nordeuropäischen Völkerkreise gibt es einige recht aufschlußreiche Überlieferungen selbst aus jüngerer Zeit, die uns wirkliches Brauchtum erkennen lassen. Wie wir aus dem wahrscheinlich nordgermanische Sitten spiegelnden lappischen Sarakka-Kult ersehen können, [97] trank die Schwangere vor der Geburt Sarakka-Wein, was sicher mit einem Trankopfer für Sarakka verbunden war. Nach der Entbindung aß die Wöchnerin mit großer Feierlichkeit zusammen mit den helfenden Frauen die Sarakka-Grütze. In die Grütze wurden drei symbolische kleine Gegenstände gelegt (bei Knaben und Mädchen verschieden) und je nach dem Stück, welches zuerst auf einem Löffel der Essenden erschien, schloß man auf das künftige Geschick des Kindes. Also eine mit dem Namen der Geburtsgottheit verbundene Orakelhandlung. [98]

Bei den Skandinaviern haben wir Erinnerungen, die auf Ähnliches schließen lassen. Auf den Färöern hieß die erste Grütze, welche die Wöchnerin bekam, „Nornagreytur" (Nornengrütze). Auf der Insel Sudheroy ißt die Wöchnerin als erste davon, dann die Hebamme und zuletzt die anderen helfenden Frauen. „Nornengrütze" heißt auch die Grütze, welche die Nachbarinnen im norwegischen Setesdal der Wöchnerin bringen. Daß die Nornen nicht bloß Schicksalsfrauen waren, sondern auch bei der Geburt halfen, also Herrinnen über Geburt und Tod waren, bezeugen uns einige altnordische Stellen. So in der Edda, Fáfnismál 12, wo von den „nornir naudhgonglar" die Rede ist, die in Not zu Hilfe kommen und wie die Disen „die Kinder von den Frauen lösen". [99] Auch angelsächsisch „wurdgiscapu" heißt neben „Schicksal" und „Tod" auch „Geburt". Denn die eine der Nornen, althochdeutsch „Wurt", altnord. „Urdhr", ags. „Wyrd" [100] tritt ja besonders hervor. Wir sehen auch hier offenbar das Verschwimmen *einer* Schicksalsmacht mit einer Vielzahl. Nach einem im Volke waltenden Zahlengesetz [101] verdichtet sich solche Vielzahl gerne zu einer „plastischen Dreiheit". [102] Auch bei den Schöpferlein finden wir ein merkwürdig unbestimmtes Schwanken der Zahlen.

Dänische Aufzeichnungen berichten aber von abergläubischen und zukunftsbestimmenden Handlungen der Hebamme oder der helfenden Frauen selbst. Im östlichen Seeland wurde eine Frau geholt, um das Kind zu „messen" und zu „segnen". Das Messen

---

[96] Den Kult der rheinischen „Matres" und „Matronae" deutet S. Gutenbrunner, a. a. O., S. 128 auch nach dem Vorbild der bäuerlichen Kultur. Bei der Geburt halfen die Frauen der Familie (Matres) und die Nachbarsfrauen (Matronae). Die göttlichen Gestalten sind ihre himmlische Spiegelung. Bei der Geburt trachten die Frauen aber, das Schicksal des Kindes zu erfahren und zu beeinflussen, und zwar im wirklichen Brauch, wovon gleich Beispiele. Die Verbindung zum Schicksalsglauben ist leicht gegeben.

[97] Axel Olrik og Hans Ellekilde, Nordens Gudeverden, Kopenhagen 1926 ff., Bd. 1, S. 139 und 186 f.

[98] Im 16. Jahrhundert wurden in Dänemark in die erste Grütze, welche die Wöchnerin nach der Entbindung aß, drei Stäbchen gesteckt. Das Glück des Kindes stand in einem Verhältnis zu den Stäbchen. Troels-Lund, Dagligt liv in Norden på 1500 talet, neue schwed. ill. Ausg., 8. Bd., Sthm. 1931, S. 54.

[99] Gehl (Anm. 89), S. 88.

[100] Noch zu Shakespeares Zeit kannte man in England die „weirdsisters".

[101] H. Usener, Dreiheit, Rheinisches Museum für Philologie NF 58, 1903, S. 1 ff., 161 ff., 321 ff.

[102] J. de Vries (Anm. 89) II, S. 383.

geschah mittels eines Bandes, dabei sprach sie eine Zauberformel. [103] In Jütland war dies um 1880 noch allgemein gebräuchlich, im südlichen Fünen kannte man es um diese Zeit auch noch. Zum Messen nahm man gerne einen roten Wollfaden, der zuletzt um den Hals des Kindes geknüpft wurde. [104] Das brachte dem Kinde Glück. In Jütland aber hielten sie nach einer Entbindung die noch im 19. Jahrhundert wilden und ekstatischen Weiberfeste („Konegilde"). In der Gegend von Vejle mußte sich dabei die Klügste von ihnen heimlich fortschleichen und Gutes über dem Kinde wünschen. [105] Ältere Verbote gegen solche Handlungen beziehen sich auch darauf, daß die Hebammen „segneten" und „maßen". Sie also oder eine besondere Frau, die auch geradezu „Signekone" (segnende Frau) hieß, finden wir hier in einer Rolle, sehr verwandt derjenigen der Schicksalsfrauen. Glaube und wirklicher Brauch berühren einander. Es sieht geradezu so aus, als ob die Signekone die Schicksalsfrau „repräsentiere". [106] Bei dem „Messen" könnte man auch daran denken, daß altnordisch „meta" schicksalhaft bestimmen heißt, und angelsächsisch „metena" die Schicksalsgöttinnen sind, die Zumessenden also. [107]

Ins Zwischenreich zwischen den mythischen Wesen und ihren menschlichen Repräsentanten scheint uns auch schon der Bericht der altnordischen Nornagestsaga, Kap. 11, zu führen, in dem es heißt, daß im Lande „Völven" umherfuhren, die man „Spâkonur" nannte und die den Menschen ihr Geschick weissagten („spadhu mönnum aldr" oder „örlög"). Die Leute *entboten sie zu sich ins Haus,* bewirteten und beschenkten sie. Die Sage berichtet von dem Kinde, das die ersten beiden Völven mit Gutem begabten, die dritte aber mit Bösem, weil sie sich gekränkt fühlte. Das Kind aber trug davon den Namen Nornengast. Die Bezeichnungen Völva, Spâkona (Weissagerin) und Norne sind hier gleichbedeutend. An menschliche Verkörperer lassen auch Berichte denken, nach denen Völur durchs Land zogen und an die Häuser klopften (G r i m m DM I, S. 338 f.). Ihr Spruch war nicht nur weissagend, sondern schicksalschaffend (J. de V r i e s II, S. 65).

Auf ein für wirklich geglaubtes Erscheinen der Schicksalsfrauen bezieht sich auch die Bewirtung des Speisentisches, den wir in der Gottschee ebenso finden wie bei vielen anderen Völkern. In den Gottscheer Aufzeichnungen heißt es, daß man den Schöpferlein Brot und Wein auftischen mußte, damit sie gut schöpfen. Auch galt es freigebig zu sein gegen jeden Bettler, niemand durfte von der Schwelle gewiesen werden. Offenbar konnte die Schicksalsfrau auch verhohlen in der Gestalt einer Bettlerin kommen.

Besonders reiche Zeugnisse dazu haben wir aus dem neugriechischen Volksglauben und Brauch. Die „Miren" kommen hier am 3. oder 7. Tage nach der Geburt, meist um Mitternacht. Der ganze Hof ist aufs Beste gerichtet, alles gefegt, geschmückt, der Hund angebunden, das Kind gewaschen und in frische Windeln gehüllt. Sonst könnten es die Schicksalsfrauen dem Kleinen entgelten lassen, wenn sie sich über irgendetwas erzürnen. Ein Tisch steht für die Miren gedeckt. Auf Ägina ist es ein Teller mit Honig, drei Mandelkerne oder Konfektstücke, drei Gläser Wasser, dazu drei Löffelchen und drei seidene Handtücher. [108] Bevor die Göttinnen an ihre Arbeit gehen, kosten sie von den Süßigkeiten und die Güte derselben und die schöne Ausschmückung des Gemaches entlockt

[103] J. S. M ö l l e r, Moder og barn i dansk folkeoverlevering, Kopenhagen 1939, S. 100, 183 f.

[104] Der Lebensfaden, den die Moiren und Parzen spannen, und an den man hier denken könnte, war bei den Griechen aus Leinen, bei den Römern aus Wolle.

[105] R. W o l f r a m, Weiberbünde, Zs. f. Volkskunde NF Bd. 4, 1933, S. 143.

[106] W. H u n k e, „Sie schufen das Schicksal", Germanien, Jg. 1942, S. 412. Ein deutsches Verbot, die Gothaische Landesordnung von 1658, bezieht sich auch auf das „Segensprechen" über Neugeborenen.

[107] G e h l (Anm. 89), S. 27 ff.

[108] A. T h u m b, Zur neugriechischen Volkskunde, Zs. d. Vereins f. Volkskunde 2. Jg., Berlin 1892, S. 128 f.

ihnen schon günstige vorbereitende Segenswünsche für das Kind. Dann erst folgt das eigentliche „Moírama", die Festsetzung des Schicksals. Auf der Insel Korfu setzt man neben das Neugeborene für die Moeren Wein, drei Schnitten Brot, Zuckerwerk und Gold. [109] Bei den griechischen Albanern ist es die Hebamme, die schmackhafte Gerichte für die Schicksalsfrauen bereitet und einen Tisch deckt. Die Hebamme ist es auch, welche die jenseitigen Gäste zu sehen und zu hören vermag und der Familie über ihren Besuch berichtet. [110] Also wieder die besondere Rolle der Hebamme im Verkehr mit der anderen Welt.

Auch bei den Tschechen finden wir die Bewirtung. Dort heißen die Schicksalsgöttinnen Sudičky (Richterinnen). Ähnlich wie bei den Slowenen erscheinen sie als weiße Frauen vor dem Fenster oder in der Stube. Nahen sie um Mitternacht, so sinkt alles in tiefen Schlaf, doch können fromme Menschen sie sehen. Sie tragen brennende Kerzen, welche sie auslöschen, nachdem sie ihr Urteil über das Geschick des Kindes gesprochen haben. Man stellt für sie Salz und Brot auf den Tisch. [111]

Bei den Rumänen in Siebenbürgen kommen in der Nacht nach der Geburt neun Jungfrauen, die ursîtòrele, zur Wiege des Kindes, um es mit körperlichen und geistigen Gaben auszustatten. Zu ihrem Empfang deckt man den Tisch, stellt einen weißen Teller mit Brot, ein Gefäß mit Salz und ein Glas Wasser darauf. Dazu legt man neun hölzerne Löffel. Aber Gabeln und Messer läßt man in dem Zimmer nicht. [112] Da nur die Hebamme diese Jungfrauen sehen und über sie Mitteilung machen kann, bleibt sie in der betreffenden Nacht im Hause der Wöchnerin.

Von der Bewirtung der Schicksalsfrauen meldete der deutsche Volksglaube bisher nichts, wenn man vom Dornröschenmärchen absieht, das ja seine französischen Gegenstücke hat. [113] Hier stehen die Gottscheer Aufzeichnungen als erste Zeugnisse. Hingegen lassen die Beichtfragen Burchards von Worms (10. Jahrhundert) erkennen, daß ein Speisentisch in bestimmten Zeiten des Jahres für sie gerichtet wurde. [114] Man könnte auf

[109] B. Schmidt, Das Volksleben der Neugriechen und das hellen. Altertum, Leipzig 1871, S. 213.

[110] Ebenda, S. 214. Es gibt vielleicht auch zu denken, daß im deutschen Volksbrauch die Hebamme oft von Frauengemeinschaften gewählt wird, die sehr altertümliche Züge tragen. Darüber mein Aufsatz „Weiberbünde", Zs. f. Volkskunde NF IV, Berlin 1933.

[111] Ploß (Anm. 92), S. 75.

[112] Ploß, S. 75. Dieser Zug scheint für Südosteuropa kennzeichnend zu sein. Wollte man alles Spitze und Schneidende entfernen? Das französische Märchen (Perceforest 1528, Perrault 1696) kennt aber (goldene) Teller und Messer. Ebenso Burchard von Worms.

[113] Vgl. die eben genannten französischen Beispiele. Bei den Romanen gibt es zahlreiche Überlieferungen, von den spätrömischen „tria fata" angefangen zu den französischen Feen und den spanischen „siete fadas", die man zu Paten bittet und bewirtet.

[114] „Hast du geglaubt, wie gewisse Leute zu glauben pflegen, daß jene, die vom Volke Parzen genannt werden, Wirklichkeit sind oder das vollbringen können, was von ihnen geglaubt wird: daß sie nämlich, wenn ein Mensch geboren wird, ihn zu dem bestimmen können, was sie wollen? .... Hast du getan, was gewisse Weiber in bestimmten Zeiten des Jahres zu tun pflegen: Daß du in deinem Hause *einen Tisch herrichtest mit deinen Speisen und Getränk und drei Messerchen,* damit, wenn jene drei Schwestern kämen, die die Alten in ihrer Torheit Parzen nannten, sie sich dort laben könnten?" Bei Burchard von Worms ist es zweifelhaft, ob seine Fragen alle auf deutsche Verhältnisse zielen, da er ausländische Quellen vielfach benützte. Doch gehört die Frage über die Schicksalsfrauen zu denen, wo er eigene Zusätze machte, also wohl deutsche Überlieferungen meinte und kannte. In einem Poenitentiale des 15. Jahrhunderts werden Burchards Beichtfragen wiederholt, doch statt der Parzen nach den einheimischen *Perchten* gefragt. Ein durch den Namensgleichklang herbeigeführter Irrtum? Von der geisterhaften Frau Percht, die mit ihrem Gefolge ungetauft verstorbener Kinder kommt, wissen wir aber, daß in der Dreikönigsnacht ein Speisentisch für sie bereitet wird. So heute noch im alpenländischen Volksbrauch, besonders Österreichs.

Von Speiseopfern an die Mören durch heiratslustige Mädchen, also nicht bloß bei einer Geburt, berichtet Schmidt, a. a. O., S. 216 f.

die Mittwinterzeit schließen, wenigstens legt das die angelsächsische Bezeichnung „modraniht" (Nacht der Mütter, Plural!) nahe.

Die Schöpferlein *verkünden* ihren Spruch, sie „sprechen". Das gibt es in der sonstigen Überlieferung von den Schicksalsgestalten auch, nicht bloß das Spinnen, Weben, Flechten und Schreiben ins Schicksalsbuch. Das Sprechen oder Singen der Moiren ist schon in einer altgriechischen Grabschrift bezeugt, wir hören von direkten Orakelsprüchen oder vom Singen des Hochzeitsliedes. [115] Im Altnordischen gibt es bestimmte Ausdrücke für das magische „sprechen", unter ihnen die Worte „doema" und „bidja". Das letztere verwendet das Helgilied von den Nornen. Das Sprechen der Schöpferlein fügt sich somit gut in die Gesamtüberlieferung.

Schwierigkeiten macht die Zahl der Schicksalsgestalten. Es war für mich überraschend, mit zwei Ausnahmen nur unbestimmten Angaben über eine Mehrheit zu begegnen. Lediglich Masern spricht von einer Einzahl und Verdreng von zwölf Schöpferlein. Die bisherigen Belege haben aber schon gezeigt, daß die Dreizahl, die uns so kennzeichnend dünkt und die im Volksglauben so vielfach nachwirkt, durchaus nicht allein herrscht. Auch in Griechenland gibt es die Vorstellung von einer, gewissermaßen persönlichen Mire. Die Zwölfzahl begegnet auch in Zakynthos, und im altnordischen Darradslied sind es zwölf Walküren, die vor der Schlacht ein grausiges Schicksalsgewebe verfertigten. [116] Ägina nennt sogar 40 Miren, aus denen aber drei hervorragen, eine von diesen ist die wichtigste. [117] Sonst fanden wir neun bei den Rumänen, sieben bei den Spaniern und sieben kleine Geister kamen auch bei den Drawehnen im hannoverschen Wendland. [118] Schließlich begegnet auch die unbestimmte Vielzahl neben der allerdings besonders ausgeprägten Dreizahl, selbst im griechischen Volksglauben.

Bemerkenswert ist der Zug, daß die Schöpferlein im Augenblick der Erfüllung des Schicksals wieder hervortreten und verkünden: „Die Stunde ist da!" Das gemahnt an die altgermanischen Totenwählerinnen und Schlachtjungfrauen, die auch Schicksalsgestalten sind. Zu dem sehr eigenartigen Bericht aus Grafenfeld vom Orakel des bei einer Geburt aufgehängten Säbels ließe sich daran erinnern, daß Waffen im Altnordischen Todesverkünder sein konnten. So singt die Spießaxt Gunnars in der Njáls-Saga, wenn ein Kampf bevorstand, in dem sie den Tod eines Menschen verursachte.

Zur Entscheidung, ob wir in den Schöpferlein deutsche Überlieferungen erblicken dürfen oder fremde Kulturspiegelungen, dürfte ihr Name einen wichtigen Beitrag leisten. Der ist nämlich eindeutig deutsch und altüberliefert. In der mittelhochdeutschen Dichtung gibt es mehrere Belege für ihn. Beim Marner [119] heißt es:

> Zwo *schepfer* vlahten mir ein seil
> da bi diu dritte saz,
> diu zerbrach ez, daz was min unheil.

[115] Im neuzeitlichen Volksglauben des epirotischen Zagori ist jeder Möre ein besonderes Amt zugewiesen: die eine bestimmt die Lebensdauer des Kindes, indem sie ihm den Faden spinnt, die andere verleiht ihm Glück, die dritte Unglück. Nicht selten hadern sie untereinander, bevor sie die endgültigen Sprüche tun, zumal die beiden letzteren ihrer Natur nach ja Gegensätze sind. Manche Wöchnerin oder Wartefrau will in stiller Nacht ihre verworrenen, unverständlichen Stimmen vernommen haben; schließlich einigen sich die Schicksalsmächte, und je nachdem die eine oder die andere die Oberhand behalten hat, gestaltet sich das Lebenslos des Kindes glücklich oder unglücklich. B. Schmidt, a. a. O., S. 212. Demgegenüber scheinen die Sprüche der Schöpferlein jedoch klar verständlich zu sein. Es gibt auch Aufzeichnungen aus Griechenland, die nicht nur von orakelhaft verworrenem Sprechen reden.

[116] In der Njáls-Saga. 12 Feen kommen auch zu Dornröschens Geburt. Eine dreizehnte, nicht eingeladene, verhängt dann aus Kränkung den bösen Spruch.

[117] Thumb (Anm. 108), S. 125.

[118] Ploß (Anm. 92), S. 75.

[119] Minnesinger. Manessische Sammlung, hg. v. F. H. von der Hagen, II. Bd., Leipzig 1838, S. 248 a, XV, 8, Zeile 6 ff.

Also die übliche Vorstellung von den drei Schicksalsgestalten, die das Seil flechten und von denen die dritte Böses verleiht. Ihr Name ist „Schöpfer". Ottokars Österreichische Reimchronik [120] sagt von Herzog Albrecht:

Ist daz wâr, daz man seit,
daz von den *schepfen* ûf geleit
dem menschen werde sin gelinc
an übel und an guoten dink,
sô wirt von mir geloubet,
daz got den *schepfen* erloubet,
daz si im legten ûf
saeld und êr mit hûf,
als ir hernach gehôrt.

Wieder sind es also die „Schepfen", die das Gute und Böse dem Menschen zuteilen. Und wir erinnern uns, daß das Wort heute noch in den „Schöffen" unserer Gerichte weiterlebt. Der dritte mittelhochdeutsche Beleg steht in einem Abschnitt des Gedichtes, [121] in dem sich der Südtiroler Dichter Vintler (um 1400) gegen den Aberglauben wendet:

So haben etleich leut den wan,
das si mainen unser leben,
das uns die *gachschepfen* geben,
und das si uns hie regieren.

In althochdeutschen Glossen wird „Parcae" mit dem gleichen Wort „scephentun" wiedergegeben. [122] Das Verbum „skapa" ist auch im Altnordischen geradezu ein terminus technicus für das „Schaffen" des Schicksals durch die Nornen.[123] In den Gottscheer „Schöpferlein" lebt Wort und Sache somit auch noch im Neuhochdeutschen fort. Es sind die ersten und bisher einzigen Belege dafür. Solch einmalige und kostbare Dinge hat die Gottscheer Überlieferung bewahrt, die es jetzt noch zu retten galt.

Unsere Überschau hat gezeigt, daß die „Schöpferlein" keineswegs auf irgendeine Übernahme von auswärts zurückgeführt werden müssen. Vielleicht hat das Vorhandensein ähnlicher Vorstellungen und Bräuche in der jugoslawischen Umwelt zu ihrer Lebendigerhaltung beigetragen. Im übrigen gehören die Schöpferlein aber einer sich über ganz Europa erstreckenden Glaubensschichte an, die auch im germanischen Völkerkreise reich ausgebildet war und wie es scheint, eigenartige Brauchtumszüge besaß. Die Namensbelege, vom Althochdeutschen angefangen, verankern die „Schöpferlein" sicher in unserer eigenen Überlieferung. Durch sie aber erfahren wir einzig und allein über die dürren Namensnennungen und Anspielungen des Mittelalters hinaus, was das Volk von ihnen glaubte und welche Bräuche sich daran schlossen. Auch wenn manches schon vergessen sein mag — merkwürdig ist z. B. das Fehlen der sonst fast überall bezeugten Teilung der Schicksalsgestalten bei ihrem Begaben in gute und böse — so ist es immer noch weit mehr, als wir jemals in unseren späten Tagen an Belehrung erhoffen konnten. Das sei den schlichten Frauen gedankt, die das Erbe bewahrten.

---

[120] Monumenta Germaniae Historica, Deutsche Chroniken und andere Geschichtsbücher des Mittelalters, 5. Bandes erster Teil, Ottokars Reimchronik, erster Halbband, Hannover 1890, S. 168, linke Spalte, V. 12690 f.

[121] Ältere Tirolische Dichter 1. Bd., Die Pluemen der Tugent des Hans Vintler, hg. v. Ignaz V. Zingerle, Innsbruck 1874, S. 264, V. 7865 (64).

[122] Die Belege bei Gehl (Anm. 89), S. 247.

[123] Ebenda, S. 245 f.

V. Lebensanfang, Geburt und Kleinkind

Am Beginn eines Lebens stehen Hoffnungen, Wünsche, Freude und Sorgen, und aus all diesem entspringen Handlungen, die einander naturgemäß auf der Welt weitgehend ähneln; auch wenn es selbstverständlich Besonderheiten gibt. Die Bräuche der Gottschee bei Geburt und Kleinkind sind diesem Allgemeinbestand eingegliedert und weisen nicht so viele ortsgebundene Züge auf wie jene des Jahreslaufes. Gleichwohl findet sich Bemerkenswertes auch hier.

Schon im Augenblick der Eheschließung richten sich die Gedanken vielfach auf die Weitergabe des Lebens. Beim Betreten der Kirche muß die Braut z. B. nach vorne zum Altar schauen, „dann werden die Kinder alle so schön" (Mairle). Tritt die Braut beim Herausgehen aus der Kirchentüre, muß sie einen Blick zum Himmel tun, dann bekommen die Kinder klare Augen (Mitterdorf). Wer von den beiden künftigen Ehepartnern bei der Zusammenkunft den anderen zuerst sieht, dem werden die Kinder ähnlich (Graflinden), oder die Kinder gleichen dem Vater, wenn sie ihn zuerst erblickt (Prerigl) oder dem Aussehen nach der Mutter (Hohenegg).

Es gibt sogar einige Andeutungen eines Wiederverkörperungsglaubens. Z. B. wenn es in Mairle hieß: „wenn die Braut vom Haus herausgeht und wenn sich die Hausleut melden, dann kommen die Kinder auf die Art zurück, dann sind sie den Leuten ähnlich." Und in Göttenitz hieß es: „Die alten Leut haben gewußt, von welchen die Kinder ausgegangen sind."

Unter den Vorstellungen, welche die Zukunft bestimmen, bezeugt A. Hauffen, daß die Braut in der Kirche unbemerkt einen Apfel fallen und nach hinten rollen ließ, damit sie leicht gebäre. In Tschermoschnitz durfte die Braut beim Hochzeitsmahl keine Nudeln essen, sondern nur klare Suppe, „dann werden die Kinder nicht rotzig".

Die Vorstellungen von der Kinderherkunft, wie man sie den Kleinen erzählt, pflegen etliche mythische Reste zu enthalten. In der Gottschee sind sie ziemlich einheitlich. In 13 Orten erfuhr ich, daß die Kinder aus Gewässern geholt werden, [124] zweimal, daß sie aus einem „Gründle" (Erdloch) kamen (Morobitz, Suchen). Die Gewässer sind sowohl der Brunnen, eine Quelle, ein Bach, wie ein kleiner Weiher. Ich führe eine Aussage aus Masereben an: „Die Kinder kommen vom Bruin (Brunnen) auer. Die Muime bringt sie von da. Wo es im Wasser geschwommen ist. Weil es nackert war und kalt gewesen ist, hat es gejåkn (geschrien). Oder wenn Hochwasser kommt, dann kommt auch ein Kleines." Die Gewässer haben manchmal auch bestimmte Namen. In Ebenthal und Altlag ist es die „Söhnleinlacke", in Komutzen eine „Sheakna" genannte Quelle, in Merleinsraut das „Bibarnbründle". Das Morobitzer Loch, aus dem die Kinder stammen sollen, war das „Matthashgründle". Meist holt und bringt sie die Hebamme in einem „Zoindle" (Körbchen), der Storch als Kinderbringer war sichtlich unbekannt. Dem betreffenden Gewässer konnten auch sonst besondere Eigenschaften zugeschrieben werden. In Warmberg hat man sich in der gleichen Quelle auch gewaschen „für die Augen".

Von der werdenden Mutter gibt es die allgemein üblichen Vorstellungen. Sie soll nichts Garstiges anschauen (Ebenthal), sieht jemand die Mutter an, der den bösen Blick

[124] Masereben, Hohenegg, Ebenthal, Mösel, Altlag, Nesseltal, Suchen, Verdreng, Warmberg, Komutzen, Gehag bei Tschermoschnitz, Merleinsraut, Grodetz.

hat, dann bekommt das Kind Male (Altlag). Der Schwangeren muß man auch Gelüste erfüllen, sonst bekommt das Kind rote Flecken da, wo sie sich hingreift (Verdreng). In Ebenthal hieß es auch, wenn sie Flecken hat, wird es ein Bub.

Dienstag und Freitag gelten in der Gottschee ganz allgemein als Unglückstage, darum wurden sie auch für eine Niederkunft als unglücklich betrachtet; ebenso übrigens der ganze Monat April (Ebenthal). Natürlich war auch der 13. kein gutes Datum.

„Es hat bei uns einige Tage gegeben, an denen man es nicht gern gesehen hatte, daß ein Kind geboren war, Freitag war so ein unglücklicher Tag, besonders der Karfreitag. Auch der 1. April, der 1. August, der 1. September waren alle Unglückstage. Von Kindern, die am Karfreitag geboren wurden, sagte man, sie werden nie glücklich sein, sie werden wie Jesus Christus leiden" (Mitter Gras).

Nicht nur der Tag, sondern auch die Stunde war bedeutsam. Darum wird von den über dem Hause schwebenden Schicksalsverkünderinnen, den „Schöpferlein", auch immer wieder berichtet, daß sie sagten: „Lai dai Schtunda et" (nur diese Stunde nicht), wenn die keine glückliche war (Hohenegg). Wenn eine Frau schwer entband, sagte man der Frau, die Schöpferlein wollen es noch nicht haben, daß das Kind schon da ist, es ist noch nicht der glücklichste Zeitpunkt (Ober Mösel).

Wenn eine Frau ihr erstes Kind gebar, mußte der Gatte die Hebamme holen zusammen mit einem anderen Mann. Dieser andere mußte zuerst ins Zimmer treten und nach ihm erst die Hebamme. Und der Mann mußte sagen: „Grüß Gott, viel Glück und Segen", dann ist er wieder gegangen. Ein anderer Mann bringt Glück. Das ist nur beim ersten Kind. Diese Aussage aus Rieg zeigt den sogenannten „Glücksbringer", der nach weitverbreitetem Glauben männlichen Geschlechts sein muß. Der Erstlingsbrauch tritt auch sonst mehrfach hervor. So muß z. B. der erste Mensch, der nach einer Geburt ins Haus kommt, etwas bekommen, sonst nimmt er die Milch mit (Ebenthal).

Bei den Handlungen, die mit dem Neugeborenen vorgenommen werden, pflegt man dem ersten Waschwasser Bedeutung zuzuschreiben. So auch in der Gottschee. In Rieg schüttete man es zu den Weinstöcken am Haus. Mit diesem Wasser „kommt alles beim Kind weg" (Mairle). „In dem Wasser, wo sich das Kind gewaschen hat und die Frau hat sich damit gewaschen, dann ist alles Zeichen weggegangen" (Grafenfeld). In Warmberg-Komutzen schüttete man es unter die Dachtraufe, die ja üblicherweise als Grenze des umhegten inneren Lebensbereiches gegen die Außenwelt galt. Das Wasser soll dabei ‚nicht nach außenwärts rinnen', andernfalls wären häufige Kopfschmerzen die Folge".

A. Hauffen (S. 77 f.) hat die Taufbräuche geschildert: „Der Vater des neugeborenen Kindes geht selbst aus, um den Paten und die Patin zu bitten. Er nimmt den Hut in die Hand und spricht: ‚wolgn tat a bak, dai main isht intr da ponk gawol' (folgt ein wenig, die Meine ist unter die Bank gefallen, d. h. niedergekommen). Die Taufpaten holen das Kind am bezeichneten Tage ab und fahren mit ihm zur Kirche. Dem ersten, dem sie begegnen, geben sie Brot, damit auch das Kind freigebig werde. Nach der Taufe findet ein kleines Frühstück statt und erst bis zwei Wochen später, sobald die Wöchnerin teilnehmen kann, der Taufschmaus („Pfotrschoft"). Der Vater gibt den Schmaus, die Gäste beschenken die Wöchnerin und das Kind. Die Taufpaten insbesondere schenken Hemdchen." Im Suchener Hochtal sagte man, daß bei diesem Essen kein Brot übrigbleiben durfte, sonst bleibt das Kind zu Hause und wird nicht heiraten.

Ist es das erste Kind, das zur Welt kam, und war es ein Bub, war die Feier so etwas wie eine kleine Hochzeit, bei welcher auch der Pfarrer eingeladen wurde (Rieg). Das Kind darf — solange es nicht getauft ist — nicht von Fremden, außer der Hebamme, gesehen werden, sonst stirbt es (Ebenthal). „In der alten Zeit hat man die Kinder mit der Wiege in die Kirche getragen" (Altlag). „Alle Kinder einer Familie hatten denselben Taftöte" (Suchen). Die Patin („Tote") und der Pate („Töte") waren für das Kind beson-

ders maßgebend (Ebenthal). Von beiden zusammen sprach man als den „Gfåttersleuten" und das Mahl nannte man „Gfåtterschåft ausrichten". Bei diesem Anlaß waren mannigfache Gaben üblich. „Bei der Tauf bringen die Paten einen großen Korb mit Brot, Wein, Eiern, Kaffee, Mehlspeis. Die erste Wäsch für das Kind hat die Patin geben müssen: ‚Krismet'. Auch a fette Henn mitbringen für die Suppn für die Wöchnerin. Dem Paten muß man zurückgeben, ein gutes Essen und einen Korb Mehlspeis von dem, was sie gebracht hat. Oder wenn ein Fremder was brachte, als Tragerlohn eine Schürzn oder Blusen" (Suchen). Die Gewährsfrau, welche mir dies erzählte, berichtete, daß sie selbst bei ihrem zweiten Kind 50 Eier bekommen hatte, einen Korb voll Brot und Mehlspeis und eine fette Henne. Es gab eine große Tafel zusammen mit den Verwandten. Auch die Nachbarn brachten Gaben: „Von allen Seiten haben sie gebracht, die weiteren auch, ‚Wöchitzn', große, runde, glatte Kuchen, breit wie der Kopfkorb und 30 cm hoch. Dazu Fleisch, Wein, Eier, Hühner und Butter" (Mairle). „Das Taufhemdl wurde sorgsam aufbewahrt, es war ein Talisman. Beim Wandern hat man ein Stückl davon in die Kleider eingeflickt, auch wenn sie in den Krieg sind" (Mösel). Die gebräuchlichsten Taufnamen und ihre Gottscheer Mundartform führt H a u f f e n an. Man feiert auch hauptsächlich den Namenstag, nicht den Geburtstag (Suchen).

Es gab eine Menge von Vorstellungen und Handlungen, welche sich auf die Kinder bezogen. „Wenn 10 Kinder auf die Welt gekommen sind und alle sind Buam, dann war das zehnte ein Wunderkind, der wußte alle Schicksale" (Suchen). Wahrscheinlich gehört eine etwas unbestimmte Aussage: „wenn ein Kind was hat von der Nabelschnur, der wird studieren", in den Bereich der Vorstellung vom „Knopf aufgehen". Die Nabelschnur wurde auch zu magischen Zwecken gebraucht, z. B. wenn ein Kind ein Zeichen hatte. „Das hat man gewaschen oder eingeschmiert mit dem Stück Nabelschnur, das abfiel. Oder ein anderes Kind damit gewaschen, damit das vergehen soll" (Mösel).

Die Wochenstube hatte ihre eigene Ordnung. „Auf d'Nacht hat man sich immer setzen müssen, sonst tragt man dem Kind den Schlaf weg" (Suchen). „Abends, wenn das Kind noch nicht ein Jahr alt war, hat jeder Mann (wenn er hereinkam) den Hut abertun müssen" (Pöllandl). Dies ist nicht ohne Gegenstücke in anderen Ländern. Es scheint, daß die Ehrerbietung auch an die junge Mutter gerichtet war oder überhaupt die Anerkennung dessen beinhaltet, daß die Frau in diesem Zeitabschnitt die wichtigste Rolle innehat. Es fällt auch auf, daß bei den manchmal ziemlich ekstatischen Bräuchen weiblicher Zusammenschlüsse den Männern oft der Hut, das Zeichen ihrer Würde, genommen wurde. [125]

Mutter und Kind waren — besonders in der Zeit vor der „Aufsegnung" — mannigfachen Gefahren ausgesetzt. „Die Wöchnerin ist acht Tage im Dunkeln gewesen, mit Vorhängen vorgehängt, daß das Kind nicht so viel Licht hat" (Reichenau). Mustert man bei verschiedenen Volksstämmen die Wochenbettvorhänge, so findet man sehr häufig eine sinnbildliche Auszier, die sowohl Lebenssymbole wie Abwehrzeichen umfaßt. Das Fernhalten des Lichtes ist wohl nicht der ursprüngliche Gedanke gewesen, sondern ein Abschirmen überhaupt. „Die im Wochenbett ist, darf nicht allein schlafen in einem Zimmer, bevor sie nicht bei der Messe war. Da ist eine Hexin gekommen, die das Kind herunterziehen wollte" (Masereben). Eine Gewährsfrau aus Tschermoschnitz erzählte mir dazu ein eigenes Erlebnis, wobei die „Hexin" und die „Trud" sichtlich miteinander verschmolzen: „Mein kleines Kind hat geschlafen und auf einmal macht es ‚Ah' und ich greif hinüber und erwisch es grad beim Fuß, der Kopf ist schon unten gehangen, und was sie angehabt hat, war weg, sie ist ganz nackt. Das ist wahr. Die Deckn hat das Kind gehabt, aber sie war fort, und wie wir aufschauen, ist sie zusammengefaltet oben auf dem Nagel gehängt. Wie wir Licht gemacht haben, war es aus. Das Kind war vorher mit einer Schnur angebunden gewesen. Dagegen macht man den Trutenfuß. Manche haben

[125] R. W o l f r a m , Weiberbünde, Zs. f. Volkskunde, NF V, Berlin 1933.

die Trute auf dem Fenster sitzen gesehen, so wie eine Katz." „An der Tür ist einmal ein verkehrtes Kind tot gehängt" (Pöllandl).

Unter den Schutzmitteln steht der Trudenfuß obenan. „Man hat ihn auf die Tür und auf die Wiege gemacht, nur in einem Zug" (Masereben). Vom Trudenfuß oder Trutenkreuz erfuhr ich aus 13 Orten, [126] sah auch selbst in Altlag eine Wiege, wo auf dem einen Kurzende in schwarzer Bemalung drei kleine Trudenfüße gezeichnet waren, auf dem anderen zwei Krukenkreuze. Die Langseiten trugen drei Ornamente, über deren mögliche Bedeutung keine Klarheit bestand. Ebenthal sagte aus: „An den Wiegen Trudenfuß gegen Quälgeister, auch mit allerhand Figuren bemalt", woraus man auch auf einen Sinn sonstiger Zeichen schließen kann.

Der Glaube an die Kraft dieser Zeichen war natürlich unterschiedlich stark. Eine Aussage aus Merleinsraut ist jedoch eher vereinzelt: „Trudenfuß war auf der Wiege, aber sie haben nicht an das geglaubt." Oder Masern: „An der Wiege ist ein Trutenfuß. Jetzt machens gar nix mehr, die Truten leben a nix mehr." Dem stehen überwiegend andere Mitteilungen entgegen wie jene aus Rieg: „Gegen die Trut hat man ein Messer genommen und mit eigenem Blut angestrichen und auf die Brust gelegt. Und einen Trutenfuß gemacht auf die Wiege. A Stückl geweihte Rutn a unter den Kopfpolster geben. Das ist wahr, das hilft." Ähnlich berichtete Ober Mösel: „Es hat auch einen bösen Geist gegeben. Damit er nicht die Überhand bekommt, die Truta, hat man immer geschaut, daß er die Wöchnerin nicht in seine Macht bekommt. Gebetet immer dabei. Sie haben sich eingebildet, daß man die Truta sieht. Es gibt einen Krach, die Wöchnerin bekommt keinen Atem, die Truta hot she getrâtn." „Die Trute ist schon am ersten oder zweiten Tag gekommen und da hat man den Trutenfuß gemacht auf die Tür und dann ist es nicht mehr gekommen" (Grafenfeld).

Bei der Trud verschwimmen sichtlich in der Gottschee die Vorstellungen vom Druckgeist mit jenen des Sauggeistes und anderer Drohgestalten. „Die Trute geht beim Schlüsselloch herein" (Mrauen). „Sie hat gedruckt, wenn die Kinder weinen. Darum auf der Wiege und auf der Tür der Trudenfuß. Die Trute muß man anrufen, dann geht sie weg" (Katzendorf). „Die Trütn hot getrâtn. Man kann sich nicht rühren, man schwitzt, patschnaß bin ich gewesen, die Brust ist ganz angeschwollen gewesen" (Rieg). „Die Trute hat auch gesaugt" (Pöllandl). Bei dieser Aussage dürften Vorstellungen der slawischen Nachbarn mit im Spiele sein.

Unter den Schutzmitteln gab es außer den aufgemalten Trudenfüßen und Kreuzen auch zahlreiche andere, wie die schon erwähnten Palmruten unter dem Kopfpolster oder das blutige Messer auf der Brust. In Masereben erklärte man mir, man müsse ein rostiges Messer in die Wiege geben, also ebenfalls die abwehrende Kraft des Metalls. Ferner kannte man dort auch die Wirkung der roten Farbe: „Etwas Rotes soll sein bei der Wiege, daß das Kind nicht ‚vermoint' wird, man soll zuerst das Rote anschauen. Dann das Kind geschwind mit der verkehrten Seitn abgewischt." Häufig legte man geweihte Kerzen in die Wiege (z. B. in Mrauen), oder Salz und überhaupt geweihte Sachen (Ober Gras). „Geweihte Kerzen in die Wiege, sonst kommen die bösen Geister" (Grafenfeld).

Eine auffällige Rolle spielen schwarze Tücher als Schutz und Abwehr. „Man gibt schwarze Tücher über das Gesicht des Kindes als Schutz" (Morobitz). Ähnlich hielt man es in Mrauen (schwarzes Tuch über der Wiege). „Wenn ein Mann hereinkommt, haben sie ein schwarzes Tuch oder einen Männerhut über das Kind gelegt, daß er nichts Unrechtes hereinbringt" (Mairle). Ein schwarzes Tuch, z. B. eine Schürze, spielt auch bei manchen Heilungsverfahren eine Rolle, von denen noch die Rede sein wird.

---

[126] Masereben, Hohenegg, Ebenthal, Altlag, Katzendorf, Rieg, Pöllandl, Masern, Ober Mösel, Mairle, Grafenfeld, Merleinsraut, Tschermoschnitz.

Die für das Kind lebensnotwendige Muttermilch kann auch gefährlich sein. „Wenn eine Frau dem Kind die Brust gibt, darf sie nichts aus der Hand geben, sonst gibt sie die Milch weg" (Mösel). „Wenn zwei Frauen ein Kind geboren hatten und die eine hat keine Milch und die andere genug, da ist die zu ihr hingegangen und hat ihr das Kopftuch vom Kopf gerissen und dann hat sie Milch genug gehabt. Wenn man der anderen was nimmt, gibt die ihr die Milch. Man darf nichts in die Hand geben, nur auf den Tisch legen" (Grafenfeld). Neben diesen Vorstellungen vom Nehmen- und Gebenkönnen der Milch durch andere konnte auch die Mutter selbst das Kind gefährden: „Wenn die Mutter das Kind entwöhnt und das dritte Mal die Sonne aufgeht, bevor sie ihm wieder gibt, bekommt das Kind ‚schlechte Augen', d. h. den ‚bösen Blick' " (Mösel).

Eine der verbreitetsten Vorstellungen in der europäischen Volkskultur ist jene, daß eine Wöchnerin vor der kirchlichen Aufsegnung nicht aus dem Hause gehen darf, sonst bringt sie Unheil über das von ihr besuchte andere Haus oder das Feld. Darüber habe ich aus der Gottschee Angaben aus 17 Orten. [127] „Wenn eine vorher aus dem Hause ging, da kommt ein Unwetter" (Masereben), „wenn sie durch die Felder geht, bringt es Hagel" (Morobitz; ähnlich Verdreng, Katzendorf, Warmberg, Komutzen). „Das war streng, sie durfte oft nicht einmal den Hof betreten" (Altlag). Auch Brot backen darf die Wöchnerin vor dem Aufsegnen nicht, „sonst kriegen die Kinder rippige Haut" (Verdreng). Die häufigste Vorstellung war, daß der Besuch einer nicht gesegneten Wöchnerin in einem anderen Hause dorthin „Mäuse, Ratten und Ungeziefer brachte" (Mösel). „Wenn eine Mutter nicht aufgesegnet ist, darf sie in kein anderes Haus hinein, sonst bringt sie alle Mäuse in das Haus" (Hohenegg), „ihre Mäuse in das andere Haus" (Altlag), ähnlich in Gehag bei Tschermoschnitz. In Masern und Grafenfeld sind es die Ratten, in Morobitz gingen ihr alle Kröten nach. Die alte Grafenfelder Gewährsfrau bestätigte dies: „man hat sie fortgejagt, sonst hat sie die Ratten wirklich mitgebracht". „Man hat ihr Wasser nachgeschüttet, sonst macht sie Unglück" (Rieg). Nicht einmal in ein anderes Zimmer ließ man sie zuweilen gehen vor dem Aufsegnen (Masern, Göttenitz).

„Nach 40 Tagen hat man die Kinder auch mitgenommen zum Altar und eine Kerze geopfert zum Aufsegnen. Die Goten sind mitgegangen, jetzt gehen sie nur mehr allein" (Ebenthal). „Mit 5 bis 6 Wochen ging man mit dem Kind so wie zur Taufe" (Gehag bei Tschermoschnitz).

„Die unehelich geboren hat, geht auch zur Messe, tritt aber beim Hineingehen in den Tritt eines Mannes, dann gilt es auch. Weil sie haben früher mit Asche da gestreut" (Masereben). Eine Handlung, die zu den alten Adoptionsbräuchen gehört. Sonst aber konnte die Mißbilligung drastische Formen annehmen: „Wenn ein Mädel unehelich gebar, dann mußte es einen Strohringel auf den Kopf nehmen wie zum Tragen von Lasten. Der Mesner hat sie dreimal um die Kirche gejagt und dann erst zur Aufsegnung in die Kirche" (Mösel). Also die bekannte „Strohbraut", deren Kranz nicht aus Blumen war. Auch in Verdreng wurde das Mädel, das ein uneheliches Kind hatte, „getrieben dreimal um die Kirche, vom Mesner". Hier kann man erwägen, wie weit darin eine strafende Handlung erblickt werden soll und wie weit ein Einbinden wie beim dreimaligen Umkreisen des Herdes oder Tisches im Hochzeitsbrauchtum oder beim Kauf eines Tieres.

Unter den zahlreichen Vorschriften für das Gedeihen des Kindes ist eine der allgemeinsten, daß man ihm vor Ablauf des ersten Lebensjahres die Haare und Nägel nicht schneiden darf, wenn das Kind kräftig werden soll. Sie ist auch in der Gottschee reich vertreten. [128] Die Nägel werden von der Mutter abgebissen. „Oben auf dem Kopf, wo

[127] Masereben, Hohenegg, Ebenthal, Morobitz, Mösel, Altlag, Wetzenbach, Hohenberg, Verdreng, Katzendorf, Rieg, Steinwand, Masern, Warmberg, Komutzen, Gehag bei Tschermoschnitz, Grafenfeld.

[128] Masereben, Ebenthal, Morobitz, Mösel, Altlag, Rieg, Masern, Warmberg, Komutzen, Merleinsraut.

das Kind weich ist, haben es die Mütter nicht anrühren lassen" (Rieg). Wurden dann die Haare nach Jahresfrist zum ersten Mal geschnitten, verbrannte man diese sogleich, denn wenn sie der Wind verwehte, bekam das Kind Kopfschmerzen (Warmberg, Komutzen). Auch den Spiegel sollte man dem Kleinkind nicht zeigen (Merleinsraut). Beim ersten Haarschnitt, der sichtlich ein bedeutsamer Augenblick war, sollte man das Kind auf ein leeres Faß setzen, dann wurde es kein Trinker. [129] Ähnlich in Mösel, wo man mir sagte, daß man das Kind auf ein leeres Putscherle setzen sollte um zu vermeiden, daß es ein Säufer werde.

Vor dem Aufsegnen sollte das Kind überhaupt nicht aus dem Haus kommen, sein erster Weg war zur Kirche (Ober Gras). Auch nach dem Segen mied man die Abendstunden im Freien: „Abends darf sie mit dem Kind nicht hinausgehen bis es sechs Monate alt ist, daß es nicht die ‚Wraß' (Fraisen) bekimmt" (Mairle). Ferner darf man es nicht dem Regen aussetzen, sonst bekommt es Sommersprossen (Morobitz, Masern). Nahm man das Kleinkind aufs Feld mit, wenn dort Arbeit zu leisten war, trug man die Wiege auf dem Kopfe zum Arbeitsplatz (Altlag). Wenn man sie dann dort abstellte, legte man eine Pfeife hinein, „dann geht keine Schlange dazu".

Ein Hauptkapitel sind die Erkrankungen des Kleinkindes und die meist magischen Mittel dagegen. Manche Übel werden auf „Verschreien" zurückgeführt, das in der Gottschee „Vermoinen" genannt wird. „Man hat es nicht gern gesehen, wenn einer kumma is abends und er wundert sich soviel über das Kind, das ist schön usw., das haben sie nicht gern gehabt" (Suchen). „Gegen das Vermoinen macht man einen Moinknopf: auf einer Schnur 3 Knöpfe und über das Vieh oder Kind geben und ziehen, daß die Knöpfe vergehen (offenbar: aufgehen) und dann über die Achsel zurückspeiben, das dreimal" (Morobitz). „Wenn ein Kind geboren war und jemand sagt, das ist ein schönes Kind, dann hat man 3 Stück Männerkleider genommen, wenn der, der das gesagt hat, ein Mann war, sonst Frauensachen. Damit hat man das Kind abgewischt und (die Kleidungsstücke) zurückgeschmissen, das man nicht geschaut hat (= Verbot des Umblickens) und dreimal zurückgespuckt, und die Feign gezeigt" (Mairle). Also eine ganze Kette von Abwehrhandlungen. Das Abwischen, Zurückwerfen und über die Schulter Zurückspucken kehrt immer wieder. In Katzendorf hat man gegen das Vermoinen „dreimal gewischt mit einem Fetzen auf dem Weihwasser war. Gewischt hat man in der Richtung des Uhrzeigers, und dann den Fetzen über die Schulter geworfen und hinten ist eine gestanden, die hat den Fetzen aufgehoben und verbrannt" (auf den das Böse sichtlich übergegangen war). Ähnlich in Hohenberg: „Wenn ein Kind oder Vieh vermoint war, hat man einen Hut genommen und einmal abgewischt, den Hut zurückgeworfen über die Schulter und zurückgespuckt. Das hat man dreimal gemacht und beim dritten Mal den Hut nicht mehr aufgehoben. Ein anderer mußte den Hut aufheben."

Auch dem bösen Blick wird mit ähnlichen Mitteln begegnet: „Wenn es ein Mann war, der schlechte Augen gehabt hat, mußten sie einen Hut nehmen zum Abwischen, und wenn es ein Weib war, dann von Frauenkleidern. Und es mußte von den Hochzeitskleidern sein. Man hat dreimal abgewischt und weggespuckt" (Mrauen). Außer den Hochzeitskleidern, die ihre Wirksamkeit sichtlich aus der kirchlichen Einsegnung des jungen Paares bezogen, an welcher die Kleider gewissermaßen Teil hatten — auch ihre gehobene Rolle dürfte mit im Spiel sein — können es auch Gegenstände sein, die in den Weihnachtsnächten auf dem Tisch lagen und dadurch besondere Kraft erhielten. [130] „Gegen das Vermoinen hat man einen hohlen Schlüssel genommen und gekreuzt (bekreuzigt) und über die Achsel gespuckt und mit der umgedrehten Hand abgewischt. Und

[129] Tschinkel, Gottscheer Volkstum, S. 10.
[130] Vgl. dazu das Kapitel über die Weihnachtsbräuche.

der Schlüssel hat alle 3 Weihnachtsnächte auf dem Tisch sein müssen. Den haben sie geachtet, der war geweiht" (Rieg).

Sonstige Übel, Krämpfe (Fraisen) und etwas, das „Wildnis" genannt wurde, bekämpfte man neben Handlungen, wie sie bereits angeführt wurden, vor allem mit Räuchern. Eine Hebamme, die ich ausfragte, berichtete mir von verschiedenen Methoden: „Wenn ein Kind krank war, hat man eine schwarze Schürze genommen und in den Ofen gesteckt und das Kind dreimal abgewischt und das Kind hat momentan aufgehört zu schreien" (Altlag). „Man hat eine Kerze angezündet und ein Tuch über das Wagerl gelegt und über die Frau und ist gebückt und mit der Kerze herum in der Richtung wie die Sonne ums Wagerl und hat dann die Kerze ausgeblasen und den Rauch drinnen gelassen. Dann noch zweimal das Gleiche. Und Weihwasser gesprengt. Die Frau, die das gemacht hat, war von Weißenstein. Dann hat sie einen kleinen Knochen von einem Schwein von der Schläfe oben, er schaut einem Totenschädel ähnlich, auf einen Faden, den sie mit Weihwasser bespritzt hat, aufgefädelt und ein Stück von einer geweihten Kerze um den Hals gehängt. Das ist gegen Vermoinen und Fraisen. Daran glauben viele. Beim Schlachten hat man das kleine Bein vom Schwein immer aufgehoben." Auch dies ist weitverbreitet. In Österreich heißt dieses Knöchelchen direkt „Fraisboanl". Bei Krankheit hat man in Suchen dem Kind auch ganze Knofelkränze um den Hals gebunden, andernorts gegen Würmer „geweihte Kerzn um den Hals gebn und Knofl zum Schnupfen, dann hat's aufghört".

Die Beschreibungen vom Räuchern haben meist die gleichen Grundbestandteile, Einzelheiten können jedoch von besonderer Art sein. Ich führe zum Abschluß noch vier Aufzeichnungen im Wortlaut an, da die direkte Aussage der Forschung ja die beste Unterlage gibt.

Ebenthal

„Wenn ein Kind Bauchweh oder Krämpfe hat, hat es die ‚Wilnösh'. Man nimmt geweihte Kerzen und ein Tuch über das Kind und man geht erst gegen die Sonne herum und dann mit der Sonne. Man muß zurückgehen, sonst hilft es nichts. Einer geht mit der Kerze, der Rauch muß unter das Tuch hinein. Auf die Glut gibt man geweihte Kerzen. Die Alten sind dreimal in jeder Richtung gegangen. Unter dem Tuch haben sie die Kerze abgelöscht. Das Tuch auch über die Person, die das Kind hält."

Reichenau

„Wenn jemand krank war, Erkältung oder was, meist der Vater hat es ‚geraucht'. Eine geflochtene Kerze hat man angezündet und man hat die Kerze um das Kind geführt links herum (gegen die Sonne) vor dem Gesicht des Kindes, abgelöscht und so, daß das Kind den Rauch durch die Nase eingeatmet hat, und hat gesagt: ‚Gött Fuatr, Gött Shün, Gött hailiger Geist'. Dann hat man wieder angezündet und das noch zweimal gemacht. Dann hat man den Kranken zugedeckt und ist aus dem Zimmer und hat ihn ruhen gelassen." Dem Gewährsmann, der mir das beschrieb, ist dies selbst mehrmals widerfahren.

Göttenitz

„Für die kleinen Kinder haben sie gesagt, es kommt die ‚Wildnis'. Sie haben nicht schlafen können. Zu Fronleichnam ist (in den Kränzen) ein Kräutl dabei wie Thymian, und damit haben sie das Kind geraucht und ein Tüchl darüber gehalten und es war gleich gut."

Warmberg, Komutzen

„Wenn ein Kind die ‚Wildnus' bekam, hat man mit geweihten Kerzen oder Gänsefedern geraucht. 3 Palmkatzerln, 3 Federn vom Rebhuhn, etwas Salz, geweihte Kerzen.

Und eine Decke über den Kopf und geraucht. Dreimal war der Sohn fast schon tot als Zweijähriger, und wir haben mit dem geraucht und gut war es."

Über das Leben der heranwachsenden Kinder als Altersklasse soll hier weiter nicht berichtet werden. Von ihrem Sing-, Spiel- und Spruchgut ist in den Büchern von Hauffen und Tschinkel so viel zusammengetragen, daß sich Wiederholungen erübrigen. Die Typen entsprechen weitgehend den allgemein deutschen. Bloße Kinderreime führt Hauffen an, insgesamt 12 Stück, dazu kommen 5 Reigenlieder. Tschinkel beschreibt ferner 35 Kinderspiele und 11 Spiele der Erwachsenen. Die umfangreichste Gruppe bilden die Auszählreime: 10 bei Hauffen und — die Varianten mitgerechnet — 65 bei Tschinkel. Als Beispiel dafür, was man im Durchschnitt in einem Dorfe finden kann, seien nachstehend die Spiele angeführt, die mir in Masereben genannt wurden: „Hiasl wo bist?" (bei Tschinkel Nr. 6), ein Spiel, bei dem zweien die Augen verbunden werden, sie fassen kniend den Fuß eines zwischen ihnen befindlichen Schemels. Auf den Ruf und die Antwort sucht der Rufer den anderen mit einem geknoteten Sacktuch zu treffen. Dieser muß, ohne den Schemel loszulassen, dem Schlag ausweichen. „Esel, wer reitet dich?" (bei Tschinkel Nr. 45). Das bekannte Spiel, wo einer seinen Kopf im Schoß eines Sitzenden versteckt, auf die Kehrseite einen Schlag erhält und den Schläger erraten muß. „Ringelein austeilen" (bei Tschinkel Nr. 14), ein Pfänderspiel, bei dem man erraten muß, wer von den in einem Kreis Sitzenden eben den gesuchten Gegenstand zwischen seinen Händen hält. Die anderen Spiele fehlen bei Tschinkel: „Beistock (Bienenstock) heben", „Käferjagen" (ein Spiel, bei dem der Unerfahrene angeführt wird, denn ihm wird durch ein Sieb, das er auf den Kopf bekommt, ein Wasserguß verpaßt). „Kapetschtreiben", „Himmelfahren" und „Goastreiben", vielleicht verwandt dem „Sautreiben" bei Tschinkel Nr. 15, aber auf jeden Fall etwas anders, da es in der Stube gespielt wird und daher keine Erdlöcher in Frage kommen. Bei der Stubenform wird ein Dreifuß aufgestellt und man verwendet Hüte, die Goas wird mit Stöcken getrieben.

VI. Burschenzeit

In der Gottschee führten die unverheirateten Burschen noch ihr eigenes Leben als Gruppe, in die man sich nach dem Erreichen des 18. Lebensjahres einkaufen mußte. Kein jüngerer durfte sich nach dem Ave-Maria-Läuten noch auf der Straße blicken lassen, sonst ging es ihm schlecht. Die Dorfstraße beherrschten von da ab die Burschen, die im Sommer abends — ohne Mädchen — auf und ab gingen und sangen oder unter der Linde zusammenkamen. Die Zucht war sehr streng. Allerdings war die Burschengemeinschaft an sich verschieden straff organisiert. Manchmal wurde der Anführer gewählt und mit besonderen Zeremonien in sein Amt eingeführt (z. B. Ebenthal). Manchmal ergab sich von selbst, wer als führende Persönlichkeit taugte, oder es ist einfach der Älteste (Mösel).

Vom Einkauf ab durfte der Bursch beim Fensterln dabei sein, auch bei allen Streichen, deren es zahlreiche und traditionelle gab. Im Dorf führten die Burschen ein ziemlich strenges Sittenregiment, sie waren auch die aktivste Gruppe bei vielen Bräuchen. Ein Eindringen fremder Burschen stieß auf Abwehr. Ein einzelner Auswärtiger mußte mit den Ortsburschen übereinkommen. Erschien die Burschenschaft eines anderen Ortes geschlossen, so endete diese Herausforderung in einer Schlacht, die außerdem durch einen gleichen Zug ins andere Revier beantwortet wurde. Etwas Besonderes im Burschenleben war das abendliche und nächtliche gemeinsame Singen im Freien, dem ein eigener poetischer Zauber anhaftete. Natürlich war auch die Assentierung ein wichtiger Einschnitt in ihrem Dasein. Die Untauglichen mußten ihre Sträuße den Tauglichen abgeben, so daß deren Hüte oft ganz besteckt waren. Zu den typischen Zügen solcher Jungmännergruppen gehört ferner ganz allgemein das Schweigegebot. Nichts von dem, was innerhalb ihres Kreises geschah, durfte ausgeplaudert werden. Das galt auch in der Gottschee.

Der entscheidende Schritt des Eintritts ins vollberechtigte Burschenleben geschah in der Gottschee zu Sonnwend. Das war der Zeitpunkt des Einkaufens. Folgen wir den Schilderungen aus vier Ortschaften.

Suchen

„Zu Shumitn (Sonnwend) ist das Burschenrecht-Zahlen. 50 Dinar haben die Älteren gezahlt, 100 Dinar die Neuen, das heißt den ‚Leihkauf' zahlen. Da haben sie ein Schaf gekauft alle zusammen und haben ein Fest und einen Tanz gehabt. Dann haben die Neuen das Recht, mit den älteren Burschen zu gehen und zu den Mädeln. Wenn sie einen Jüngeren bei einem Mädel erwischt haben, haben sie ihn heimgeschickt mit ein paar Fotzen (Ohrfeigen). Es war eine schöne Ordnung. So um 18 Jahre wurden sie aufgenommen."

Ebenthal

„Wenn die jüngeren Burschen mitgehen wollen, müssen sie zu Sonnwend Wein zahlen. ‚Platte' hieß der Zusammenschluß, mit einem ‚Plattenhäuptling'. Platte ist überhaupt ein Ausdruck für eine Gesellschaft, die zusammengehört. Der Häuptling wurde gewählt von den Burschen und mit Wein begossen. Dabei haben sie ihn auf einen Thron gesetzt. Er mußte auch zahlen. Mit 16 Jahren meist zur Platte. Man muß schweigen können, sonst wird man verachtet. Wer etwas verrät, was unter den Burschen vorkommt,

wird verprügelt. Das ‚Wanschtern' (Fensterln) oder ‚Gasse gehen' ist mehr zur Unterhaltung überhaupt. Ein Bursch von einem anderen Dorf mußte sich unterwerfen und gut aufführen, oder er wurde verprügelt.

Wenn sie assentiert werden, binden die Mädchen den Burschen den Buschen, die Sträuße. Sie schmücken auch den Wagen, mit dem sie fahren. Es wird schon geweint, wenn sie wegfahren, es ist aber doch ein Stolz, wenn der Schatz tauglich ist. Dann singt man das Lied:

Der helle Tag bricht an,
er scheint die liebe Sonne,
da weint wohl manche Mutter
um ihren lieben Sohn.

Ach Mutter weine nicht,
es ist ja meine Pflicht,
der Kaiser will's so haben,
Soldaten müssen sein.

Hintennach gab es oft Schlägereien zwischen den Burschen verschiedener Orte."

Bemerkenswert ist in Ebenthal die Wahl des Anführers. Das Begießen mit Wein ist wohl eine Art Taufe. Der Name „Platte" fällt auf. Er ist sonst hauptsächlich in Wien bekannt für den Zusammenschluß von jungen Männern einfacheren Standes, in Wien haftet dem Namen auch etwas Odioses an. Einem „Plattenbruder" traut man Grobheit, Rauflust zu, auch kriminelle Züge können einfließen. In der Gottschee ist die Bezeichnung „Platte" jedoch nicht bloß in meiner Aufzeichnung aus Ebenthal zu finden, sondern gleichfalls in Mösel. [131] Da der Name sonst in ländlichen Gebieten Österreichs nicht vorkommt, ist damit zu rechnen, daß ihn Wanderhändler aus der Reichshauptstadt in die Gottschee verpflanzten. Der Name „Zechmänner" (Koflern) schließt hier viel eher an die bäuerliche Tradition an. Ich erinnere an die zahlreichen Jungmännerbünde des oberösterreichischen Innviertels, die alle den Namen „Zechen" tragen.

Altlag

„Die jüngeren Burschen mußten sich bei den älteren einkaufen, dann durften sie auf den Dorfplatz heraus. Sonst wurden sie heimgejagt, wenn sie nicht bei der Assentierung waren. 18 Jahre mußte man sein. Es wurde ihnen gesagt, so und so mußt du dich verhalten. Nichts ausplauschen, sonst wurde er wieder heimgeschickt. Der Älteste war immer der Anführer.

Einem Mädel, das sie nicht wollten, haben sie einen Strohmann zum Fenster gehängt. Auch Wagen haben sie auf das Hausdach. Oder sie haben die Stössel aus einem Wagen herausgenommen in der Scheune und die Räder sind heruntergefallen, wenn der Bauer ihn nehmen wollte.

Einer, der krank war, wollte werben. Da haben die Buabn einen Sitz auf das Dach des Hauses gemacht, wo das Madl war, und eine Kerze hinein.

Zum Namenstag sind sie mit einer Harmonika gegangen und haben mit Reindldeckeln und so Lärm gemacht, einen Topf als Trommel. So haben die Burschen dem aufgespielt."

Mösel

„Die Burschen haben sich einkaufen müssen am Johannisabend, meist mit ein paar Liter Bier, ein paar ‚Stiefel' (Doppelliter). Bedingung war, daß sie sich entsprechend

[131] Zettelkatalog des Bayerisch-Österreichischen Wörterbuches der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien.

aufführen, sonst wurden sie zurückgestellt bis aufs nächste Jahr. Nach Ave Maria durfte keiner von den noch nicht Eingekauften draußen sein. ‚Es hat schon auf Maria geläutet, marsch hoam!' hat es geheißen. Diese Burschen bilden unter sich ein Kretzl. Früher mußten sie 18 oder 19 Jahre alt sein. Über 28, 29 war keiner mehr dabei, da wurden sie abgestoßen. Wenn einer nachher noch mit wollte, wurde er verprügelt.

Im eigenen Dorf haben nur die eigenen Burschen das Recht, auch für das ‚Wanschtern' (Anfensterln mit einer Leiter). Oft war ein Einbruch von Auswärtigen. Z. B. kamen die Niedermösler in großer Schar und zogen singend durch das Dorf, als ob sie da zu Hause wären. Da ist es immer zu schweren Schlachten gekommen. Die Ehre des Dorfes war gekränkt, da mußte man schauen, daß man dort auch einmal eindringt. Dann war drüben die Schlacht. Aber deswegen war keine ewige Feinschaft. Damit war es beglichen. Einer ist immer der Anführer. Er ist nicht gewählt, er wachst heraus.

Wenn einer nicht mitgetan hat, dem Betreffenden wurde sein Wagen auf das Hausdach gezogen und beladen. Liederliche Mädchen haben sie mit der Bettstelle auf das Feld getragen. Oder sie haben einen Ochsen hingegeben, wo sonst die Kühe stehen, wenn sie melken gehen wollte. Es gab aber keine bestimmte Unruhnacht.

Tolle Streiche haben sie auch aufgeführt. Man fürchtet sich auf dem Lande vor dem Geisterwagen. Es gibt so Karren mit Holzwänden und da haben sie Kegelkugeln hinein und haben den Geisterwagen markiert, das hat gerollt und gepumpert. ‚Geschtern ischt dr Wugn gegean' haben sie gesagt dann.

In Niedermösel war der Montal, der war ein Bärenkerl, ein Bild von einem Menschen. In dem Haus haben sie sich besonders gefürchtet vor Geistern. Dem haben die Burschen einen Igel hinein, der trappt, und da haben sie geglaubt, es sind die Geister.

Bei der Nacht wird in den Gottscheer Dörfern liedersingend das Dorf auf und ab gegangen. Beim Steinernen Tisch sind Bänke und da können sie auch sitzen, oder sie legen sich ins Gras. Sie singen oft bis weit nach Mitternacht. Die Bauern waren froh, wann die Burschen gesungen haben, das war auch eine Nachtwache. An Samstagen war das immer. Nur in Zeiten, wo viel Arbeit ist, war es weniger."

Die strenge Burschenordnung herrschte bis etwa 1920, dann lockerte sich manches. So wurden in Ebenthal z. B. schon die Sechzehnjährigen zugelassen. Am Singen konnten auch Auswärtige zuweilen teilnehmen. In Merleinsraut haben die Burschen in der schönen Jahreszeit jeden Abend draußen gesungen, in Steinwand bei Pöllandl fast jeden Samstag, wobei sie auch ein Feuer machten. Auch auf dem Dorf sind sie singend herumgegangen, aber nur die Burschen allein, ohne die Mädchen. Aus all den vielen Erzählungen, die ich davon hörte, leuchtete die Freude, wie schön das war.

VII. Vom Singen in der Gottschee

Der herrliche Liederschatz dieser Sprachinsel wurde früh beachtet und erforscht. Die in Anm. 4 und 5 genannten Werke von Schröer und Hauffen gaben der Fachwelt eine Vorstellung davon, was hier alles vorhanden war. Für das noch in der Zeit der österreichisch-ungarischen Monarchie vom Unterrichtsministerium geplante Sammelwerk „Das Volkslied in Österreich" wurden in allen Kronländern Arbeitsausschüsse eingesetzt. Auch für die Gottschee bildete sich 1906 ein eigener Arbeitsausschuß unter der Leitung des Hauffen-Schülers Prof. Dr. Hans Tschinkel (Prag). Dieser brachte im Laufe von nur sechs Jahren eine Sammlung von rund 1000 Liedaufzeichnungen zustande, die als erster Band der Volksliedsammelreihe erscheinen sollten. Das machte der Ausbruch des Ersten Weltkrieges zunichte. Das Manuskript aber gelangte aus dem Nachlaß Tschinkels 1928 in den Besitz des Deutschen Volksliedarchivs in Freiburg im Breisgau. Nach langer Vorbereitungszeit wird nun seit 1969 dieser Schatz der Allgemeinheit zugänglich gemacht. Der ursprüngliche Plan erweiterte sich in der Weise, daß jetzt in der endgültigen Ausgabe sämtliche Liedüberlieferungen der Gottscheer zusammengefaßt werden, auch alles, was seither aufgezeichnet wurde. Die Ausgabe erfolgt in vier umfangreichen Bänden, von denen die beiden ersten bereits erschienen sind, Band 1 allein den Balladen gewidmet, Band 2 dem geistlichen Liede. [132]

Verhältnismäßig wenig verraten uns die gedruckten Quellen aber davon, wie die Lieder auf den Lippen des Volkes lebten, wann man sie sang und was sie den Menschen bedeuteten. Hauffen nannte die erzählenden Lieder der Gottschee erhabene „Feiertagspoesie", und die einstigen Besucher der Sprachinsel waren immer wieder beeindruckt vom feierlichen Ernst beim Liedvortrag, der sich auch beim Singen an geselligen Zusammenkünften ungesucht einstellte.

Die nachfolgenden Aufzeichnungen versuchen, etwas vom Leben dieser Poesie einzufangen und zu vermitteln. Aus den Erzählungen meiner Gewährsleute und anschließend durch eine Auswahl von Liedern, die ich selbst aufzeichnete und die vorher noch nicht oder nicht mehrstimmig veröffentlicht waren, außer in meinem Aufsatz aus dem Jahre 1957 (vgl. Anm. 1).

Die Gottscheer sind heute noch äußerst sangesfreudig. Und doch ist das nur noch ein Abglanz dessen, was einst war. Bereits das Lagerleben und der verlorene Zusammenhalt in den Dörfern verursachte ein starkes Schrumpfen des Liederschatzes. Einst aber begleitete Gesang ihr ganzes Leben, so karg es in der alten Heimat auch vielfach war. Nicht nur Mädchen und Frauen sangen, sondern wie wir eben hörten, vor allem auch die Burschen.

Im Sommer gingen sie abends fast täglich singend durch das Dorf auf und ab, oft bis ein und zwei Uhr nachts. 30 und 40 Burschen waren da gern beisammen. Auf dem Dorfplatz stellten sie sich zur Linde hin und sangen stundenlang. Davon erzählten sie mir immer wieder sehnsuchtsvoll, wie schön das war. Weithin klangen die Lieder durch

[132] Gottscheer Volkslieder, Gesamtausgabe. Auf Grund der Sammlung von Hans Tschinkel und der Vorarbeiten von Erich Seemann mit Unterstützung des Deutschen Volksliedarchivs herausgegeben von R. W. Brednich, Z. Kumer und W. Suppan, Mainz 1969, 1972.

die stille Sommernacht und von fern hörte man die Burschen aus den Nachbardörfern singen.

Manchmal war es so schön, daß sie gar nicht schlafen gingen. Wenn die Nächte warm waren, legten sie sich in Rieg am Kirchbühel ein paar Stunden unter den Kastanien ins Gras und um drei Uhr standen sie wieder auf, nahmen Sense und Kumpf und gingen zum Mähen.

In Ober Mösel saßen sie auf den Bänken um den Steinernen Tisch und sangen, oder legten sich gleichfalls ins Gras. Es machte den Burschen aus der Gegend von Unterbuchberg auch nichts aus, zwei Stunden zu Fuß von anderen Dörfern her zu solchem Singen zu kommen und später wieder ebensoweit in der Nacht heimzugehen. Die Bauern waren froh, wenn die Burschen sangen, denn sie waren dadurch gleichzeitig eine Nachtwache. Mit eigenen Weckliedern, die in der ganzen Sprachinsel verbreitet waren, weckten die Burschen morgens dann vielfach die noch schlafenden Mädchen. [133]

Natürlich waren auch die verschiedensten Verrichtungen, vor allem die Gemeinschaftsarbeiten vom Gesang begleitet. Etwa beim „Hirsereiben", wenn die Mädchen auf der Tenne zu zweit barfuß die Körner aus je einer Hirsegarbe traten und die Burschen auf dem Garbenstock saßen. Oder beim „Rübenstoßen". Alle Mädchen des Dorfes waren versammelt, jede hatte vor sich ein Schaffel und ein Reibeisen. War ein Gefäß voll, so trug man es in den Keller und leerte es in ein großes Schaff, in dem zwei Burschen barfuß die geriebenen Rüben eintraten. Wenn man beim Rübenstoßen nicht ununterbrochen sang, wurden nach allgemeinem Gottscheer Volksglauben die Rüben nicht sauer (Ebenthal, Grafenfeld, Warmberg, Komutzen, Lienfeld, Altlag). Eine besondere Singgelegenheit war naturgemäß auch die Spinnstube, das „Prâjen". In Tiefenbach und Göttenitz sang man beim Flachsbrecheln gerne das Lied „Nue auhar, nue auhar du Tuge geliacht" (Nun herauf, du hellichter Tag), wenn man um zwei Uhr morgens zusammenkam und das große Feuer entzündete. Ich gebe es weiter unten wieder, wenn von der Mehrstimmigkeit die Rede ist. Das gleiche Lied sangen sie in Hohenegg, wenn sie in der Sonnwendnacht um die Äcker des Dorfes gingen. In Rieg sangen sie hoch oben auf dem Berg, wenn sie dort mähten, die Ballade von der „Meerarin" und sie betonten immer wieder, wie wunderbar es klang. Für die Schönheit der Lieder in der weiten Natur ihrer Heimat hatten sie sichtlich ein starkes Empfinden.

Auch die Vigilien der Jahresfeste waren von Liedern erfüllt. In der Nacht zum 15. August (Frauentag) kamen in Rußbach und Mitterdorf die Burschen in den Äckern draußen unweit einer Kapelle zusammen. Sie machten ein Feuer, aßen und tranken. Um drei Uhr morgens kamen die Mädchen; sie gingen zuerst zur Kirche und dann singend zu den Burschen. Da sangen sie die sogenannten „Fraulieder" (Marienlieder), waren dann bis zum Morgen beisammen und sangen auch weltliche Lieder. In Verdreng sangen sie zu Pfingsten auf dem Berge „Bia wria ischt auf der Sonntag, der liabe heilige Sonntag . . ."

Ganz stark war das Singen auch in der Osternacht. In vielen Orten entzündeten die Burschen da Feuer und schossen mit Böllern. Um drei Uhr morgens zogen in Altlag Burschen und Mädchen Osterlieder singend in die Kirche und dann mit Kerzen in den Händen singend weiter zu einer Kapelle. In Koflern gingen die Burschen um ein Uhr nachts von ihren Feuern ins Dorf, um die Mädchen zu wecken. Mit brennenden Kerzen zogen sie dann um zwei Uhr durchs Dorf und sangen das in der Gottschee in einer sehr schönen, alten Fassung erhaltene Lied „Christus ist erstanden". Dann ging es zur ziemlich weit entfernten Pfarrkirche in Mitterdorf, wo man um drei Uhr beim Heiligen Grabe ankam. Hier trafen sich nun sieben Dörfer, die gleichfalls singend und mit Kerzen einher-

[133] Zwei Beispiele bei Schröer, S. 145 und 181, bei Hauffen, Nr. 139.
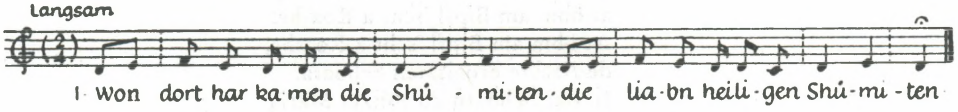
gezogen kamen. [134] Nachdem man dort gebetet, die Litanei gesungen und auf den Knien den Altar umkreist hatte, zog jedes Dorf wieder zurück zu seinem Osterfeuer und wiederholte dort die Lieder. In Ober Mösel sangen sie beim Einzug ins Dorf, wenn sie vor Tagesanbruch die 5 km lange Prozession des „in die Kreuzäcker Gehens" gemacht hatten, „Großer Gott, wir loben Dich".

So sah das wirkliche Leben der Lieder in der Gottschee aus. Von ihrer Erlebniskraft kann man sich kaum eine rechte Vorstellung machen, wenn man ihnen nur auf den Blättern der Bücher begegnet.

Ungemein reich an Liedern war auch das liebliche Fest der höchsten Sommerhöhe. Singend wurde schon der Maibaum von den Burschen und Männern ins Dorf gebracht, der in der Gottschee vor allem zu Sonnwend aufgestellt wurde. Außerdem setzten die Burschen zu Johannis ihren Mädchen einen „Maie" vor das Fenster. In Grafenfeld schmückte ihn dann das Mädchen mit Kränzen, einem Tuche und obenauf einem Blumenstrauß. Dabei wurde im Wechselgesang gesungen:

Shaug ausha, shaug ausha, du schönai mai liabai
bos heint ischt gebochsn wor dainda Wenschtrle.
'S ischt et aufgebochsn, 's ischt aufgeschtellet,
i bedonk mi, i bedonk mi, du schönai mai liabai,
daß du mai Moie so schean hoscht bekränzet.
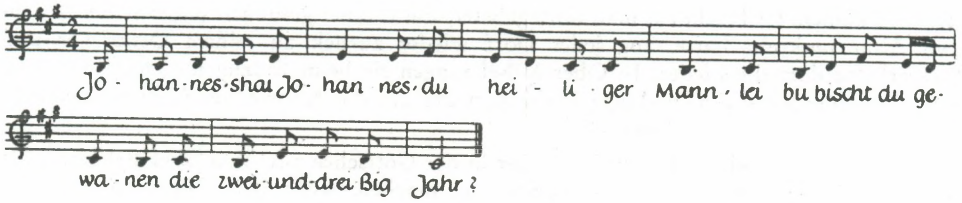
Dann zog die Jugend zur Kirche, in deren Nähe auf einer Wiese der Holzstoß errichtet war. Die Kirchenglocken läuteten wie zu Weihnachten von 9 bis 10 Uhr abends das Fest ein. Dann entzündeten die Burschen den Stoß. Die Mädchen standen eingehängt in Reihen zu vieren hintereinander. Sich langsam und schwer im Takte wiegend sangen sie das ganz archaisch-einfache Sonnwendlied. Die erste Strophe sang die erste Reihe, die zweite antwortete mit der nächsten Strophe, die dritte mit der folgenden usw.:



Vorgesungen in Grafenfeld von Josefa Michelitsch, geb. Wolf, 83 Jahre.

Der weitere Text des Liedes entspricht den Strophen 4 bis 11 von Nr. 5 bei Hauffen, nur wird als zweite Zeile immer gesungen „die liabn heiligen Shümiten" (Sonnwenden) statt der Anrufung Marias. Hauffen hat zu diesem Liede keine Melodie. Wie mir Prof. W. Wiora mitteilt, findet sich eine verwandte Weise bei L. Pinck, Verklingende Weisen II, S. 61, Nr. 18 aus Lothringen. Es dürfte sich also um einen sehr alten Typus handeln. Ein anderes Lied, das sie in Grafenfeld mit Vorsängerin und Chorantwort sangen, war „Die Wachtel schlägt im Feld, Gott geb uns heuer ein gutes Jahr im Weingart und auf dem Hirseboden" (vgl. Schröer, S. 110, und Hauffen, Nr. 7). Dann erhielt die Fröhlichkeit ihr Recht, es wurden Scheiben geschlagen, getanzt usf. In Altlag trug jeder der jungen Leute einen Kranz im Haar. Sogar die Kühe hatten in manchen Dörfern Kränze um die Hörner als Zeichen des Freudentages. In Pöllandl und Tschermoschnitz sind sie abends auch gegangen „in Johannes auf gean shingen". Mit dem Liede „Johannes, shai Johannes, du heiliger Monn, lei bu (wo) bischt du gewânen in die 32 Johr?" gingen sie zu allen, die Johannes hießen und brachten ihnen ein Ständchen.
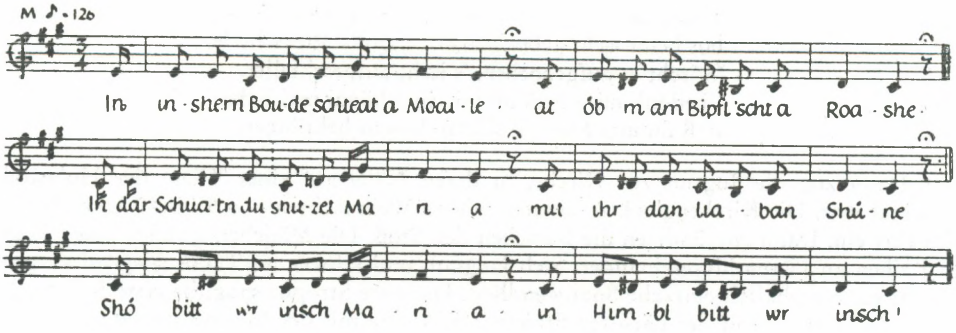
[134] Malgern, Obrern, Loschin, Koflern, Windischdorf, Rain, Kerndorf.



Vorgesungen von Josefa Schober aus Reuter bei Tschermoschnitz, 73 Jahre.

Varianten dieses Liedes schrieb ich auch aus Koflern und Tschermoschnitz auf, die fast wie verselbständigte Ober- und Unterstimmen des gleichen Liedes aussehen. Sie sind nunmehr abgedruckt im 2. Band der großen Ausgabe der Gottscheer Volkslieder, S. 128.

Bemerkenswert sind die vielen ernsten, religiösen Lieder an diesem Freudenfeste. Besonders viele beziehen sich auf Maria im Rosengarten.
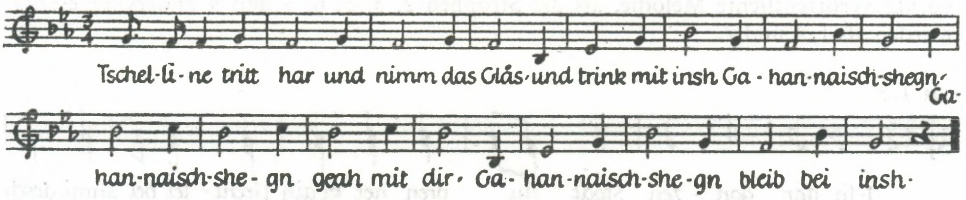


In inshern Boude schteat a Moaile,
at öbm am Bipfl 'scht a Roashe.
At öbm am Bipfl 'scht a Roashe,
de Äschte broaitaten Schuata.
In dar Schuatn du shitzet Maria
mit ihr dan liaban Shüne.
Shö bitt wr insch Maria,
in Himbl bit wr insch!

In unserm Walde steht ein Maie,
Obn am Wipfel ist eine Rose.
Obn am Wipfel ist eine Rose,
die Äste breiteten Schatten.
Im Schatten da sitzet Maria
mit ihrem lieben Sohne.
So bitt' für uns, Maria,
im Himmel bitt' für uns!

Vorgesungen von Josefa Weber aus Verdreng, 60 Jahre.

Diese eigenartige zweizeilige Weise hat eine Parallele in einer noch unveröffentlichten Aufzeichnung aus dem Nachlaß T s c h i n k e l s im Deutschen Volksliedarchiv Freiburg. Prof. W i o r a ist geneigt, darin eine in der Terz verlaufende verselbständigte Oberstimme zu T s c h i n k e l s Melodie und ein Zeugnis für die Gottscheer Mehrstimmigkeit zu erblicken, von der weiter unten die Rede sein soll. Meine Melodie ist auch stärker figuriert.
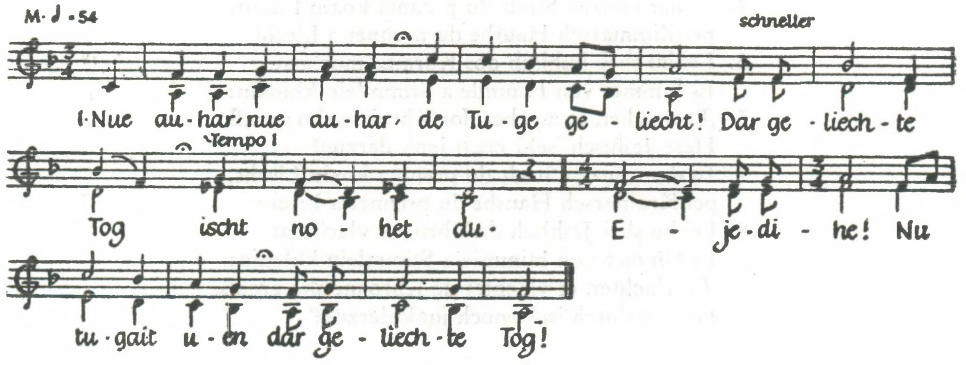
Welche Feste des Jahres und des Lebens immer wir hernehmen wollten, alle würden wir sie in der Gottschee von einer Fülle von Liedern begleitet finden. Vom Reichtum der Brauchtumslieder bei der Hochzeit geben die bisherigen Veröffentlichungen bereits ein Bild. Ich füge nur die Melodie hinzu, mit welcher in Mösel der geweihte Wein, der Johannissegen zugetrunken wird. Der Brautkranz ist gebunden, die Braut hereingeholt zu den Gespielinnen, die Abschiedslieder sind gesungen, dann folgt das Zutrinken:



Vorgesungen in Mösel von Maria Matzelle, 76 Jahre.

Wenn wir uns nun vom Brauchtumszusammenhang der musikalischen Seite der Lieder zuwenden, so möchte ich als erstes und wichtigstes Ergebnis meiner Aufzeichnungen anführen, daß uns die früheren Veröffentlichungen recht einseitig unterrichteten. Denn in ihnen wurde fast alles einstimmig publiziert, so wie es ein Forscher eben aufschrieb, wenn ihm ein einzelner Gewährsmann vorsang. Auch ich machte es zunächst so. Die Gottscheer aber singen den Großteil ihrer Lieder meist mehrstimmig, wenn mehrere beisammen sind, selbst Balladen wie die „Meerarin". In der Regel hörte ich sie dann zwei- und dreistimmig singen und wo ich nur fragte, wurde es mir auch wörtlich bestätigt (z. B. in Kukendorf, Langenton, Steinwand, Komutzen, Altlag, Göttenitz usf.). Erst die neue große Liederausgabe der Gottscheer enthält auch eine Anzahl mehrstimmiger Aufzeichnungen. Eine erste Vorstellung von der Art der Mehrstimmigkeit gaben die Lieder, welche ich 1959 veröffentlichte. Sie stützen sich auf die Tonbandaufnahmen, welche ich 1954 im Lager Kapfenberg machte und die Prof. V. K o r d a dann für mich transkribierte. Ich konnte da das Zusammensingen erfassen.
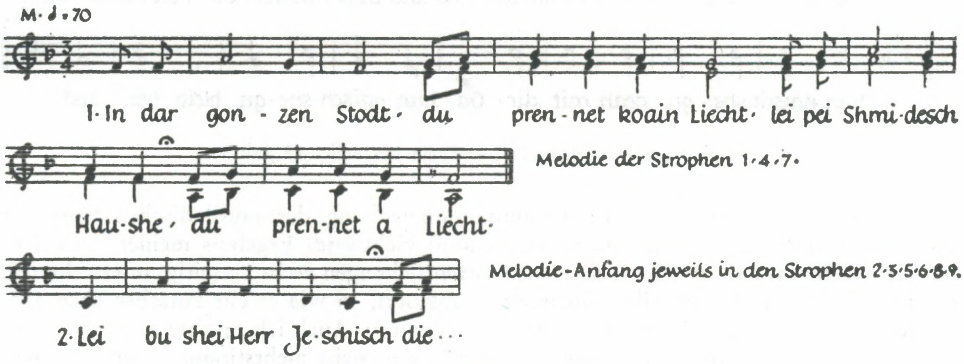
Wie allgemeingültig das Singen der doch recht zufällig und aus verschiedenen Orten zusammengesetzten Gruppe von Sängerinnen bei dieser Aufnahme war, läßt sich schwer mit Sicherheit sagen. Sie sangen ziemlich frei. Gerne wurde unisono angesungen, dann ging es mehrstimmig weiter und das Lied schloß wieder im gleichen Ton. Um den Unter-



Vorgesungen von Ella Rössel und Schwester aus Altlag.

schied zu verdeutlichen, gebe ich nachstehend zwei Lieder wieder, die früher einstimmig veröffentlicht worden waren.[135] Als erstes das berühmte Lied von Sonne und Mond, das sie in Hohenegg in der Sonnwendnacht und in Göttenitz u. a. beim Flachsbrecheln sangen. Beim Gruppengesang in Kapfenberg lautete es (siehe Notenbeispiel auf S. 91 unten):

Beim nun folgenden Lied vom Herrn Jesus, einem der ergreifendsten Gottscheer Lieder, ist die von mir aufgezeichnete Sangesweise aus Verdreng insofern anders als die vorher veröffentlichte Melodie, als die Strophen 2, 3, 5, 6, 8 und 9 anders angesungen wurden als 1, 4 und 7.



Vorgesungen von Josefa Weber aus Verdreng, Ella Rössel und Schwester aus Altlag.

Ich kann es mir nicht versagen, auch den ganzen Text dieses Liedes dazu abzudrucken, sowohl in Mundart wie hochdeutscher Übertragung. Er spricht für sich selbst und die Art des Gottscheer Liedes.

Vom Herrn Jesus

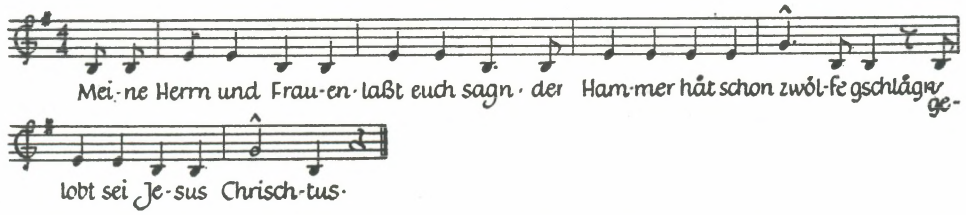
1. In dar gonzen Stodt du prennet koain Liecht,
   pei Shmidesch Haushe du prennet a Liecht.
2. Lei bu shei Jeshisch die Nagle shmident.
   Es kimmet von Himmle a Stimmlein khloain:
3. ‚Et shmidet, et shmidet die Nagle sho lonk,
   Herr Jeshisch ischt noch junk derzue!'
4. In dar gonzen Stodt du prennet koain Liecht,
   pei Zimmarsch Haushe du prennet a Liecht.
5. Lei bu shei Jeshisch dos Khraize mochent.
   Es kimmet von Himmle a Stimmlein khloain:
6. ‚Et mochet, et mochet dos Khraizle sho groaß,
   Herr Jeshisch ischt noch junk derzue!'
7. In dar gonzen Stodt du prennet koain Liecht,
   pei Kroinarsch Haushe du prennet a Liecht.
8. Lei bu shei Jeshisch de Khroane vlachtent.
   Es kimmet von Himmle a Stimmlein khloain:
9. ‚Er vlachtet, et vlachtet de Khroane sho groaß,
   Herr Jeshisch ischt noch junk derzue!'

[135] Gottscheer Volkslieder mit Bildern und Weisen, hg. vom Deutschen Volksliedarchiv, Berlin 1930, Nr. 17 und Nr. 5.

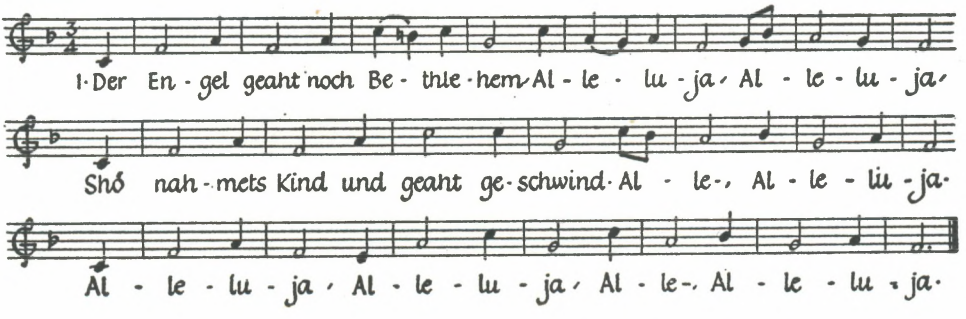
Übertragung

1. In der ganzen Stadt, da brennet kein Licht,
   in des Schmiedes Hause da brennet ein Licht.
2. Allwo sie Jesus die Nägel schmieden.
   Es kommet vom Himmel ein Stimmlein fein:
3. ‚Nicht schmiedet, nicht schmiedet die Nägel so lang,
   Herr Jesus ist noch zu jung dazu!'
4. In der ganzen Stadt, da brennet kein Licht,
   in Zimmermanns Hause da brennet ein Licht.
5. Allwo sie Jesus das Kreuze machen.
   Es kommet vom Himmel ein Stimmlein fein:
6. ‚Nicht machet, nicht machet das Kreuzlein so groß,
   Herr Jesus ist noch zu jung dazu!'
7. In der ganzen Stadt, da brennet kein Licht,
   in Krainers Hause da brennet ein Licht.
8. Allwo sie Jesus die Krone flechten.
   Es kommet vom Himmel ein Stimmlein fein:
9. ‚Nicht flechtet, nicht flechtet die Krone so groß,
   Herr Jesus ist noch zu jung dazu!'

Verhältnismäßig selten wurden die Brauchtumsrufe aufgezeichnet. Zwei Faschingsrufe aus Masereben sollen mit ihren Melodien im Abschnitt über die Faschingsbräuche gebracht werden. Nachfolgend nur den Nachtwächterruf aus Rieg:



Den Abschluß dieser Proben aus meinen Aufnahmen möge noch ein „Beinochtsliedle" (Weihnachtslied) machen, „Der Engel geht nach Bethlehem". Die Melodie ist auch eine alte Rufweise, zu der es im deutschen Volkslied und auch unter den Balladen mehrfach Gegenstücke gibt. [136]



[136] Z. B. bei W. Bäumker, Das katholische deutsche Kirchenlied, Freiburg i. Br. 1883 bis 1911, II, Nr. 128 (nach Corner 1631); G. Brandsch, Siebenbürgisch-deutsche Volkslieder, Hermannstadt 1931, I, S. 46 und S. 14; L. Pinck, Verklingende Weisen I, S. 26; Erk-Böhme, Deutscher Liederhort Nr. 57 e. Frdl. Hinweis v. Prof. W. Wiora.

2. Herodes shuechet (sucht) dos Jesulein,
ar bil (will) in Kinde der Mördrar shein.
Alleluja . . .
3. Maria nimmet ihr Jeshischle,
shi shezet shich auhin af's Eshele.
Alleluja . . .
4. Shei ziechnt ahin in a beites (weites) Lond,
dos Lond, dos ischt in unpekont.
5. Herodes riefet de Knechte shein
as shei geahnt shuchn dos Jesulein.
6. Herodes ischt a wauscher (falscher) Monn,
dar 's Jesuskind et (nicht) leiden konn.

VIII. Die Volkstänze in der Gottschee

Daß die Gottscheer ein temperamentvolles und tanzfreudiges Volk sind, wird jeder bestätigen können, der einmal gemeinsam mit ihnen Feste feierte. Was er aber heute etwa beim „Kirtag" zu sehen bekommt, ist der sozusagen „normale" Restbestand von Walzer und Polka, der natürlich einst auch in der Gottschee selbst allenthalben vorhanden war. Aber was tanzte man sonst noch? Darüber gibt keine Literatur Aufschluß, denn es hat niemand danach gefragt.

Ich selbst hatte bei meinen unter Zeitdruck und besonderen Umständen stattfindenden Brauchtumsaufzeichnungen nicht die Möglichkeit, die Tanzformen und Melodien selbst zu erforschen und festzuhalten. Da die Tänze aber zu meinen besonderen Interessengebieten gehören, fragte ich immerhin so nebenher, was denn an Tänzen üblich gewesen sei? So unvollständig die Antworten auch sind, so ergab sich doch ein gewisses Bild. Und es ist das einzige, was wir von Gottscheer Tänzen wissen. Da es sich in der Regel um Formen handelt, die wir in Varianten auch in Österreich kennen, können sich die Tanzforscher eine ungefähre Vorstellung vom einst Vorhandenen machen. Vielleicht können meine Mitteilungen auch noch dazu anregen, von der älteren Generation noch die Tanzausführung selbst und den Melodienschatz zu erfragen. Ganz zu spät wäre es wohl noch nicht. Hier läge noch eine Aufgabe.

1. Reigen

Bei den vielen Verbindungen, welche u. a. die Wanderhändler zwischen der Sprachinsel und Innerösterreich aufrechterhielten, sind die Übereinstimmungen im Tanzschatz verständlich. Aufsehenerregende Altformen wie auf dem Gebiete des Liedes treffen wir unter den Tänzen der Gottschee nicht an.

Zu den altertümlichsten Formen bei uns wie in der Gottschee gehören die Reigen, mit denen nicht nur jene der Kinder gemeint sind. So werden z. B. in Masereben gesondert die Kinderreigen erwähnt, außerdem aber noch Kettentanzfiguren, wo alle einander die Hände reichen, auch beim Steirischtanzen der Erwachsenen. Wobei wir bedenken sollten, daß zwar die Kettentänze in Südosteuropa eine beherrschende Stellung einnehmen, jedoch noch nicht so sehr in Slowenien. Hier setzen sie stärker erst in Weißkrain ein. Im übrigen sind die Kettentänze auch eine gesamteuropäische Form, die es auch bei uns einst in weit stärkerem Maße gab als heute, wo nur mehr Reste vorhanden sind.

Als besonders in die Augen fallende Kettentanzfigur war den Gottscheer Gewährsleuten das Durchziehen der Reigenkette unter dem Tor der gefaßten Hände eines der Paare in Erinnerung. So sagten sie in Mairle auch: „Kette und durchgeschloffen", in Masereben: „früher wurde auch Ringelreia getanzt mit Durchschliefen durch ein Tor, das mit den Händen gebildet wird". Die Gewährsfrau, welche diese Aussage machte, lebte zwar in Masereben, war aber gebürtig aus Komutzen bei Unter-Warmberg.

Daß diese Tanzart überhaupt in der Gegend vorkam, bestätigte Masern. Dort fand sich nämlich die Kettenfigur eingeschoben in den Werbetanz des „Steirischen". Die Angabe lautete: „Beim Steirischen zuerst das Dirndl gedreht; dann alle bei den Händen gefaßt und durchgezogen unter einem Tor, dann der andere und so lang hin und her ge-

schlüpft, bis wieder alles herausgekommen ist in einer geraden Runde. Es war ein ganzes Knäuel beim Durchschlüpfen, so daß einer rückwärts getanzt hat und dann wieder einer durchgeschlüpft und so lang bis es wieder heraus war." Die weiteren Figuren, welche die 1953 schon 78jährige Gewärtsfrau erwähnte, gehören aber zweifellos dem Werbetanz mit seinem Handspiel an. Wir kommen darauf gleich beim Betrachten des Steirischtanzes zurück.

Der Kettentanz ist ferner noch aus Ebenthal bezeugt: „Reigen, einander bei den Händen gehalten, geschlossener Kreis."

2. Der „Steirische"

Schließen wir hier gleich die formenreichste Tanzart an, den „Steirischen". Dieser ist die gebirglerische Abart der zur Gesamtgruppe der „Ländler" gehörenden österreichisch-süddeutschen Werbetänze.[137] Er führt verschiedene Namen, in Salzburg z. B. „Wickler", heißt aber auch außerhalb der Steiermark „Steirischer", z. B. in Kärnten. Im Steirischen ist der Werbetanzcharakter des Ländlers am graziösesten und phantasievollsten ausgebildet, vor allem durch das Spiel der gefaßten Hände. Der tirolisch-bayrische „Schuhplattler" zeigt sich robuster und gar in Oberösterreich wurde der „Landlerische" zu einem höchst komplizierten und völlig gleichmäßig getanzten Gruppentanz der Burschengemeinschaften, bei dem nicht mehr die Tänzerinnen im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehen.

Der Gottscheer „Steirische" wurde wie in der Ost- und Südsteiermark gelaufen und von den Burschen nicht in einem wiegenden Nachstellschritt getanzt wie sonst meist. Dieses Laufen ist ein altertümliches Kennzeichen. Übereinstimmend mit den österreichischen Formen beginnt auch der Gottscheer „Steirische" in der Regel damit, daß der Bursch das Mädchen unter seiner erhobenen rechten Hand dreht. Des öfteren bezeugt ist eine weitere Figur, welche in Österreich „Walgen" genannt wird. Die Partner drehen sich in Beidhandfassung unter ihren erhobenen Armen abwechselnd auseinander und zueinander, so daß sie einander einmal den Rücken und dann wieder das Gesicht zukehren. Im einzelnen lauten die Aussagen der Gewährsleute über das Steirischtanzen in der Gottschee folgendermaßen:

Masereben

„Steirischer wurde stark getanzt, jetzt (1941) noch hie und da. Zuerst das Dirndldrehen unter dem Arm, dann dreht er sich aus, dann Walgen, dann Walzer."

Morobitz

„Beim Steirischen draht er das Mädel unter dem Finger, dann kommt das abwechselnde Drehen (Walgen). Dann lassen die Burschen ihre Mädchen aus, klatschen 3 bis 4mal und die Burschen haben sich ein anderes Mädel genommen. Wenn einer zu viel war und übrig blieb, wurde er ausgelacht." Hier ist also mit dem Steirischen auch das Spiel mit dem überzähligen Tänzer verbunden wie beim Besentanz.

Mösel

Der Partnerwechsel kam auch in Mösel vor. Die Worte der Gewährsleute lauteten: „Beim Steirischen dreht zuerst er das Mädel, dann dreht sie ihn, dann das (beidhändige)

---

[137] E. Hamza, Der Ländler, Wien 1957; R. Wolfram, Die Volkstänze in Österreich und verwandte Tänze in Europa, Salzburg 1951, S. 173—195; ders.: Die Volkstanznachrichten in den Statistischen Erhebungen Erzherzog Johanns, in: Volk und Heimat, Festschrift für V. v. Geramb, Graz 1949, S. 271—305; ders.: Österreichischer Volkskundeatlas, 5. Lieferung, Wien 1974, Karte 87 a, Die Hauptformen des Ländlers und dazu Kommentar S. 23—26.

Walgen, dann wie Zweischritt rechts und links, gelaufen. Dann lassen sie aus und klatschen etwas und sind auseinander und haben einen anderen Partner gesucht."

Masern

Auch hier kam zuerst das Dirndldrehen, dann die schon bei dem Abschnitt über den Reigen geschilderten Kettentanzfiguren. Die weiteren Angaben lauteten: „Schon auch eine Figur dabeigewesen wie das Nackenjoch. Das Ganze wurde gelaufen. Auch etwas gesungen zum Steirischen, das wissen nur mehr die Alten (1953). Wenn der Kreis war, haben sie Seitwärtsschritte gemacht. Wenn sie geringelt haben, hat er das Mädel gedreht und ist mit kleinen Schritten nachgegangen. Auch Rücken gegen Rücken, aber nicht wie beim Walgen gleich weitergedreht, sondern eine Zeit getrippelt in dieser Haltung. Und es war eine Hetz und ein Lachen. Und wenn sie sich so verdreht haben, ist doch auf einmal wieder der ganze Kreis richtig."

Göttenitz

„Die Tänzerin unter der Hand gedreht, auch so getanzt, daß sie einmal nach vorn geht und dann er. Der Schlangenlauf (Kettenfigur) war da nicht."

Bloß erwähnt, ohne nähere Angaben, habe ich das Steirischtanzen ferner noch aus Altlag, Langenton und Grafenfeld.

3. Der „Achter"

Trotzdem es sich offenbar um einen häufigen Tanz handelte, erfuhr ich von ihm nur aus dem einzigen Orte Rieg. Ein Beispiel dafür, wie leicht etwas durch die Maschen schlüpfen kann, wenn man eine Sache nebenher betreibt.

Der „Achter" ist ein Geschicklichkeitstanz der Burschen. Bei ihm kann man allerdings auch alte Sinnbildlichkeit vermuten, die den Tanz in einer frühen Schichte ansiedeln würde.[138] Den Namen führt er daher, daß ihn acht Burschen ausführen. Sie fassen einander an den Händen und gehen im Kreis. Dann läßt sich jeder zweite mit den Beinen voran zur Mitte gleiten, so daß sie sich im Mittelpunkt gegenseitig stützen. Etwas über dem Boden in der Luft hängend werden sie von den vier anderen getragen, die sich in der Kreisrichtung weiter bewegen. Was entsteht, ist das Bild eines sich drehenden Vierspeichenrades. Nach einem Zwischenspiel neuerlichen Kreisgehens werden die Rollen von Trägern und Speichen gewechselt.

Der nur im deutschen Sprachbereich und außerdem noch in Dänemark vorkommende Tanz wird in Bayern und der Schweiz als Darstellen eines Mühlrades aufgefaßt. Vielleicht spiegeln sich ältere Bezüge (rituelles Feuerbohren) in den österreichischen Namen „Radbohren" (Niederösterreich), „Radnaberbohren" (Kärnten, Lavanttal). Die Gottscheer tanzten ihn bei geselligen Anlässen wie dem Kukuruzschälen. „Der Tanz ist viel vorgekommen."

4. Gesellige Paartänze

Walzer und *Polka* brauchen keine weiteren Erläuterungen.

Offenbar nahe mit dem Walzer verwandt war der *„Schleifer"*. Außer einer Erwähnung in Rieg habe ich zu ihm noch eine Angabe aus Morobitz: „Eine Art Walzer, man hat etwas geschliffen dabei und ist in die Knie gegangen." Auch Mösel gibt als Kennzeichen an: „Nur mit den Knien nachgeben."

---

[138] Wolfram, Volkstänze (vgl. Anm. 137), S. 64 f.

Schottisch

„Er ist wie eine Polka, nur lustiger" (Morobitz). „Mit den Füßen gebeutelt, mehr hüpfend" (Mairle). „Mit Schottischschritten (d. h. Wechselschritt plus kleiner Hüpfer) rund getanzt, auch seitwärts" (Altlag).

Die letztere Angabe könnte darauf deuten, daß auch eine Tanzausführung wie im „Boarischen" vorkam, der in Österreich auch zuweilen den Namen „Schottisch" führt. Die Bewegung wäre dann, daß das Paar einander ausläßt, einen Schottischschritt seitwärts auseinander macht, einen zueinander, dann geschlossene Fassung und zweimal rund.

Zweischritt

Der abschließende Rundtanz wird in Österreich gern als Zweischrittdrehen ausgeführt. Zum „Zweischritt", der in Mairle nur erwähnt wurde, gibt es aber aus Göttenitz einige nähere Angaben:

„Beim Zweischritt wird gedreht. Dann stehenbleiben, neunmal stampfen. Man stellt sich dabei so, daß man ein Paar gegenüber hat. Anschließend an das Stampfen mit seitwärts Galoppschritten Platztausch mit dem Gegenüber. Wenn eines dabei das andere Paar angestoßen hat, mußte es einen Doppelliter Wein zahlen."

Mazurka

Im Volkstanzschatz fehlte auch die Mazurka mit ihrer scharfen Betonung des ersten Taktteiles nicht. Von ihr habe ich allerdings nur eine Nennung aus Masern.

Czardas

Diesen ungarischen Tanz fand ich in Göttenitz erwähnt.

Kreuzpolka

Erwartungsgemäß gab es in der Gottschee auch diesen in Österreich sehr häufigen Tanz. Man nannte mir ihn allerdings nur einmal in Ebenthal, was bei der Flüchtigkeit meiner Erkundigungen über die Tänze aber nichts besagen muß.

Zipperpolka

Über die Ausführung dieses mir nur in Masereben genannten Tanzes sagten sie mir nichts, jedoch führten sie einen zum Tanz gesungenen Vers an:

Zipperpolka tanz i gern
mit an schönen jungen Herrn,
mit an alten mag i's nit,
lieber mach i gar kein Schritt.

Man kann vermuten, daß der Tanz mit dem in Kärnten recht verbreiteten „Zepperl", „Zeppler", „Zepperlpolka" zusammengehört. [139] Allerdings verbergen sich unter diesen Namen anscheinend doch unterschiedliche Dinge. In Karnburg sagt man nämlich zur Schnellpolka „Zepperln", in Latschach bei Villach bezeichnen sie den Zweischritt-Tanz als „Zepperl" und in Steuerberg bei Feldkirchen weist der Beiname „Zeapplar-Mazurka" wieder in eine andere Richtung. Das einigende Band dürfte eine besonders schnelle Schrittart sein.

---

[139] Belegorte: Goderschach, Post Grafendorf, Heiligengeist bei Villach, Tarvis, Steuerberg bei Feldkirchen, Tiffen, Post Feldkirchen, Karnburg, Latschach bei Villach. Die Angaben entstammen noch unveröffentlichten Fragebogenantworten des Atlasses der deutschen Volkskunde aus dem Beginn der dreißiger Jahre.

Neukatholisch

Ein Tanz, der in Österreich sowohl unter diesem Namen wie auch als „Krebspolka" vorkommt.[140] Der letztere Name stammt von der Rückwärtsbewegung, die darin vorkommt. Die Paare bewegen sich mit zwei großen Schritten oder Sprüngen auf dem ersten Taktteil der Takte Nr. 1 und 2 vorwärts, woran sich drei rasche, kleine Nachstellschritte vorwärts anschließen. Dann nach einer kleinen Pause sieben kleine Nachstellhüpfer rückwärts in rascher Folge. Dies wird wiederholt, woran sich ein Zweischritt-Rundtanz schließt. Genau in dieser Weise tanzte man auch in Göttenitz. Eine weitere Erwähnung belegt das Vorkommen dieses Tanzes auch in Masereben.

Siebenschritt

Das Vor und Zurück enthält im Neukatholischen jeweils sieben Taktzeiten, auch wenn bei den beiden anfänglichen großen Schritten jeder zwei Taktzeiten für sich beansprucht. Auf dem Vor und Zurück von je sieben Bewegungen baut sich auch der Siebenschritt auf, der in der Gottschee zu den am häufigsten genannten Tänzen gehört. Das Grundschema sind sieben Schritte vorwärts mit kurzem Stehenbleiben auf sieben, dann ebenso rückwärts, darauf folgend dasselbe aber nur mit jeweils drei Schritten vor und zurück, worauf man am Ort zweimal runddreht; dieser letzte Dreischritteil wird wiederholt.

Das Gehen kann nun in Zweihandfassung gemacht werden, d. h. die Tänzer stehen nebeneinander und blicken in die Tanzrichtung, beide Hände sind vorne übers Kreuz gefaßt. So geschieht es in Mösel. In Masereben haben sie die inneren Arme eingehängt. Mit dem Vor- und Rückwärtsgehen tanzten sie in Masereben. In Mösel lösen sie am Ende des Vorwärtsschreitens die Fassung, drehen sich um, fassen wieder und gehen nun die sieben Schritte zurück auch wieder vorwärtsschreitend, nur entgegengesetzt zur ursprünglichen Tanzrichtung. Eine weitere, auch in Österreich vorkommende Möglichkeit besitzt Morobitz. Dort stehen die Tänzer seitlich zur Tanzrichtung und machen nun alle Schritte seitwärts: sieben hin, sieben her, drei hin und drei her, woran sich die Drehung schließt. Göttenitz hat die in Österreich besonders verbreitete Form, daß sich an das Vor- und Rückwärtsgehen statt der drei Schritte vor und drei zurück ein seitwärts Auseinander und Zueinander schließt mit abschließendem Runddrehen; also die Bewegung des „Boarischen".

Zum Siebenschritt werden kleine Tanzverse gesungen. Der, den ich in Altlag aufzeichnen konnte, weicht von den österreichischen etwas ab:

Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben,
Gott hat mir einen Brief geschrieben,
eins für dich, eins für mich,
eins für Karl brüderlich.

Die Melodie ist die gleiche wie in Österreich. Weitere Orte, in denen ich den Siebenschritt in der Gottschee erwähnt fand, sind Ebenthal, Tschermoschnitz, Steinwand, Komutzen und Masern.

5. Gebärdentänze

Die Spitzpolka

Aus der Gottschee sind mir zwei in die Gruppe der Gebärdentänze gehörende Tanzarten bekannt. Eine ist die sichtlich sehr beliebt gewesene „Spitzpolka". In Göttenitz und Morobitz entsprach die Ausführung der österreichischen „Judenpolka" oder dem „Spitz-

[140] Vgl. R. Zoder, Österreichische Volkstänze, Neue Ausgabe Heft 1, Wien 1946, S. 20 f.

buama". Der Tanz führt im deutschen Sprachraum eine kaum überschaubare Menge von Namen.[141] Nach dem einleitenden Rundtanz stehen die Partner einander gegenüber, stampfen dreimal, klatschen dreimal in die eigenen Hände, drohen dreimal mit dem rechten Zeigefinger, dreimal mit dem linken und drehen sich abschließend einmal um sich selbst. Den bekanntesten Singtext dazu enthält in Deutschland der Kindervers „mit den Füßchen trapp, trapp, trapp". Die Ausführung in Masereben scheint etwas anders gewesen zu sein, denn dort sagte die Gewährsperson: „Sie zeigt ihm die Feige und er laßt sie stehen und tanzt mit einer anderen."

Die „Schusterpolka"

Auch der zweite Gottscheer Gebärdentanz, die „Schusterpolka", ist bei uns sehr verbreitet. Nach acht Takten Rundtanz bleiben die Paare stehen, lösen die Fassung und machen nun einige Gebärden des Schusterhandwerks, Pechdrahtwickeln, Hämmern usf. „Die Arbeit wird gezeigt, dann tanzen sie miteinander", hieß es in Altlag. Das Vorkommen der Schusterpolka stellte ich auch in Ebenthal, Stockendorf, Langenton, Steinwand und Komutzen fest.

6. Geschicklichkeitstänze

Von diesen wurde der „Achtertanz" bereits geschildert. Ein besonderes Gleichgewichtskunststück ist das Tanzen mit einem Glase oder einer Flasche auf dem Kopf. Wir kennen es aus Österreich, Deutschland, der Schweiz, Ungarn, Spanien usf. In der Gottschee erzählten sie in Göttenitz vom Tanz mit einer Flasche auf dem Kopf als Geschicklichkeitsprobe.

7. Tanzspiele

Der „Spiegeltanz"

Von ihm hörte ich in Masereben, aber nur den Namen. Es ist anzunehmen, daß die Ausführung der bei uns üblichen ähnelte. Ein Mädchen sitzt auf einem Stuhl und blickt in einen Spiegel, die anderen umtanzen sie im Kreis. Von hinten wird der Sitzenden ein Tänzer zugeführt, den sie nur im Spiegel erblickt. Wenn er ihr nicht gefällt, wischt sie mit einem Tuch über den Spiegel. Andernfalls tanzt sie mit ihm und er nimmt dann ihren Platz ein und Mädchen werden ihm zugeführt.

Der „Besentanz"

Unter diesem Namen birgt sich der Tanz mit einem Überzähligen. Bei einem bestimmten Signal muß er versuchen, auch für sich eine Tänzerin zu ergattern, so daß ein anderer allein übrig bleibt. In Reichenau und Mairle war das Tanzgerät ein Besen, den der für sich allein Tanzende in der Hand hielt, daher der Name „Besentanz". Wenn der Solist den Besen hinwarf, mußten alle Paare auslassen und einen neuen Partner fassen. Das verschaffte dem Überzähligen die Möglichkeit, auch zu einer Tänzerin zu kommen, wenn er schnell genug war.

Der „Polsterltanz"

Keiner weiteren Beschreibung bedarf dieses Tanzspiel mit seiner Partnerwahl, dem Niederknien auf dem Polster und dem Küssen. Die Ausführung ist ja allbekannt auch bei uns. Er wird gerne als Abschluß einer Unterhaltung getanzt, so z. B. auch in Reichenau. Sein Vorkommen berichtete man mir ferner in Masereben, Morobitz, Altlag, Steinwand,

[141] Wolfram, Volkstänze (vgl. Anm. 137), S. 154.

Masern und Mairle. Er dürfte aber kaum irgendwo gefehlt haben. Dazu ist er zu attraktiv.

* * *

Insgesamt ergibt das einen Tanzschatz von 20 Formen, wenn man den Walzer und die Polka dazuzählt. Zahlreicher pflegt im Durchschnitt auch der Tanzvorrat eines Dorfes kaum zu sein. Trotzdem ist es natürlich möglich, daß mir noch die eine oder andere Form entging, da ich ja nicht direkt auf die Tänze aus war, sondern nur nebenher fragte. Was man so üblicherweise an Formen erwarten konnte, scheint damit aber doch nachgewiesen. Auf der Verbreitungskarte der Tanzvorkommen ist die Gottschee damit kein weißer Fleck mehr.

IX. Die Hochzeitsbräuche

1. Einleitung

Die Hochzeit — nicht umsonst trägt sie diesen Namen — ist der Höhepunkt im menschlichen Leben. Begreiflich, daß sie in eine Fülle von Glaubensvorstellungen, Bräuchen und vorbedeutenden Handlungen eingebettet ist. In ihnen hat das Freudige seinen Platz, denn dieses Fest ist getragen von der Wärme des Glückes und allen Hoffnungen für die Zukunft. Aber es bedeutet auch eine große Wende, denn ein neues, von eigener Verantwortung geprägtes Leben beginnt. Darum auch Besinnlichkeit, Ernst und Weihe und mannigfacher Versuch, die Wünsche an die Zukunft in die Wirklichkeit zu lenken, Orakel und wirkende Handlung. Manches daran treibt seltsame Blüten, ist aber nicht nur mit der Elle des Aberglaubens zu messen. Vieles ist zeichen- und symbolhaft, was sich oft nur dem tiefer dringenden Blick offenbart.

Viele Grundzüge des Hochzeitsfestes ähneln einander aus allgemein menschlichen Gründen über weite Gebiete hin. Und doch gibt es größere und engere Kulturlandschaften auch hier. Mein Versuch, die Hochzeitstänze Europas zu überblicken, ergab z. B. drei Großgebiete: ein mittel- und nordeuropäisches, ein westeuropäisches und ein osteuropäisches.[142] Der zeremonielle Brauchtumstanz — und nur diesem galt die Untersuchung — ist auch deshalb als Einteilungsgrund geeignet, weil er in der Hochzeit eine entscheidende Handlung ist. Sogar Namen für die Hochzeit sind davon geprägt: schwedisch „bröllop", germanisch „brudhlauftiz", mittelhochdeutsch „brudlouft" enthalten das Wort „laufen", das in der alten Zeit „springen, tanzen" bedeutete, wie die alten Glossen beweisen. Die Großlandschaften dieser Hochzeitstänze umfassen jeweils zwar mehrere Volksbereiche. Trotzdem ist es für uns bemerkenswert, daß eine der Scheidelinien zwischen Mittel- und Osteuropa verläuft. Die Gottschee liegt hier gerade am Rande. Sie gehört zum deutschen und mitteleuropäischen Brauchtumsgebiet, ist aber nicht ohne Verbindung zur anderssprachigen Umwelt. Wobei außerdem ins Gewicht fällt, daß das Brauchtum der Slowenen und Kroaten dem mitteleuropäischen nähersteht als das übrige Südosteuropa.

Bei meiner Untersuchung möchte ich drei Gesamtschilderungen der Hochzeit aus verschiedenen Teilen der Gottschee im Wortlaut (aber in hochdeutscher Übersetzung) voranstellen. Die ausgewählten Ortschaften Ebenthal, Rieg und Merleinsraut liegen im Norden, der Mitte und dem Westen der Sprachinsel und lassen schon etwas von der landschaftlichen Gliederung auch der Volkskultur erkennen. Daran schließt sich das Betrachten der Einzelmotive in den Abschnitten „Werben und Vorbereitungen", „Kranzbinden", „Vor und nach der Trauung", „Mahl und häusliches Fest" sowie „Im neuen Heim, Ausklang". Ein Abschnitt mit Zeit- und Volksvergleichen bildet den Schluß.

2. Gesamtschilderungen

Ebenthal

Wenn zwei Liebesleute sich einig waren, gingen der Vater, der Sohn und ein Werber in das Haus des Mädchens. Der Werber mußte zuerst reden und zwischen den Schwieger-

[142] Wolfram, Volkstänze (vgl. Anm. 137), S. 113—126.

vätern vermitteln. Dann kam die Reihe erst an die Jungen. Drangeld war keines üblich. Waren sie einig, so schloß sich daran ein Essen, Brotschnitten in Eier gelegt und in einer Pfanne in Fett geröstet.

Hochzeitsladen gehen dann zwei Kranzljungfern und zwei Brautführer.

Die Hochzeit selbst war meist im Fasching der „fettige Sonntag". Am Abend vorher war das Kranzlbinden. Der Brautführer und die Musikanten holen dazu die Mädchen zusammen. Auf dem Tisch steht ein Teller voll „Steinkraut". Die Mädchen binden das Kranzl. Solange es nicht fertig ist, darf sich die Braut nicht sehen lassen. Dann wird sie gerufen und nimmt Abschied. Das kleine Kranzl — es muß auf dem Knoten sitzen können — wird ihr auf einem Teller überreicht. Mit dem Teller geht sie rundum und küßt jede Kameradin und gibt ihr die Hand. Da wird geheult. Einer der Brautführer nimmt sie und macht den ersten Tanz. Dann erst bekommt sie das Kranzl. Nachher zieht sich die Braut zurück. Der Bräutigam tanzt mit einer Kranzljungfer und zieht sich dann auch zurück. Was beim Kranzlbinden getrunken wird, zahlt der Bräutigam, es gibt Brot und Wein. Seine Kameraden sind natürlich auch dabei. Beim Kranzlbinden werden alte Lieder und Abschiedslieder gesungen.

Das Überführen des Heiratsgutes in das Bräutigamshaus geschieht am Vortag der Hochzeit, doch sind keine weiteren Bräuche dabei. Früher hat er das Bett machen lassen und sie das, was in das Bett hineingehört.

Daß die Braut am frühen Hochzeitsmorgen unter einem grünen Baum beten muß, ist hier nicht bekannt. Auch nichts vom Verschließen des Hauses, wenn der Bräutigam kommt, um seine Zukünftige abzuholen. Das ist erst beim Hochzeitshaus.

Zum Abholen der Braut kommt der Bräutigam mit seinem ganzen Gefolge. Sie schaut versteckt beim Fenster hinaus, damit sie ihn zuerst erblickt, dann ist er ihr mehr treu.

Die Burschen kommen mit der sogenannten „Fahne". Das sind zwei kleine Tannen von etwa 6 m Höhe. Zwischen diese werden als Verbindung in etwa 2 m Abstand zwei Leisten geschlagen und mit Leintüchern überzogen, so daß eine Fläche entsteht. Da ist die Inschrift „Gott segne das Brautpaar". An den Querleisten sind in drei Reihen Kopftücher angeheftet, wie sie nur zu den Feiertagen genommen werden, von jedem Haus eines. Oben auf den Tannenwipfeln sind auch noch farbige Bänder. Die zwei Burschen, welche die Fahne tragen, haben sich komisch angezogen, das Hemd heraus, die Unterhosen über die Oberhosen usf. Es müssen ganz geriebene Spaßmacher sein, oder zwei mußten die Fahne zur Strafe tragen. Die Fahne führen sie mit bis zur Kirchentüre.

Die Reihung des Zuges ist gewöhnlich so. Zuerst kommen die zwei Burschen mit der Fahne, dann die Braut mit dem Brautführer, der Bräutigam mit der Kranzljungfer, die Eltern der Braut, dann eine alte Frau, die von der Braut gewählt wird, die „Wiererin" (Führerin) und der „Wierer" des Bräutigams, der mit ihm werben gegangen war. Die gehören für diesen Abend zusammen. Die Burschen warten bei der „Khöne" (Trauung) vor der Kirche und führen sie dann bis zum Haus zurück. Wenn ein Teil des Brautpaares von auswärts kommt, wird vor dem Dorf der Weg versperrt. Eine lustige Kommission ist zusammengestellt und ein ganzes Gericht gehalten. Aus einem Buch werden ihm seine Sünden vorgelesen, das kann sehr lustig sein. Er muß Maut zahlen. Sie geben ihm aber zuerst Wasser zu trinken und dann erst Wein.

Wenn es bei der Hochzeit regnet, bedeutet es Glück. Weint sie nicht, dann wird es eine traurige Frau sein. Wessen Altarkerze flackert, der stirbt früher.

Wenn sie dann zum Hochzeitshaus kommen, ist die Türe versperrt. Drinnen wird gepoltert. Wenn er klopft, schreit man, wer herein will und sie fragen, woher sie kommen und was sie wollen? Dann wird erst aufgemacht und Wein gereicht. Beim Eintritt in das Haus haben die Eltern das Paar gesegnet. Die Braut wird von den Brautführern

über die Hausschwelle gehoben. Das war auch schon, wenn sie von ihrem Elternhaus weg und zur Kirche geht. Damit sie die Heimat vergißt. Früher hat man der Braut im neuen Haus etwas überreicht, ein Küchengerät, Kochlöffel, Schloika (Butterkübel) und das Staberl. Die Braut hat unter dem Schleier noch einen anderen Kranz. Es war auch eine Brautkrone, aber jetzt nicht mehr. Die Krone durfte niemand mehr tragen, die wurde ihr in den Sarg gelegt.

Beim erstenmal essen gab es Suppe und Fleisch. Dann müssen Braut und Bräutigam den Tanz machen und dann tanzen Braut und Bräutigam mit den einzelnen Verwandten.

Das Brautstehlen war, wenn sie aus der Kirche kommen. Es stehlen die alten Weiber oder die Burschen. Der Bräutigam muß ruhig bleiben, um die Braut müssen sich die Brautführer kümmern. Dem Bräutigam wird inzwischen ein altes Weib hingesetzt. Er sagt, nein, die habe ich nicht geheiratet. Der „Wierer" muß die Braut auslösen. Er muß auch das Essen teilen für jeden. Das Fleisch war auf einem Klotz und er mußte teilen für jeden. Auch mit dem Brot so. Wenn ein boshafter Wierer war, hat er einem die Knochen gegeben und dem andern Fleisch. Heute wird schon geteilt aufgetragen.

Nach dem Tanzen ist ein Ausgang, wenn im Ort noch ein Gasthof ist. Geld unter die Kinder werfen tun die Brautführer. Es wird getrunken und gesungen. Wenn sie wieder zurückkommen, wird die zweite Richte aufgetragen, Kalb- und Hühnerfleisch. Dann Mehlspeisen, Krapfen und Nußbrot. Vor den Brautleuten steht auf dem Tisch das Blumenbukett. Ihr Brautkranz bleibt bis zum Schluß oben. Es gibt noch Tanz und allerhand Neckereien. Auch noch Braten und schwarzen Kaffee. Dann ist die Totenrede, die hält der Wierer. Man gedenkt der verstorbenen Verwandten, es ist wie ein Gebet: Die Vorfahren und alle die gewohnt haben in diesem Hause bitten, daß sie Glück haben im Haus. Dann singen sie „züa, lei züa" (herbei, herbei) und rufen damit alle nacheinander. Die legen Geld auf einen Teller für die Brautleute. Das dauert ziemlich lange.

Acht Tage lang darf die Braut nicht zurück ins Elternhaus, nach acht Tagen ist dann noch eine Nachfeier.

Rieg

Wenn beim Brautwerben das Geschäft gemacht war, haben die „Oirschnittlein" und ein Liter Wein nicht fehlen dürfen. Zum Hochzeitsladen haben sie einen Stock mit Bandln genommen, der Staraschiner und ein Harmonikaspieler waren auch mit, gesungen haben sie auch.

Geheiratet haben sie am Sonntag, am Tag vorher war Kranzlainsbinden. Die Brautleute haben alle Burschen und Mädeln eingeladen, besseres Brot, Bäckerei, Schnaps und Wein haben die Eltern der Braut dazugegeben. Zuerst ist das Kranzl (für die Braut) gebunden worden. Das haben sie der Braut auf einem Teller gebracht und dazu das Jungfraulied gesungen, ein trauriges Lied. Wenn der Kranz beim Binden nicht hat halten wollen, war sie keine Jungfrau mehr. Jedes Madl hat für ihren Burschen noch ein „Peschle" gemacht, ein Sträußerl auf den Rock hinauf. Dann ist getanzt worden bis über Mitternacht hinaus. Bevor man heimgegangen ist, hat man noch Braut und Bräutigam der Reihe nach beglückwünscht.

Vom Beten unter einem Baum am Hochzeitsmorgen war hier nichts zu erfahren. Auch eine Fahne beim Hochzeitszug war unbekannt. Wohl aber sind beim Haus vor der Tür zwei Bäume aufgerichtet und ein Kranz mit der Inschrift „hoch lebe das Brautpaar" in der Mitte.

Die Trauung war meist am Nachmittag, so um 4, 5 oder 6 Uhr. Zwei Stund vor der Trauung haben sich die Burschen schon hergerichtet zum Mautversperren. Einer hat den Tischler markiert, einen Sattlerstuhl genommen und geflickt, die anderen mußten stehen. Die Aufgehaltenen haben gesagt: Was ist? Wir müssen durch, wir haben keine

Zeit, wir haben dringende Arbeit. Da haben sie geantwortet: wenn ihr durchziehen wollt, könnts schon, aber schauts, was ich da für Leut angestellt hab, das kostet halt was. Dann wird zusammengerechnet: das kostet so und so viel, sie haben noch was abgehandelt und dann mußte gezahlt werden. Die Brautführer mußten zahlen. Mit dem Geld haben die Burschen dann getrunken und gegessen.

Beim Abholen ist die Tür versperrt, das ist auch wenn die Braut um den Bräutigam schickt. Wenn die Braut sieht, daß die Kranzljungfrauen mit dem Bräutigam kommen, schaut sie gewöhnlich verborgen durch den Ehering nach ihm, dann hat sie die Hosen an. Die Braut mußte etwas Geweihtes bei der Brust haben, „sonst geht die Hex mit". In den Schuh hinein hat sie auch Geld, damit sie immer Geld hat. Das war nicht nur in Rieg, auch in Kotschen, Hinterberg und im ganzen Hinterland. Weil die Türe zugesperrt war, haben sie angeklopft. Was wollt ihr? Die Braut möcht ma haben. Da ist die Tür zur Halbscheid aufgegangen und sie haben eine ausgeschoppte Figur heraus oder einen (als Frau) angezogenen Mann. Da hast du deine Braut. Der Bräutigam sagt, ich zahl ihr ja die Reise, sie sollen sie mir zuschicken, ich habe keine Zeit mehr, der Pfarrer wartet schon. Da hat er 100 Dinar gezahlt. Da ist die Tür aufgegangen und sie sind hinein. Braut und Bräutigam trinken eingehängt ein Glas Wein wie beim Bruderschaft-Trinken. Dann sind sie niedergekniet und Vater und Mutter haben sie mit Weihwasser besprengt und beiden auf der Stirn das Kreuzeszeichen gemacht.

Wenn das Brautstehlen vor der Trauung war, dann müssen ihre Leute sie auslösen, wenn es nachher ist, die vom Bräutigam. Die Braut ist da in ein anderes Haus gebracht worden. Da haben sie gesucht mit einer Laterne, auch bei Tag. Die Beistände mußten zahlen und sie auslösen.

Das Mahl war entweder in einem Gasthaus, oder — wenn er zugeheiratet ist — in seinem Haus, wenn sie fortgegangen ist, in ihrem. Von der Kirchn heraus ist man in die Gasthäuser und hat überall ein paar Liter Wein getrunken und dann ist man erst zum Mahl. Da ist der letzte Einzug. Die Kranzljungfrau, die Brautführer und der Musikant sind die Leut (Gäste) holen gegangen und haben sie der Reihe nach von verschiedenen Richtungen gebracht. Das hat oft gedauert eine Stunde oder zwei, bis sie alle hergebracht haben. Wenn sie alle beisammen waren, ist der Hochzeitsleiter, der Stareschiner, aufgestanden, hat das Kreuz gemacht, das Vaterunser gebetet und dann wurde gegessen. Rindsuppe mit Nudeln war immer das erste, dann kam der Braten von Schwein, Kalb oder Schaf mit Zuspeisen und dann Schartlbrot aus Mürbteig mit Rosinen, auf großen Tellern geschnitten. Der Stareschiner hat für die Brautleute das Fleisch geschnitten, der hat sie bedient. Nach der Hauptmahlzeit ist eingeschenkt worden, das erste Glas Wein ist von der ganzen Tafel auf das Wohl des Brautpaares getrunken worden. Dann sind noch verschiedene Gänge gekommen und Mehlspeisen, nach Mitternacht die Gottscheer „Powolitze". Die durfte auf keiner Hochzeit fehlen, von der hat jeder Gast auf seinen Teller ein schönes Stück bekommen. Zum Schluß ist schwarzer Kaffee. Beim Mahl waren die Kinder unter dem Tisch und haben gezupft und auch etwas bekommen.

Den ersten Tanz hat das Brautpaar allein und dann ist die Braut zum Tanzen versteigert worden. Die Weiber und die Madeln haben den Bräutigam versteigert, das war nicht bei jeder, aber bei vielen Hochzeiten. Das Geld hat den Musikanten gehört. Sie haben auch für die Köchin gesammelt. Ein Mann sagt, sie ist ganz abgebrannt. Sie kommt mit einem Schöpflöffel herein und sammelt ab. Wenn das Essen vorbei war und allgemein getanzt worden ist, dann ist jeder tanzen gegangen mit der Braut. Auch da haben sie geschaut, ob man die Braut stiehlt. Eine haben sie einmal im Extrazimmer in einen Kleiderkasten gesperrt. Die Brüder haben auf die Braut aufpassen müssen, die Kranzljungfrauen auf den Bräutigam, damit der nicht gestohlen wird.

Masken sind auch gekommen bei der Nacht. Sie haben sich verstellt, sie haben ein kleines Pupperle gehabt mit einem Haufen Fetzen, daß sie eine Stunde gebraucht haben zum Auswickeln. Und abgebrütete Eier für eine Eierspeis für den Bräutigam und statt Butter einen Kuhdreck in ein Papier eingewickelt.

Als Seelengedenken haben sie ein Lied gesungen für die armen Seelen. Bevor die Hochzeit aus ist, war das „Barfm" (Werfen). Der Stareschiner steht auf und sagt, die zwei jungen Leut, die fangen frisch an und wollen ein Haus bauen, und da muß ein jeder einen Baustein hergeben, daß das Haus fertig gebaut werden kann. Braut und Bräutigam sitzen bei einem Tisch, vor ihnen steht ein Teller mit einem Tüchl darüber. Da haben sie „züa, lei züa" (herbei, herbei) gesungen. Der Stareschiner hebt immer das Tüchl in die Höh und der andere schiebt das Geld hinein. Einige geben auch Gegenstände. Wer was gibt, beglückwünscht noch einmal die Brautleute. Es dauert, bis sie alle „züa gashüngen hent". Statt dem Teller haben sie die Gaben auch in ein ausgeschnittenes Brot legen können.

Wenn das vorbei ist, setzt sich die Braut um Mitternacht auf einen Stuhl hinaus in das Mitterzimmer. Dann wird sie abgekrönt und dazu gesungen. Die Kranzljungfrau nimmt den Kranz herunter. Man hat ihr einen Spiegel vorgehalten, rechts und links steht ein Mädchen, welche Kranz und Schleier nehmen. Da hat die Braut zu weinen angefangen. Den Kranz haben sie aufbewahrt und in der ersten Kapelle, welche in der Nähe ist, der Mutter Gottes gegeben, oder wenn ein Kind stirbt, dem in den Sarg mitgegeben.

Beim Fortgehen kriegt jeder Gast von den Brautleuten eingepackt Krapfen und Powolitze und Brot und Bäckerei.

Die Braut hat auch aus einer Schüssel im Schweineschaff gegessen, damit die Schweine gut gedeihen. Wenn sie das erste Mal ist kochen gegangen, hat sie eine Henne genommen oder einen Hahn und denen den Kopf abgehackt auf der Schwelle, und wenn die blutig war, hat man Glück im Hause.

Den jungverheirateten Mann haben die alten Männer genommen und gesagt, jetzt haben wir wieder einen jungen Ehemann, hoch mit ihm! Dann haben sie ihn dreimal hochgehoben und gesagt „Viel Glück und Segen". Da sind wieder ein paar Liter Wein auf den Tisch gekommen. Das war der Leikauf für die älteren Männer.

Acht Tage nach der Hochzeit hat die Braut nicht nach Hause dürfen, sonst bleibt sie nicht beim neuen Haus. Dann war noch eine „kleine Hochzeit", wie übrigens auch beim ersten Kind, wenn dieses ein Bub war. Da war ein Essen wie bei einer Hochzeit und auch der Pfarrer war eingeladen.

Merleinsraut

Werben kommt der Bräutigam mit seinem Vater und noch einem Zeugen. Ein bißl tun sie es früher bekanntgeben, daß man weiß, was vorzubereiten. Manche nehmen den Paten mit, der gut sprechen kann; sie tun so lustig reden. Die Braut hat sich versteckt, dann sind sie die holen gegangen. Sie tun alles besprechen, wann die Hochzeit ist und was sie kriegt. Dann hat es zu trinken und zu essen gegeben, manchesmal hat es gedauert bis in der Früh. Sie sind dann zum Pfarrer zum Einschreiben und dreimal aufbieten. Das erste Mal beim Aufgebot sind sie gegangen, aber alle drei Mal darf die Braut nicht gehen, nur einmal. Die 14 Tage, wo die Braut in der Rufung gewesen ist, hat man sie nicht allein gelassen, abends ist sie auch nicht ausgegangen. Immer ist die „Gaschüldbraut" mit. Der Bräutigam hat einen „Gaschüldbräutigam" gehabt und einen Staraschiner und sie auch. Für sie war es die Firmpatin. Man hat meist die Paten von jedem genommen, einer war der Trauzeuge. Die „Pollarin" war meist die Firmpatin, die hat müssen bei ihr sitzen und hat das Kranzl heruntergeholt, wenn sie abgekrönt wurde.

Zur Hochzeit einladen sind Braut und Bräutigam gegangen mit Gaschüldbraut und Gaschüldbräutigam, jeder hat seine Verwandten eingeladen.

Die Trauung ist jetzt gewöhnlich am Sonntag, früher war sie am Montag. Am Donnerstag wurden die Möbel geholt. Da haben sie einen Leiterwagen genommen, an den Ecken vier kleine Fichten mit Bändern, die Musik hat gespielt, das war schön und lustig. Vom Kranzleinsbinden und vom Baumbeten am Morgen des Hochzeitstages war nichts zu erfahren. Am Sonntag in der Früh sind sie in die Kirche zur Beichte und Kommunion, und dann ins Pfarramt, da hat der Pfarrer noch a bißl a Lehr geben.

Wenn der Bräutigam gekommen ist, hat die Braut durch den Ehering geschaut, daß sie ihn erblickt, daß die Kinder ähnlich werden. Die Haustür ist zugemacht und alles still drinnen, als ob niemand zu Hause wäre. Dann hat der Staraschina geklopft und gesagt, was ist das, wo sind die Leute? Bis eine alte Frau herausgekommen ist und gefragt hat, was wollen sie? Hier ist niemand zu Hause. Da haben sie gesagt, wir sind gekommen um die Braut abzuholen. Zuerst haben sie eine Barbm aus Stroh ausgegeben. Die wollen wir nicht, wir wollen die junge haben. Dann ist die Köchin heraus. Der haben sie ein Tüchl umgebunden. Da habt ihr's, jetzt kriegt ihr aber nicht mehr. Da haben sie aber immer noch nicht wollen gehen. Jetzt ist die Kranzljungfer an die Reihe gekommen. Da haben sie gesagt, na, die nehmen wir auch an, zurückgeben tun wir sie nicht mehr, aber wir wollen noch eine haben. Dann ist die Braut gekommen, da waren sie froh: jetzt, ja jetzt! Die haben drinnen ein bißl getrunken und da ist es lebendig geworden, sie haben zu spielen angefangen. Bevor sie die Braut herausgegeben haben, ist die Braut vor den Eltern niedergekniet und hat um Verzeihung gebeten und ein bißl geweint. Alle Hochzeitsleute sind zusammengekommen in einem Kreis und die Mutter ist dreimal um sie herum und hat sie mit einem Zweigl mit Weihwasser besprengt; sie ist gegen den Uhrzeiger gegangen. Dann sind sie zum Wagen und zur Kirche.

Die Burschen im Dorf haben oft der Braut den Weg versperrt. Ein Ort auf der Straße wurde ausgesucht, wo der Brautwagen die durch eine Stange abgesperrte Straße nicht passieren konnte. Kränze wurden gemacht und auf die Stange gehängt, auch ein Baum wurde manchmal hingestellt. Einmal haben sie einen Schranken aus zusammengehängten Uhrketten gemacht. Ein Tisch war dabei mit Gläsern. Die Buben haben sich dann davor hingestellt und die Braut nicht durchgelassen. Sie haben so und so viel verlangt und dann begonnen zu handeln. Das Geld hat Leikauf geheißen. Sie haben gehandelt, wie man um Kühe handelt. So viel ist sie wert! Nein, das ist sie nicht wert, usf. Wenn endlich der Betrag beschlossen wurde, mußte der Brautführer zahlen. Die Burschen haben das Geld dann versoffen. Hinterher haben dann die anderen gespottet: viel mehr hättet ihr bekommen, wenn ihr uns nicht durchgelassen hättet, die Braut war ja viel mehr wert. Manchmal ist es auch zu Raufereien gekommen, wenn sie sich nicht haben einigen können. Das Absperren ist nur, wenn sie in ein anderes Dorf geheiratet hat.

Die Braut muß bei der Trauung Geld bei sich haben, dann hat sie immer Geld. Korn hat sie aber nicht eingesteckt. Bei Schnee und Regen werden sie sich schlecht vertragen. Einige treten dem Bräutigam gern auf die Fersen beim Hineingehen, aber sie haben das nicht wollen. Eine Braut hat zum Himmel geschaut, wenn sie über die Schwelle der Kirche getreten ist. Brautstehlen ist nicht üblich.

Wenn die Braut kommt, wartet die Mutter vom Bräutigam mit einem schönen Brot und einem Liter Wein und zwei Gläsern. Und die Braut muß bitten: Mutter, nehmt mich an, grad so, wie Sie Ihren Sohn lieben, sollen Sie auch mich lieben (liabai Müatr, nimet mi aüf vir eier Kint krot so bia aiar Shün und hubet mi gearn). Sie haben sich auch umarmt und geküßt. Zucker in den Wein und mit einer Gabel umgerührt und dann mit Vater und Mutter getrunken. Das Brot hat die Köchin extra gehalten. Darauf waren wie Spieße mit Bäckereien, Vogerln drauf, und das ist in das Brot eingesteckt, das ist im Winkel von Braut und Bräutigam auf den Tisch gekommen.

Die Gäste sind vom Staraschina, der Schuldbraut und dem Schuldbräutigam mit Musik abgeholt worden. Sie hat nach dem Zurückkommen mit dem Bräutigam den ersten Tanz gehabt. Dann war das Essen, Suppe und schrecklich viel Mehlspeisen, Krapfen, Pfannzotlan usf. Zwei bis drei Schafe wurden ganz gebraten und waren inwendig voll Fülle. In das Schaf sind manchmal gekommen 60 bis 80 Eier und Speck. Es wurde in großen Blechen gebraten in den großen Brotöfen. Das Schafl hat müssen ganz bleiben, wie lebendig. Diese Schafe kamen erst nach Mitternacht herein. Die Trauzeugen haben sich maskiert, einer hat einen Weiberkittel angehabt und so sind sie hinaus in die Küche, wo die Köchin alles vorbereitet gehabt hat. Da haben sie das größte Schafl auch mit Spießen voll gesteckt, Kranzelan und Vogelan und allerhand Herzelan und Kerzen auch. Das war oben auf die Spieße gesteckt. Die Spieße waren rund und aus Holz. Das ganze Schaf war besteckt, Kerzen auch hinein. Und ein Mann hat das auf einem Blech auf dem Kopf hereingetragen und zwei andere waren daneben. Da sind sie hin vor den Bräutigam und die Braut. Der Staraschina war auch da. Sie sind hineingekommen wie von einem andern Land und haben angefangen zu handeln, vielleicht eine Stunde lang. Sie wollten nicht so viel zahlen und die Leute haben so gelacht. Die ganze Zeit hat das der eine auf dem Kopf gehalten. Das war überall auf den großen Hochzeiten. Bis sie zusammengekommen sind, hat man angefangen, die Schafe zu tranchieren. Die Serviererinnen haben Teller gebracht und ausgetragen zu allen Leuten. Und dann war es lustig. Wenn es drei oder vier Uhr war, ist die Braut an die Reihe gekommen. Vorher waren die Spenden. Da war der Musikant und einer, der hat den Teller getragen und einen Liter Wein und ein Glas mit Würfelzucker. Der Bräutigam ist mitgegangen und so sind sie von Person zu Person, bei Ehepaaren zu beiden. Da haben sie gespendet. Jedem haben sie was vorgespielt und zu trinken gegeben. „Wollen Sie mit uns ein bißl guten Wein trinken?", haben sie gefragt. Mit einer Gabel Zucker in den Wein und umgerührt. Und da hat man schon gewußt, daß man Geld spenden muß. Dem Bräutigam hat man nur Geld gegeben. Nachher ist die Braut gegangen, auch so mit Wein. Aber sie hat die meisten Geschenke gekriegt, so daß die Körbe voll waren, Glaswaren, Bilder, Porzellan, Küchengeschirr, Leintücher, und zu jedem trinken und bedanken und geküßt. Dann ist sie zurück in den Winkel.

Die Patin und der Musikant sind zu ihr und haben ein Lied gesungen, „jetzt ist es aus mit der ledigen Zeit", aber auf slowenisch. Dann hat die Patin das Kranzl und den Schleier heruntergenommen, die Braut hat geweint. Und jetzt ist es ein anderer Stand und ein anderes Leben.

Dann waren sie noch einige Zeit lustig, oft bis zum Vormittag. Es war zu essen und zu trinken, so viel einer hat wollen. Die Patin und die Zeugen, die geholfen haben, haben ein extra gutes Brot gekriegt. Acht Tage darf die junge Frau nicht nach Haus. Dann nach einer Woche war wieder ein Nachtessen da, wo die Braut zu Hause war, die Hauptpersonen sind noch einmal zusammengekommen zur „kleinen Hochzeit".

*

Diese drei Beispiele aus verschiedenen Gegenden des Gottscheer Landes deuten Art und Umfang der Ergebnisse aus den einzelnen Ortschaften an. Sie fügen sich in der Zusammenschau der Aufzeichnungen aus rund 50 Ortschaften zu einem Gesamtbild, in dem nicht nur die wichtigen Züge alle enthalten sein dürften, sondern auch vorhandene Unterschiede und Besonderheiten erkennbar werden. So erweist sich das Suchener Hochtal, zu dem Merleinsraut gehört, in seinem gesamten Brauchtum als sehr eigenartig. Das konnte ich auch bei den zeltartig ausgespannten Blütengirlanden des Sonnwendbaumes feststellen.[143] Im Hochzeitsbrauchtum zeigt sich das etwa bei den gefüllten und auf

[143] Vgl. Kap. XIV über die Sonnwendbräuche.

einem Blech auf dem Kopf getragenen Schafen. In der gesamten Literatur über die Gottschee übrigens noch nirgends erwähnt. Ein gewisses slowenisches Superstrat ist in diesem westlichen Grenzland der Gottschee auch merkbar, siehe das slowenische Lied beim Kranzabnehmen am Ende der Hochzeit.

Verfolgen wir nunmehr die Einzelzüge im Hochzeitsablauf im zusammenfassenden Vergleich.

3. Werben („Barwn") und Vorbereitungen

In seinem grundlegenden Buch über die Gottschee bemerkt A. H a u f f e n (S. 78 f.), daß man dort früher in sehr jungen Jahren heiratete — die Mädchen mit 14, die Burschen mit 18 Jahren — zum Teil um vom Militärdienst loszukommen. Am Beginn unseres Jahrhunderts entsprach das Heiratsalter unseren Gepflogenheiten, 20 Jahre für die Mädchen, 24 für die Burschen. In besitzlosen Kreisen waren es meist Liebesheiraten, bei reichen Bauern spielten auch Erwägungen über die Besitzverhältnisse eine Rolle. Gewöhnlich vereinbarten da die Eltern die Ehe, die aber auch in der Regel glücklich und rechtschaffen wurde.

Der *Heiratsumkreis* erstreckte sich gerne über das eigene Dorf hinaus. „Hairotn ibrs Lont, Gevatterlaite ibr de Bont" (Wand, d. h. Nachbarschaft), war ein Leitspruch. Das beiderseitige Kennenlernen war nicht immer leicht. Es konnte bei den Kirchtagen und Jahrmärkten erfolgen, zuweilen lenkte auch ein Vermittler die Aufmerksamkeit der Eltern auf eine passende Verbindung.

Ehe es zu einer offiziellen Absprache kam, sondierte man gerne durch eine unverdächtige Person, eine alte Frau oder eine Bettlerin, die in das Haus der Zukünftigen geschickt wurde. Sah alles erfolgversprechend aus, erfolgte die *Werbung*. Der Bräutigam kam in Begleitung seines Vaters und meist noch des einen oder anderen Helfers, etwa eines Paten, der bei den einleitenden witzigen Plänkeleien gut das Wort führen konnte. Vorsichtigerweise hatte man dem Brauthaus vorher schon eine Andeutung zukommen lassen, damit man dort nicht ganz unvorbereitet war.

Die anfängliche Verlegenheit, die bei einem solchen Besuch und seinen natürlich damit verbundenen handfesten Verhandlungen leicht auftreten konnte, überspielte man in der ganzen Sprachinsel durch einleitende Scherzreden. Die Besucher fielen nicht mit der Türe ins Haus, sondern sie begannen zunächst über alles mögliche zu reden, besonders gern schützten sie einen Viehkauf vor. „Was wollt ihr?" „Wir wollen über Nacht bleiben. Wir haben gehört, ihr habt eine schöne Kälbitze zu verkaufen" (Masereben). Und dann entwickelte sich der Handel, der natürlich alsbald die Wendung vom vorgegebenen zum wirklichen Zweck nahm. Es wurde alles erwogen und die Mitgift abgemacht: „Ja, ich werde das Meinige machen, sie bekommt so und so viel." „Noch a Kälbitze drauf oder a gscheckate Kuah" (Grafenfeld). Man handelte nach dem Gottscheer Sprichwort: „Was man erheiratet, braucht man nicht zu erschwitzen."

Die Tochter hatte sich während dieser ganzen Besprechungen versteckt, gerne auf dem Dachboden, und sie mußte gesucht und geholt werden. Die Brautleute gaben einander Handschlag und Kuß, es war auch ein Drangeld („Drangald", „Horre") üblich. Die künftige Schwiegermutter erhielt ein Halstuch.

War die Werbung erfolgreich, so wurde dies gerne kundgetan. Es gab einige Böllerschüsse, wofür die Burschen ein Trinkgeld erhielten (Masereben) oder die Werber jauchzten zum Fenster hinaus. Ein stilles, aber von der Nachbarschaft fast ein wenig wie bei einer Papstwahl mit Spannung erwartetes Zeichen war es auch, wenn Rauch aus dem Schornstein aufstieg. Dann wurde nämlich festlich aufgekocht, um die Übereinkunft zu feiern. Da durften „Oirschnittlain" nicht fehlen, Brotschnitten, in Eier gelegt und in der Pfanne geröstet. Auch dem Wein wurde tüchtig zugesprochen.

Dann erfolgte der Gegenbesuch des Brautvaters mit seiner Tochter im Hause des Bräutigams, um dort alles in Augenschein zu nehmen. War alles zur Zufriedenheit geregelt, ging man zum Notar, um den Besitz überschreiben zu lassen, und dann zum Pfarrer wegen des Aufgebotes.

Vom Verloben bis zur Hochzeit wurde meist nicht lange zugewartet. Bevorzugte Heiratszeiten im Jahr waren der Fasching — in Ebenthal z. B. der „fettige Sonntag" — und die Zeit vor der Heumahd, wo die Männer von ihren Wanderfahrten um Verdienst bereits wieder zu Hause waren.

Der übliche *Wochentag für die Trauungen* war in älteren Zeiten der Montag, erst allmählich trat der Sonntag an seine Stelle.[144] Hingegen vermied man Dienstag und Freitag, die als Unglückstage galten (Altlag). Zuweilen heiratete man auch am Mittwoch.

Im III. Kapitel, Abschnitt 26, wurde bereits Näheres zu dem Wochentagsglauben der Gottscheer gesagt, der sich auch in den Heiratsterminen spiegelt. Der Dienstag als Unglückstag und der zuweilen als Hochzeitstag vorkommende Mittwoch weichen vom binnendeutschen Glauben ab. Hier stimmt die Gottschee mit ihrer südosteuropäischen Umwelt überein. Hingegen spiegelt sich ein auch bei uns vorhandener Rest des alten Planetengötterglaubens im Montag als Heiratstermin. Der Tag des Mondes (dies lunae) steht unter dem Zeichen der Wandelgestalt dieses Gestirns. Sein Zunehmen und Schwinden wird auf Wachstum und Fruchtbarkeit bezogen, seine Erscheinungsperiode auch mit der Regelzeit der Frau in Verbindung gebracht.

Die Hochzeitsfeier dauerte in der guten alten Zeit meist etliche Tage. Drei waren das mindeste (z. B. Morobitz und Lichtenbach), aber auch acht Tage konnte es währen (Grafenfeld, Lienfeld). Das Mahl fand im Gasthause statt oder im Hause eines der beiden Hochzeitspartner. Reichte die Stube nicht, tafelte man in der festlich hergerichteten Scheune.

Wir hörten schon aus Merleinsraut, daß die Braut nur zum ersten kirchlichen Aufgebot geht, nicht zu den übrigen. Und daß man sie in den zwei Wochen, während sie „in der Rufung" war, nicht allein lassen durfte, die „Gaschüldbraut" war mit ihr. Auch abends durfte sie nicht aus dem Haus. Offenbar galt sie als gefährdet, wie übrigens auch der Bräutigam. Ein Gewährsmann aus Loschin, der nach Koflern geheiratet hatte, erzählte darüber folgendes: „Unter den Wochen, wo Braut und Bräutigam aufgeboten sind, sollen sie nicht allein in der Nacht draußen sein. Einmal ist der Bräutigam zur Braut und erst spät abends heimgegangen. Sie hat ihn noch ermahnt und ein Stück geweihter Kerze mitgegeben. Er ist heimgegangen um Mitternacht. An den Mösern von der Rinshe hat er Tausende von Stimmen gehört, als ob alles lebendig wäre. Er hat sich bekreuzt und hat die geweihte Kerze in die Hand genommen und ist gelaufen bis zu den ersten Häusern von Neu Loschin. Dann sind die Stimmen verschwunden."

Das *Einladen* zur Hochzeit geschieht ein bis drei Wochen vorher. Meist gehen Braut und Bräutigam, wobei sich jeder Teil eine Person zur Unterstützung mitnehmen kann. Gehen sie getrennt, ladet er seine Verwandten ein und sie die ihren. In Suchen und Ober Gras begleitet z. B. der „Schuldbräutigam" oder Brautführer den künftigen Ehemann, ein „Brautmadl" die Braut. Außerdem ist ein Musikant dabei. Wären die Brautleute nicht selbst gegangen, wären ihnen die Gäste nicht gekommen (Göttenitz). In einigen Orten erschien aber ein Hochzeitslader mit einem blumen- und bändergeschmückten Stock (Masereben, Morobitz). In Ebenthal waren es zwei Kranzljungfrauen und zwei Brautführer, in Rieg der Beistand, in Masern gingen die Eltern der Braut.

---

[144] *Den Montag als Hochzeitstag hatten:* Masereben, Morobitz, Altlag, Grafenfeld, Rieg, Langenton, Hohenberg, Suchen, Merleinsraut, Verdreng, Warmberg, Komutzen, Reichenau, Lienfeld, Gehag bei Tschermoschnitz, Mitterdorf.

Montag oder in neuerer Zeit Sonntag: Masereben, Ebenthal, Mösel, Altlag, Rieg, Merleinsraut, Nesseltal, Mairle, Reintal.

Nicht einheitlich sind auch die Angaben über den Zeitpunkt, an welchem das *Heiratsgut* in die neue Wohnstätte überführt wurde. In Ebenthal und Mairle geschah dies am Vortag, in Göttenitz am Tage nach der Hochzeit, sonst meist an einem Tag der Woche, welche der Hochzeit vorangeht (Suchen, Merleinsraut — hier am Donnerstag — Koflern). Der Leiterwagen mit dem Heiratsgut ist bekränzt oder durch vier kleine Fichten mit bunten Bändern geschmückt, die in den Ecken aufgepflanzt sind. [145] Die Göttenitzer gaben an, daß die Slowenen den Wagen mit dem Heiratsgut im Brautzug selbst vor dem Brautwagen zu führen pflegten, der dann zum neuen Heim weiterfuhr, während in der Kirche die Trauung stattfand. Das scheint früher aber auch bei den Deutschen zuweilen vorgekommen zu sein.

Bei einer Hochzeit gibt es verschiedene *Chargen*, handelnde Personen, welche den Brautleuten beistehen. Die Namen, unter denen sie auftreten, sind in der Gottschee nicht einheitlich, auch ihre Rolle kann wechseln. Es ist darum nicht leicht, sich ein klares Bild zu machen und dies mit den Rollenträgern bei unserer Hochzeit zu vergleichen.

Als Leiter der Hochzeitsfeierlichkeiten tritt uns in den Randgebieten der Sprachinsel der „Staraschiner" entgegen. Die Bezeichnung stammt aus dem slowenischen „starašina", d. h. der Älteste. [146] Er war meist ein älterer Onkel des Bräutigams oder ein Nachbar. Sein Amt kann mit dem des Hochzeitsladers bei uns verglichen werden, der ja vielfach in Österreich der Zeremonienmeister ist. Nur sind bei uns in den Alpenländern die Hochzeitslader gewöhnlich Personen, welche kraft ihrer Erfahrung, ihrer besonderen Begabung im Spruchsprechen und Improvisieren von Reimen Träger dieses Amtes für die ganze Gegend sind, meist ohne verwandtschaftliche Beziehung zum Brautpaar. Sie werden oft in weitem Umkreis zu allen Hochzeiten geholt.

Der Staraschiner hat in der Gottschee auch Anteil an der Rolle, welche bei uns der Brautführer innehat, der oft auch ein Zeuge des Bräutigams ist. Im Hinterland und in der Moschenitze erscheint der Brautführer unter einem anderen Lehnwort aus dem Slawischen als „Peller", von „peljati" = führen. Sein Gegenstück ist die „Pellarin" (Prlarin). Bei großen Hochzeiten gab es zwei Peller und zwei Pellerinnen. Die Pellerin hat die Rolle der „Brautmutter", welche ja nicht die leibliche Mutter der Braut ist, sondern gerne eine Tante. „Die Pellerinnen waren weiß gekleidet und hatten nur ein halbes Kranzl im Haar." Statt der slowenischen Bezeichnungen Peller und Pellerin finden wir aber auch die gottscheerischen Wortformen „Viarar" (Führer) und „Viararin" (Führerin). Die Viararin begleitete die Braut vor der Hochzeit zur Kommunionbank. Am letzten Sonntag, wenn die Braut noch als Mädchen in die Messe gegangen ist, haben Braut und Brautführerin ein neues Seidentüchl gehabt. Der Brautführer ist mit dem Bräutigam gegangen. Die Brautführerin mußte aufpassen, daß die Braut bei der Messe nicht einschlief, „sonst verschlaft sie die Kinder" (Koflern). Die Führerin beriet die Braut bei Einkäufen, sie steht beim Altar hinter den Brautleuten, damit niemand von den in den

[145] Eine Aufsatzserie der „Gottscheer Zeitung", gezeichnet Pe., schildert den Verlauf einer Gottscheer Hochzeit, als 1878 ein Mädchen von Seele nach Grafenfeld heiratete. In der „Scheanai baißai Taüba" betitelten Folge (Klagenfurt, Juli 1968) ist aufgezählt, was üblicherweise auf einem Heiratsgut-Wagen mitgeführt wurde: zwei Truhen, ein Kleiderkasten, ein doppelspanniges Bett, der „Vashnpölschtr" aus hausgemachtem, grobem Leinen, mit Türken- bzw. Maisfedern gefüllt und die mit „Umöll" (Haferspreu) gefüllte „Ziacha" (Überzug). Matratzen waren damals noch unbekannt. Ein „Hapitschpolschtr" (Kopfpolster) mit heimischen Federn gefüllt und „a gamüschtretai Költr" vervollständigten die Bettenausstattung. Dazu kamen die beweglichen Wirtschaftsgüter: „Prachtl" (Brechel), „Krtatscha" (Kardätsche), Hafermaß, Sichel, Haue, Rechen, Sieb zum Getreideputzen, Melkeimer, Butterkübel, Kupferkessel zum Fettauslassen, Wasserschaff, Backtrog, Mehlsieb, Brotschaufel und zu oberst auf dem Wagen das Spinnrad und eine Wiege mit einem abwehrenden Trudenfuß. Hinter dem Wagen wandelte auch noch die ausgehandelte Kuh.

[146] W. Tschinkel, Wörterbuch der Gottscheer Mundart, Bd. 2, Wien 1976, S. 322.

Kirchenbänken Sitzenden zwischen den Brautleuten durchsehen kann. Sie nimmt der Braut den Hochzeitsstrauß ab, damit sie beim Ringwechsel nicht behindert ist und ordnet ihr Kleid und ihren Schleier, wenn sie zum Ringwechsel niederkniet.

Noch einer ganzen Reihe von Ausdrücken begegnen wir aber. Dem Führer und der Führerin entsprechen sichtlich der „Gaschüldbräutigam" und die „Gaschüldbraut" im Suchener Hochtal. In Göttenitz gibt es den „Trutschiner" und die „Trutschinerin". Letztere setzte sich — ganz entsprechend der Führerin — am letzten Sonntag in der Kirche neben die Braut — „der Braut wird sonst leicht schlecht, der Teufel tanzt da besonders gern um die Braut herum".

Eine weitere Bezeichnung sind die „Nochtratara" (Nachtreter). Gerne waren es zwei. Im Oberland trugen sie die Braut zu zweit über die Türschwelle in das künftige Haus. Sie konnten auch als Trauzeugen walten. Wie weit sich die einzelnen Rollen und Bezeichnungen mit unseren Kranzlherrn und Kranzljungfrauen decken, ist nicht immer leicht auszumachen. Einige Beispiele aus verschiedenen Ortschaften mögen veranschaulichen, wie die örtliche Zusammensetzung sein konnte:

In Suchen gab es den Staraschiner und die Pollarin (das war die Firmpatin), aber außerdem noch den Schuldbräutigam und die Schuldbraut (Kranzlherr und Kranzljungfrau?). In Merleinsraut, im gleichen Suchener Hochtal, mußte die Pollarin neben der Braut sitzen, wenn dieser am Ende der Hochzeit das Kranzl heruntergenommen wurde. Ein Pate von jeder Seite hatte im Suchener Hochtal außerdem die Rolle der Trauzeugen.

In Ebenthal hörten wir schon, daß dort zwei Brautführer und zwei Kranzljungfrauen benötigt wurden, dazu die „Vierarin", eine alte Frau, die von der Braut gewählt wird, und der „Vierar", der mit dem Bräutigam werben gegangen war. Vierar und Vierarin gehören für den Hochzeitsabend zusammen und bilden ein Paar.

In Morobitz waren es die besten Freunde oder die Brüder des Bräutigams, welche die Braut führten, ihre beiden besten Freundinnen besorgten dies beim Bräutigam.

Die Angaben aus Grafenfeld lauten: „Die Nochtrattar sind zwei junge Burschen gewesen, die haben die Braut beschützt, bis sie diese dem Bräutigam übergeben konnten. Der Brautführer war der Führer der ganzen Hochzeit. Ihn haben die zwei Kranzljungfern geführt. Wo es keine Kranzljungfern gab, da trat eine Führerin an ihre Stelle. Wenn Nochtrattar sind, dann sind diese die Zeugen."

4. Das Kränzleinbinden („Kranzlaishpintn")

Das eigentliche Hochzeitsfest begann am Vorabend der Trauung mit dem Kranzbinden.[147] Dazu wurden die Burschen und Mädchen des Ortes mit Musik eingeladen und abgeholt. Es war das Abschiedsfest von den Jugendgespielen.

Bei diesem Brauch schlägt in der Gottschee noch viel Älteres durch und überdeckt die gängigen, neueren Formen. Worum es hier eigentlich geht, zeigt Altlag. Es ist ein kleiner, grüner Kranz, den die Kameradinnen winden, und den die Braut zusätzlich zu ihrem sonstigen Kopfschmuck trägt; sei es die sogenannte „Krone" oder der spätere Myrthenkranz und Schleier aus der städtischen Umwelt, die auch in die bäuerliche Welt drangen, wo sie ursprünglich nicht beheimatet waren. Myrthenkranz und Schleier entstammen ja südlichem Brauch.

Der kleine grüne Kranz, das alte Symbol, wird an diesem Hochzeitsvorabend für Braut und Bräutigam feierlich gebunden. Der sonstige Schmuck der Hochzeitsgäste, die

[147] Masereben, Ebenthal, Morobitz, Mösel, Altlag, Verdreng, Mrauen, Rieg, Reichenau, Göttenitz, Warmberg, Komutzen, Koflern, Kukendorf, Grafenfeld, Lienfeld, Grodetz, Prerigl, Nesseltal, Katzendorf, Stockendorf, Mairle. Verneint wurde das Vorkommen des Brauches in: Merleinsraut, Ober-Gras, Suchen (also im ganzen, den Westrand bildenden Suchener Hochtal), Steinwand, Tappelwerch.

kleinen Büschlein, bindet man gleichfalls an diesem Abend. Der Kranz der Braut war geschlossen, jener des Bräutigams aber nur halb, also offen.

In Göttenitz wurde mir berichtet, daß das Kranzl der Braut mit einem roten Faden gebunden sein mußte, jenes des Bräutigams aber mit einem grünen. Das wäre sonst die gängige Farbensymbolik für Unverheiratete und Verheiratete, was es in diesem Falle aber nicht sein kann. Es gibt auch Angaben, daß nur ein roter Faden verwendet wurde, der nicht geknotet sein durfte (Koflern, Seele). Ob man das Rot als Symbol der Liebe und des Lebens auffaßt, oder mit Gedanken an Abwehr in Verbindung bringt, läßt sich schwer entscheiden. Daß im Faden jedoch kein Knoten sein durfte, hat zweifellos eine Bedeutung. Man kann es als ein Aufgeschlossensein auffassen, auch auf eine künftige leichte Geburt deuten.

In der Gestaltung des Kopfschmuckes spiegelt sich offenbar eine längere Entwicklung. Die Angaben wechseln daher auch in verschiedenen Orten. Da finden wir einmal Nachrichten von „Brautkronen", an die man sich noch in Ebenthal erinnerte. Sie wurden am Lebensende der Verstorbenen in den Sarg mitgegeben. Also keine aus beständigem Stoff (Metall) hergestellte Symbolkrone, die in der Kirche verwahrt und an die jeweilige Braut ausgeliehen wurde, wie dies stellenweise im deutschen Brauch und besonders in Skandinavien üblich war und ist. Die Gottscheer „Krone" war der Trägerin zu eigen. Andererseits mußte sie festlich gestaltet und unverwelklich sein. Die Angaben aus Morobitz könnten da weiterhelfen: „Wie eine Krone hat man gerichtet mit goldenen und silbernen Ähren." Masereben gab an: „Die Braut hat am Hochzeitstag ein langes weißes gesticktes Tüchl und einen haubenähnlichen Kranz mit Blumen drin auf dem Kopf." Dieser Schmuck ist jedoch nicht gleichzusetzen mit dem grünen Kranz, der am Vorabend von den Kameradinnen der Braut gewunden wurde. Im gleichen Masereben heißt es nämlich weiter: „Das Kranzl ist ganz klein, es wird hinten in das Haar gebunden in das Roidl."

Aus anderen Nachrichten geht hervor, daß dieses grüne Kranzl versteckt getragen wurde, sowohl beim Bräutigam wie der Braut, und zwar wegen des „bösen Blickes" (Mitterdorf). Bei der Braut also unter dem überhöhenden Kopfschmuck, beim Bräutigam unter dem Büschlein am Rockaufschlag. H a u f f e n (S. 80), der vielfach aus älteren Quellen schöpfen konnte, macht folgende Angabe: „Auf dem Haupte trägt die Braut einen Kranz, reich mit Perlen, Gold und Bändern gestickt, mit falschen roten Zöpfen und einem weißen Schleier versehen. Das Tragen des Kranzes ist natürlich nur Jungfrauen gestattet." Wie aus den nachfolgenden Aufzeichnungen hervorgeht, wurde das eigentliche Brautkranzl aus sehr kleinen, zarten Pflanzen gebunden, es kann kein pompöser Kranz gewesen sein. Ich glaube, daß hier zweierlei vorliegt: ein eigentlicher bedeutungsvoller kleiner Kranz aus frischen Blumen und darüber noch ein großer, prächtiger Schmuck. Letzterer wurde dann durch den aus der Stadt übernommenen Myrthenkranz verdrängt. Das Kranzabnehmen heißt im Gottscheerischen aber noch durchwegs „abkrönen".

Der Erlebnisbericht von Hilde O. in der Gottscheer Zeitung vom Mai 1965 — leider ist der Herkunftsort nicht genannt — gibt die erwartungsvolle und gehobene Stimmung wieder, in welcher die Jugend, vor allem die Mädchen, diesem Fest entgegensehen. „Die Braut lud alle ihre Freundinnen — das waren sämtliche Mädchen des Ortes, oft auch des Nachbarortes — zu ihrem ‚Kranzlainpintn' ein. Hierzu wurden von der Braut ganz offiziell zwei Freundinnen beauftragt, die den Mädchen die Einladung überbringen sollten. Das war eine schöne, vornehme Aufgabe, nicht nur für die Einladenden. Obwohl alle Mädchen wußten, daß sie mit dabei sein würden, war diese Geste für sie etwas besonders feierliches. Man mußte vorher herausfinden, wann die ‚Kranzljungfrauen' kommen würden, denn auf keinen Fall durfte man abwesend sein, wenn die Einladung erfolgte.

Unsere Mädchen, die das erlebt haben, werden sich gut erinnern, wie erregend es einem dabei zumute war."

Mit einer Ausnahme spricht kein Bericht vom Kranzbinden davon, wann und von wem die für das Kranzl nötigen Blumen geholt wurden. Vielleicht gab es da keine Regeln. Die Ausnahme ist Koflern. Dort bestand das Kranzl nicht aus den kleinen Pflanzen, die im Mauerwerk wachsen, sondern aus einem Rosmarinzweig. „Den mußte die Braut selbst besorgen, man muß dafür zahlen, sonst geht der Rosmarin zu Grund."

Über die sonstigen Pflanzen selbst gibt es viele Angaben. Es ist einzusehen, daß nicht das ganze Jahr über die gleichen Pflanzen zur Verfügung stehen. Darum sagt Mairle: „Das Kranzl war von Rosenkraut, Rosmarin, Majoran, im Winter Buchsbaum." Dabei war der Majoran aber sichtlich für die Büschlein bestimmt, welche die übrigen Hochzeitsgäste zum Anstecken bekamen. In Grafenfeld schilderten sie mir, daß alles auf einem langen Tisch bereit lag: „Majoran, Gold darauf (ein Bändchen mit Gold), das bindet man zusammen. Jeder kriegt eins von den Hochzeitsleuten. Die Bandln sind einen halben Zentimeter breit, von Goldpapier geschnitten. ‚Mit Marun hewet da Liabe un.' Für Braut und Bräutigam sucht man die schönsten Büschel aus. Das Kranzl ist von dem, was aus dem Stein herauswachst."

Die letztgenannte Pflanze nannte man in Ebenthal „Steinkraut", in Altlag „Brautenkraut", „das wächst aus der Mauer", in Verdreng „Brautmeiroch". Prof. Peter Jonke, geboren 1881 in Obermösel, machte mir die genauen Angaben. Es ist die „Mauerraute", Asplenum ruta muraria, sie hat auch die Form einer Raute. [148] „Man hat zum Binden nur Mädchen mit ganz feinen Fingern verwenden können, weil es so winzige Stengelchen sind. Die Braut hat zwei Kranzerln gehabt, eines oben auf dem Kopftuch seitlich, und eines auf der Brust auf der Joppe am Revers. Da war ein Büscherl, wo das Kranzl angebunden war." „Es gibt zwei Sorten von diesem blau blühenden Blümlein, Manderleut und Weiberleut, die eine blüht und die andere blüht nicht, und von denen bindet man die Kränze für die Manderleut, für die Weiber umgekehrt" (Unterland). Eine andere Pflanze kam aber auch zur Verwendung. Aus „Zwingl", das sind Pflanzen mit steifen Blättern, die wachsen hier im Wald, haben sie das Kranzl gebunden, der Bräutigam hat es am Rockaufschlag gehabt und die Braut am Kopf (Mrauen). Es ist das Immergrün (Vinca minor). W. Tschinkel verweist in seinem Wörterbuch der Gottscheer Mundart (Bd. 2, S. 522) darauf, daß die Benennung der Pflanze, die eine Ableitung von „Zwilling" ist, daher stammt, daß es bei dieser Pflanze zwei Verwendungsmöglichkeiten gab: Bei Hochzeitskränzlein zeigte sie die frische Oberseite ihrer Blätter, bei Totenkränzlein aber ihre Unterseite." Bei der Braut ist es unter das Myrthenkränzlein gekommen, beim Bräutigam unter das Büschlein" (Hinterland).

Die meisten Angaben berichten, daß Braut und Bräutigam in einem Nebenzimmer warteten und beim Binden des Brautkranzls noch nicht dabei waren. „Das älteste Mädchen hat das kleine Kranzl geflochten, sie (die Braut) hat ein rundes gekriegt, der Bräutigam nur ein halbes, und dann sind die Nochtrattare die Braut holen gegangen" (Lienfeld). „Nach dem Binden bringen sie die Braut in den Raum, die vier Nochtrattare führen sie herein, dann jucherzn die Burschen durch das Kranzl" (Masereben). „Die Braut darf sich nicht sehen lassen, solange das Kranzl nicht fertig ist. Dann wird sie gerufen und das Kranzl wird ihr auf einem Teller überreicht" (Ebenthal). Altlag hat noch einige Besonderheiten: „Zwei Freundinnen haben die Braut in das Zimmer geführt, wo die Kranzlbinderinnen waren. Diese gaben ihr das Kranzl auf einem Teller. Jedes Mädel hat jedoch außerdem ein kleines Büschel von Brautnmeiroch in der Hand gehalten und der

[148] Hier ist vielleicht auch Symbolik im Spiel, wie häufig bei der Verwendung der Raute in der Volkskunst.

Braut in die Hand gedrückt. Welches Mädel ihr zuerst das Büschel in die Hand gegeben hat, die heiratet zuerst. Von dem, was sie der Braut in die Hand drückten, wurde das Kranzl für den Bräutigam gemacht." Dieses entstand also aus einer Gabe sämtlicher Mädchen an den Hochzeiter, doch auf dem Weg über die Braut.

Alle diese Handlungen waren auch von Liedern begleitet. Das wichtigste Gottscheer Kranzbinderlied war das bereits bei H a u f f e n (Nr. 105) angeführte Lied:

's ischt haint a jünkwrâ wrêli (fröhlich) gebânen (gewesen),
wrêli brt (wird) shi nimrmear.
's hot haint a jünkwrâ reashlein gapröchn (gepflückt),
prachn brt shi nimrmear.
Wrêli kon shi böl (wohl) nöch shainan (sein),
jünkwrâ (Jungfrau) brt shi nimrmear.

Natürlich hatten auch hochdeutsche Lieder Eingang gefunden, die hier paßten: „Schön ist die Jugendzeit, sie kommt nicht mehr" (Göttenitz, Grafenfeld) oder „Wir winden dir den Jungfernkranz" (Grafenfeld). In allen Fällen tritt aber das eben angeführte gottscheerische Kranzbinderlied als Abschluß dazu.

Nur auf Gottscheer Lieder beschränkt ist, was ich aus Altlag und Mösel erfuhr. Das Kranzbinderlied war in Altlag das erste. Man sang es entweder während des Kranzbindens oder wenn die Braut hereingeführt wurde. Nach dem Erscheinen der Braut sangen sie: „O Bräut, bos bilscht du wr a Bräutmüatr hobn, o Jünkwrâ rein." Dann folgte das Abschiedslied: „Shö pahiat di Got, Mine, liabes mein, bir missn won dir heit Abschied nahm." In Mösel begann es ebenfalls mit dem Kranzbinderlied. Wenn man aber der Braut zutrank, sangen sie das Lied „Tschelline (Gesellin) tritt har und nimm das Glas und trink mit insh Gahannaisch-shegn. Gahannaish-shegn geah mit dir, Gahannaish-shegn bleib bei insh". [149] Also das bei einem Abschied übliche Trinken des geweihten Weines der Johannesminne. Daß da die Augen nicht trocken blieben, läßt sich leicht verstehen. Die Braut gab jeder Gespielin die Hand, küßte sie und nahm so Abschied von allen.

Dann aber kam doch der Tanz. Auch dafür gab es in einigen Orten eine bestimmte Abfolge. In Ebenthal nahm einer der beiden Brautführer die Braut und machte mit ihr den ersten Tanz, dann tanzte der Bräutigam mit einer Kranzljungfrau. In Lienfeld begann der erste Nochtrattare mit der Braut zu tanzen, ihm folgte der zweite, dann tanzte der Bräutigam mit den beiden Kranzljungfrauen und zuletzt Braut und Bräutigam miteinander. Nach ein bis zwei Stunden verschwand der Bräutigam, die Braut blieb noch eine Zeit bei den Mädeln. „Alle haben sie beglückwünscht und sie hat jede um Verzeihung gebeten, was sie ihnen Unrechtes getan hat, das war schön."

In der Schilderung der Gottscheer Zeitung aus dem ungenannten Ort geht hervor, daß das Brautpaar miteinander einen Solowalzer tanzte. Um das Brautpaar hatte sich ein Kreis der jungen Menschen gebildet, vorne die Mädchen und hinten die Burschen. An den Tanz schloß sich hier das von allen gesungene Lied „'s hot heint a jünkwrâ roashn gapröchn". „Gerührt stand die Braut noch einmal inmitten ihrer Freundinnen, den Begleiterinnen schöner Mädchenjahre. Sie nahm Abschied, so manche Träne floß. Jeder einzelnen drückte sie stumm die Hand. Es war ein großer Augenblick. Dann trat sie heraus aus dem Kreis — an die Seite ihres Bräutigams." Daß die nun einmal versammelte Jugend aber noch weiter feierte, nachdem sich die Brautleute zurückgezogen hatten, ist leicht verständlich. „Getanzt wurde noch bis über Mitternacht hinaus" (Rieg).

[149] Vgl. die Melodie im Kapitel über das Singen in der Gottschee.

5. Vor und nach der Trauung

Den Morgen des Hochzeitstages begann die Braut in ganz besonderer Weise. Es war eine Handlung in Stille, Einsamkeit und zu einem ganz eigenartigen Zeitpunkt: *vor Sonnenaufgang.*

Dies steht nicht für sich allein. Bei meinen Aufzeichnungen in den verschiedensten Gegenden in Europa und über sehr unterschiedliche Bräuche und Glaubensvorstellungen stieß ich immer wieder auf diese geheimnisvolle Spanne zwischen Nacht und Tag. Eine Zwischenzeit, allen Möglichkeiten offen im Nichtmehr und Nochnicht, bis der erste Sonnenstrahl Wende und Entscheidung bringt. Die Bedeutung der Zwischenzeiten offenbart sich am deutlichsten an den großen Wenden des Jahreslaufes. Nach alten Vorstellungen steht die Zeit in den mittwinterlichen Zwölften still, den „Internächten", ehe sich der neue Lauf der Sonne wieder in Bewegung setzt. In solchen Spannen hat der Mensch nicht nur nach dem Dichterwort eine Frage an das Schicksal offen. In dieser Zeit kann auch Wirkendes geschehen, denn die Waage steht in der Schwebe und jeder Richtung des Ausschlags offen. Daher die vielen Orakel und Versuche, in dieser Jahreswende die Zukunft nicht nur zu erkunden, sondern auch zu beeinflussen durch vorbedeutende Handlungen. Das Gottscheer Weihnachts- und Neujahrsbrauchtum bietet dafür auch die mannigfachsten Beispiele. [150] In dieser Entscheidungszeit tritt auch die Überwelt hervor, offenbart sich auf Erden. Solches beschränkt sich aber nicht auf die winterliche Wende. Auch bei der sommerlichen Umkehr treffen wir auf die Vorstellung eines Stillstandes und alle zukunftsweisenden und zukunftsgestaltenden Handlungen. [151] Vom Christlichen her kann auch der Zeitraum vom Karfreitag bis zum Ostermorgen als eine solche Entscheidungswende aufgefaßt werden und weist sich in seinem Brauchtum auch so aus. Eine solche Zwischenzeit aber bringt auch jeder Morgen „vor Tag und Tau". [152] Darum auch das Beginnen der Gottscheer Braut beim Heraufdämmern des Hochzeitsmorgens.

In weiten Teilen der Sprachinsel mußte die Braut vor Sonnenaufgang in den Obstgarten gehen und unter einem Baum beten, dann geht in Erfüllung, was sie erfleht. Sichtlich soll sie dem Baum nicht nur nahe sein, sondern mit ihm in direkter Berührung. Mehrfach ist erwähnt, daß sie den Baum bei diesem Gebet umarmen soll (Masereben, Grafenfeld, Altlag). Es soll ein grüner Baum sein (Masern), dann ist die Bitte erhört. Ober Gras betont sogar, ein immergrüner Baum. In Gehag bei Tschermoschnitz soll es ein Apfelbaum sein, „damit die Ehe fruchtbar wird", in Altlag, „daß die Kinder gesund werden", in Oberdeutschen muß es der schönste Apfelbaum sein. Spielt hier der Paradiesgarten herein? Und zwar nicht eigentlich der Baum der Erkenntnis, sondern jener zweite Paradiesesbaum, auf dessen Erwähnung man gewöhnlich nicht achtet, von dem die Bibel aber berichtet, daß er Unsterblichkeit verleihe? Ich setze die Stelle (Genesis 22) hierher: „Und Gott der Herr sprach: Siehe, Adam ist geworden wie unsereiner und weiß, was gut und böse ist. Nun aber, daß er nicht ausstreckt seine Hand und breche auch von dem Baum des Lebens und esse und lebe ewiglich!"

Den Apfel als Unsterblichkeit schenkende Lebensspeise kennen auch andere Religionen: die indische, die griechische (Äpfel der Hesperiden, der Baum sprießt auf beim Beilager des Zeus mit Hera), die skandinavische (Äpfel der Idun). Auch keltische Jenseitsgefilde — „Avalun" — sind Apfelhaine. Die Doppelheit der Bäume im biblischen Paradiese ist auffallend. Man könnte erwägen, ob die Rolle des Apfelbaumes beim Sün-

---

[150] Vgl. Kap. XV über die Weihnachtsbräuche.

[151] R. Wolfram, Die Jahresfeuer, Veröffentlichungen der Kommission für den Volkskundeatlas in Österreich Bd. 3, Wien 1972, S. 83.

[152] Ausführlich zu diesem Thema: Irmgard Waniczek-Wellert, Vor Sonnenaufgang, Diss. Wien 1975.

denfall nicht eine anders gewendete Abspaltung vom eigentlichen lebenspendenden Baume darstellt?

Es hat sehr den Anschein, daß sich im Gottscheer Brauch noch der Apfel als Symbol der ewigen Regeneration, als verjüngende, lebenserhaltende und Leben weitergebende Frucht spiegelt. So meilenfern braucht das nicht zu sein, bedenkt man, in welchem Maße auch die Märchen den Apfel des Lebens kennen. [153]

Verdreng hat bei diesem Baumbeten noch eine merkwürdige Zusatzmitteilung: „Es war ein eigener Baum, denn der Baum stirbt dann ab." Man fragt sich: wenn seine Kraft auf die junge Frau übergegangen ist? Das enge Berühren des Umarmens läßt sich ja wohl als ein Übertragen der Kraft deuten. Bei diesem Umarmen und Beten ist die Frau niedergekniet (Grafenfeld). Es scheint mir kaum zweifelhaft, daß wir in diesen Handlungen einen Nachklang der bei so vielen eurasischen Völkern verbreiteten Vorstellung vom „Baum des Lebens" vor uns haben. [154] Ein weiteres Zeugnis dafür, in welche zeitlichen Tiefen und archetypischen Bilder und Handlungen vieles im Gottscheer Brauchtum hinabreicht.

In einigen Orten ist dieses Wissen freilich schon unklar geworden. Etwa wenn die Braut in der Morgenfrühe statt unter einen Baum in eine nahe Kapelle geht, um zu beten (Altlag, Koflern). In Mösel erscheint noch ein anderer Bezug: „Die Braut soll früh aufstehen. Bevor die Sonne aufgeht, soll sie sich in einem reinen Wasser waschen und der Sonne entgegenschauen, dann bekommt sie schöne und gesunde Kinder." Hier ist also nicht der Baum Erscheinungsweise des Heiligen und Mittler seiner Kräfte, sondern Wasser und Sonne. Wir werden den Blick zum Himmel aus dem gleichen Wunsch für die Kinder bei der Trauung wieder antreffen.

Meine Angaben über das Baumbeten verteilen sich in der Gottschee so ziemlich über das ganze Gebiet, [155] nur Walden und die Moschenitze fallen aus mit den zwei Ausnahmen von Altlag und Gehag bei Tschermoschnitz. In der Unteren Seite habe ich auch nur einen Ortspunkt, nämlich Ober Deutschau. In der Literatur war das Baumbeten bisher kaum bekannt, Hauffen sagt nichts davon und W. Tschinkel [156] erwähnt es nur mit einem Satz ohne Einzelheiten und nur in der Meinung, daß „dieses Gebet Gott besonders wohlgefällig sei". Von den Hinweisen auf den Lebensbaum fehlt alles.

---

[153] K. Stroebe, Nordische Volksmärchen I, Jena 1915, Nr. 13, S. 68 ff.; J. und W. C. Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Göttingen 1850, Nr. 17, Nr. 121; O. Sutermeister, Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz, Aarau 1869, S. 60 f.; K. Müllenhoff, Sagen, Märchen, Lieder aus Schleswig, Holstein und Lauenburg, Kiel 1845, S. 416 ff.; E. Tegethoff, Französische Volksmärchen, Jena 1923, Nr. 14, S. 56 ff.

[154] Uno Holmberg, Der Baum des Lebens, Annales Academiae Scientiarum Fennicae, Ser. B, Bd. 16, Helsinki 1922—1923; H. Bergema, De Boom des Levens in Schrift en Historie, Hilversum 1938; L. v. Schroeder, Die Weltesche, Bayreuther Blätter 1916; A. Wünsche, Die Sagen vom Lebensbaum und Lebenswasser, Ex oriente lux I, Leipzig 1905; Jan de Vries, Altgermanische Religionsgeschichte, Bd. II, Berlin—Leipzig 1937, S. 402 f.; Mircea Eliade, Die Religionen und das Heilige, Salzburg 1954, bes. Kap. VIII. Einzubeziehen sind auch die zahllosen Darstellungen der Volkskunst, welche die Lebendigkeit der Vorstellung vom Lebensbaum bis ins 19. Jahrhundert anschaulich zeigen. Dazu auch Karl v. Spieß, Marksteine der Volkskunst, Bd. 2, Berlin 1942.

[155] Masereben, Morobitz, Ober Gras, Verdreng, Reichenau, Gehag bei Tschermoschnitz, Lienfeld, Obrern, Mitterdorf, Altlag, Oberdeutschau. In Katzendorf sagten sie nur: in der Früh muß die Braut ins Freie gehen, dann geht ein Wunsch in Erfüllung; in Koflern: manche sind in der Früh aufgestanden und beten gegangen zum Bilde Maria Schmerzen. Altlag gab an: um zwei oder drei Uhr in der Früh aufstehen, in eine Kapelle und beten. Noch vor wenigen Jahrzehnten (Aufzeichnung 1941) war es aber so: wenn die Braut am Hochzeitsmorgen zu einem grünen Baum geht, ihn umfaßt und betet, werden ihre Kinder alle gesund. Viele aber wissen nichts mehr von diesem Brauch.

[156] Gottscheer Volkstum, S. 11.

Damit ist die Rolle des Baumes bei der Gottscheer Hochzeit aber noch nicht ausgespielt. Selbstverständlich kennt man ihn auch als Schmuck. Beide Hochzeitshäuser sind festlich geputzt mit Blumen und Kränzen. Im Brauthaus und Bräutigamshaus ist der Eingang gerahmt von zwei „Tâschlain" (Tännlein), welche die Burschen aufgestellt hatten. [157] Dazwischen ist eine Inschrift, die in Unter Loschin an der nach außen gewandten Seite die Worte „Herzlich willkommen den Gästen" zeigte und auf der nach innen gewandten „Viel Glück dem Brautpaar". Über das Schmückende hinaus kann diesen Bäumen, die bis Skandinavien verbreitet sind, aber noch eine tiefere Bedeutung innewohnen. In Bayern z. B. bleiben die Hochzeitsbäume zu beiden Seiten der Tür in den Hof stehen. Übers Jahr, nach der Ankunft des ersten Kindes, werden sie erst umgeschnitten, sichtlich auch hier eine Beziehung von Baum und Weitergabe des Lebens. Eine Verbindung von Baum und Fruchtbarkeit läßt auch das „Wiegenholzführen" in der „Buckligen Welt" in Niederösterreich erkennen. [158] Es ist das Einbringen eines frisch gefällten Baumes in den Hof der Hochzeiterin und das Absägen eines Stammstückes, aus dem eine Wiege verfertigt werden soll.

Noch in einer dritten Rolle erscheint der Baum bei der Gottscheer Hochzeit. Es handelt sich um die sogenannte *„Fahne"* (vgl. die Verbreitungskarte). Darunter ist keine wirkliche Fahne zu verstehen, wie sie der slawische Hochzeitsbrauch kennt, wo die Burschen rote Fahnen aus Tuch mitführen und schwenken. Die Gottscheer Fahne bestand aus zwei oder vier Meter hohen Tannen, die im Abstand von etwa zwei Metern voneinander durch zwei waagrechte Querlatten miteinander verbunden waren. Über die Querlatten war ein Tuch gespannt mit einer Inschrift wie „Gott segne das Brautpaar" oder „Hoch lebe das Brautpaar". Außerdem waren an den Querlatten — oft in drei Reihen — schöne farbige Kopftücher oder Schultertücher der Mädchen geknüpft. Als Bäume wurden in der Regel Tannen benützt, an deren oberen Ende die Wipfel belassen und mit Bändern geschmückt waren; nur Göttenitz kannte auch Birken. [159]

Das Herrichten und Tragen dieser sogenannten „Fahne" war Sache der Burschen. Zuweilen mit Spaß verbunden wie in Ebenthal, wo die Burschen verkleidete Lustigmacher waren. Sonst aber scheint es sich doch um etwas Ernsthaftes gehandelt zu haben. In Altlag und Grafenfeld ist bezeugt, daß die Brautleute zwischen den Bäumchen und unter der Fahne gegangen sind. Wurde im Wagen in eine andere Ortschaft gefahren, gab man die Bäumchen vorne auf den Wagen der Hochzeiter hinauf (Göttenitz). Oder die Bäumchen wurden zu Fuß getragen, so lange es langsam und feierlich zur Kirche ging, beim Zurückfahren aber, wo man fröhlich trabte, stiegen die Burschen mit der Fahne auf die Seitenbretter des Wagens und fuhren so mit.

Diese Fahne ist anscheinend doch mehr als eine bewegliche Triumphpforte. Daß sie über die Brautleute gehalten wird, läßt an den „Brauthimmel" denken, der in den Hochzeitsbräuchen verschiedener Völker, z. B. in Skandinavien, vorkommt. Vielleicht ordnet sich hier ein sonst eher seltsamer Brauch ein, der aus Hasenfeld bezeugt ist: „Der Trauzeuge hielt einen offenen Schirm über das Haupt der Braut, wenn der Hochzeitszug mit Musik durch die Felder zum Kirchlein zog, das außerhalb der Ortschaft lag. Ob Frühling, Sommer, Sonnenschein oder Wind, ein aufgespannter Regenschirm mußte immer mitgetragen werden. Das sollte die Gegend vor Schauerwetter (Hagelschlag) bewahren."

Die Tatsache, daß die „Fahne" in ihrem Grundgerüst aus zwei geschmückten Bäumchen bestand, läßt auch an das im Hochzeitsbrauch vieler Völker im Zug mit-

[157] Altlag, Grafenfeld, Rieg, Suchen, Nesseltal, Katzendorf, Mrauen, Warmberg, Komutzen, Steinwand, Unter Loschin, Reichenau, Reintal, Göttenitz.

[158] A. Haberlandt, Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs Bd. 2, Wien 1959, S. 130 f.

[159] Masereben, Ebenthal, Altlag, Grafenfeld, Schalkendorf, Langenton, Reichenau, Lienfeld, Koflern, Mitterdorf, Göttenitz.

getragene geschmückte Hochzeitsbäumchen denken; ein Brauch, der besonders bei den slawischen Völkern hervorsticht.[160] Nach Zelenin[161] ist er allerdings den Griechen entlehnt. Im Brautzug wird ein kleines geschmücktes Bäumchen mitgetragen, wie ich das auch bei deutschen Hochzeiten in den Karpathensprachinseln selbst erlebte. Das Bäumchen kann bei den Slawen auch die Form eines geschmückten und früchtebehangenen Zweiges haben, der im Hochzeitsbrot steckt. Jedenfalls ist die symbolträchtige Rolle des Baumes bei der Hochzeit unverkennbar und besitzt mannigfaltige Formen. Vom gewachsenen Baum bis zu den aufgepflanzten und den mitgetragenen, beweglichen. Das lassen auch die deutschen Bräuche erkennen. In Thüringen wurde vor das Hochzeitshaus ein einzelner „Hochzeitsbaum" gepflanzt. Dieser — eine sehr hohe Fichte, der abgeschälte Stamm mit Girlanden umwickelt, der Wipfel mit Blumen und Bändern geschmückt — bleibt vor dem Hause so lange stehen, bis im Dorf die nächste Hochzeit gehalten wird. Zu den beweglichen Bäumen gehört der bändergeschmückte Maibaum auf dem Kammerwagen. Sogar der ganze Weg vom Hochzeitshause bis zur Kirche kann mit Tannenbäumchen besetzt sein.[162] Die Doppelheit der Bäumchen in der Gottscheer Fahne ließe sich auch so deuten, daß für jeden Teil des Brautpaares ein Bäumchen bestimmt war. Ein Beleg spricht auch nur von zwei Bäumchen ohne Querverbindung.



Die „Hochzeitsfahne" aus zwei Bäumchen
Entwurf: Prof. Dr. R. Wolfram

[160] J. Piprek, Slawische Brautwerbungs- und Hochzeitsgebräuche, Stuttgart 1914.
[161] D. Zelenin, Russische Volkskunde, Berlin 1927, S. 306.
[162] P. Sartori, Sitte und Brauch, Handbücher zur Volkskunde V, erster Teil, Die Hauptstufen des Menschendaseins, Leipzig 1910, S. 84. „Der Maie wird bisweilen von Schweden bis Steiermark wie ein Weihnachtsbaum geschmückt, als ‚Brautbaum' auf den Tisch gestellt und umtanzt", E. Fehrle, Deutsche Hochzeitsbräuche, Jena 1937, S. 47.

Wenn man sich zur Haupthandlung des Tages rüstete, versammelten sich die jeweiligen Verwandten im Hause des Bräutigams und der Braut, auch Nachbarn und Jugendfreunde. Nun wurde von der Braut um den Bräutigam geschickt. Nach alter Sitte waren dazu zwei Kranzljungfrauen und zwei Nochtrattare ausersehen. Einst, als die Wege in der Gottschee zumeist noch sehr schlecht waren, wurde geritten, später in geschmückten Wagen gefahren, besonders wenn ein Teil des Brautpaares in einer anderen Ortschaft wohnte. Im Brauthaus geleitete die „Viererin" nunmehr die inzwischen in die Festtracht gekleidete Braut in die Stube, wo die ganze Verwandtschaft ihrer harrte.

Der Bräutigam ließ jedoch nicht selten auf sich warten, denn er hatte *Straßensperren* zu überwinden, welche die Ortsburschen errichteten. Dieses Wegversperren und Freikaufen des Durchzuges — ein Abfinden der Burschenschaft — ist überaus weit verbreitet, sogar über Europa hinaus. [163] Dabei vereinigen sich mehrere Motive. Nicht allein um einen Trennungsritus von den Altersgenossen geht es, sondern auch um eine öffentliche Bekundung der Hochzeit, was man als Hochzeitsgang „zu kirchen und straßen" in den alten Quellen bezeichnete, somit auch eine Rechtshandlung. Der vorgeschriebene „Gang" zur Kirche — zumindest auf dem letzten Wegestück — könnte sich in der sonst nicht leicht zu durchschauenden Vorschrift in Komutzen spiegeln, daß die Braut auf jeden Fall zu Fuß zur Kirche gehen mußte, „und wenn es drei Stunden weit war". Das Abfinden der Burschenschaft aber enthält neben dem Motiv des Abschiedstrunkes auch eines der Begrüßung, zumal wenn es um den Einzug eines neuen Gemeindegliedes in die andere Dorfgemeinschaft geht.

Aus der Gottschee besitzen wir zahlreiche Schilderungen vom „Vrschperrn". Vorwiegend geschah es, wenn der Bräutigam die Braut aus einem Ort fortholte, aber es wurde auch abgesperrt, wenn beide im gleichen Dorf lebten. Die Handlung wurde sichtlich als ein notwendiges Glied im Hochzeitsablauf betrachtet. Darum meinte man in Masereben, „wenn sie nicht absperren, wird es nicht glücklich". Das Sperrgeld, wie auch das Fahnengeld, „tun die Burschen am Sonntag nach der Hochzeit mit den Mädeln verlustigen". Wie es beim Wegabsperren zuging, wurde schon in den drei einleitenden Gesamtschilderungen angedeutet. Manchmal dauerte es eine halbe Stunde und mehr, bis der Durchgang nach vielen Scherzreden und Verhandlungen erkauft war. Wenn der Brautführer gut zahlte — er war der Verhandlungsführer — jucherzten die Burschen und schossen mit Böllern (Koflern). „Mitunter werden von eifersüchtigen Burschen sehr hohe Preise verlangt und förderten sogar schon Raufereien zutage. Das Wegabsperren wird gemacht, ob der Bräutigam von auswärts kommt oder nicht" (Grafenfeld). Wenn eine Braut oder ein Bräutigam durch drei bis vier Dörfer mußte, ging es nirgends ohne Zahlen ab (Reichenau). Das war somit ein Durchzugsgeld, kein Lösen und Aufnehmen im engeren Sinne. „Der Bräutigam hat ein Faßl Wein zahlen müssen, sonst haben die Burschen die Braut nicht aus dem Ort gelassen. War sie vom eigenen Dorf, mußte der Bräutigam schon am Sonntag vorher Wein zahlen, weil die Burschen a Madl riskieren" (Suchen). Beim Wegabsperren wurde auch mimisch allerlei lustig angedeutet, was auf die Brautleute Bezug hatte, worin auch ein Stück scherzhaften Rügegerichtes steckte. Kein Wunder, daß sich die Ankunft des Bräutigams verzögerte.

Wenn der Erwartete mit seiner Begleitung endlich vor dem Hause erscheint, sucht ihn die Braut — hinter dem Fenster versteckt — zuerst zu erblicken. Dies war in der ganzen Gottschee üblich. Das zuerst Erblicken wurde noch durch eine besondere Handlung verstärkt: sie mußte dabei durch den Ring schauen. Die Begründung dafür wechselt: „Dann ist er ihr treu" (Ebenthal); „dann bekommt sie schöne Kinder" (Mösel); „daß die Kinder ähnlich werden" (Merleinsraut); „wenn sie ihn beim Abholen früher sieht, werden

[163] D. Dünninger, Wegsperre und Lösung, Formen und Motive eines dörflichen Hochzeitsbrauches, Berlin 1967.

die Kinder ihr ähnlich und umgekehrt" (Graflinden); „dann werden die Kinder ihm ähnlich" (Prerigl); „dann hat sie die Hosen an" (Rieg). Unwillkürlich erinnert man sich dabei eines anderen Gottscheer Glaubens, „wenn man einen Jäger durch einen Ring ansieht, dann schießt er nichts" (Mösel). Es hat also vielleicht etwas mit Macht gewinnen und Vorherrschaft zu tun. Um die ging es ja ziemlich unverblümt auch bei anderen Handlungen, von denen gleich zu berichten sein wird.

Mit dem Eintreffen des Bräutigams vor dem Brauthause beginnt eine Serie von Handlungen des Lösens der Braut aus ihrem alten Sippenverband und des Eingliederns in den Verwandtenkreis des Mannes. Sie enthalten Abschieds- und Einführungsformeln. Beiden gemeinsam ist das Motiv des „verschlossenen Hauses", sowohl beim Abholen wie beim Neueintritt.

Das Bräutigamsgefolge findet das Haus der Braut versperrt vor. Nichts rührte sich. Dreimal wird an die Türe geklopft. Und nun entwickelt sich ein Spiel, das in der ganzen Sprachinsel mit Ausnahme von Walden bezeugt ist. Von drinnen wird gefragt, wer draußen ist? „Der Bräutigam." „Davon wissen wir nichts, das ist nicht das rechte Haus, fragt beim Nachbarn." „Inshr dai scheanai Praüt geit insh äußar." Die Ankömmlinge geben nicht nach und so öffnet sich schließlich die Türe ein wenig und eine Strohgestalt fliegt heraus. „Das ist nicht die richtige, wir wollen eine andere Braut." Der Reihe nach erscheinen verschiedene andere Ersatzgestalten: ein altes Weib, die Köchin, die Kranzljungfrau und schließlich kommt doch die Braut selbst in ihrem Hochzeitsstaat.

Das *Brautgewand* nach alter Sitte war wohl die übliche heimische Tracht, aber aus feinem, weißen Linnen und reicht gestickt. Es hat — nach W. Tschinkel[164] — acht Zwickel und ist ein hemdartiges, längs- und quergefältetes Kleid. Das Brauttüchlein war weiß, am Rande fein ausgestickt und „zurückgebunden" (im Nacken gebunden). Grünes Kränzlein, Krone und Myrthenkranz wurden schon beschrieben. Das Brauttuch war ein festliches Umhängetuch, das in der Gegend der „Unteren Seite" voll mit kleinen Maschen besetzt war. Hauffen (S. 80) erwähnt noch eine schwarze Joppe, die nur bei Trauungen getragen wurde. Nur die reicheren Frauen besaßen eine solche Joppe, die ärmeren liehen sie sich aus. Der Bräutigam trug in den späteren Zeiten nicht mehr die alte Gottscheer Männertracht, sondern einen dunklen Anzug, links an der Brust ein „Myrthenpeschle" und darunter das mit rotem Faden gebundene kleine grüne „Kranzle".

Zu den wichtigen Handlungen bei der Begrüßung des Bräutigams gehörte das *zeremonielle gemeinsame Trinken*. Es war „Johannessegen" (Masereben, Mitter Gras). Braut und Bräutigam tranken ihn eingehängt, wie es beim Bruderschaft-Trinken üblich ist (Rieg). Wir kennen das feierliche Bekräftigen einer Gemeinschaft durch einen Trunk aus vielen Bräuchen. Ich erinnere nur an die Annahme eines Glases Wein als Verpflichtung beim Werben für die ungarische Armee bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, oder das alte „Minnetrinken". Dem ging in Hohenberg das Überreichen des Hochzeitsstraußes voran. „Der Bräutigam hat das Bukett getragen, die Braut hat gekniet und er hat ihr das Bukett überreicht. Wenn er ins Zimmer kam, wurde gesungen."

Dann kam der feierliche Augenblick des *Elternsegens*. Ein weißes Tuch wurde aufgebreitet und Braut und Bräutigam knieten vor den Brauteltern nieder. Die Tochter bedankte sich für alle Liebe und bat um Verzeihung für jede angetane Kränkung. Die Mutter besprengte beide mit einem in Weihwasser getauchten grünen Zweiglein, machte ihnen das Kreuzeszeichen auf die Stirne und sprach einen Segen. Daß es dabei nicht ohne Rührung abging, ist verständlich. Der Bräutigam hatte schon vor dem Scheiden aus seinem Hause in ähnlicher Weise den Segen seiner Eltern erhalten.

---

[164] Wörterbuch der Gottscheer Mundart I, S. 76.

Aus Merleinsraut, also dem Suchener Hochtal, das so viel Eigentümliches und Altertümliches bewahrt hatte, kam noch die Mitteilung von einer besonderen Handlung. Nach dem Segen standen alle Hochzeitsleute in einem Kreis beisammen und die Mutter ging dreimal um sie herum und besprengte alle mit dem Weihwasserzweiglein. Auf meine Frage, in welcher Richtung sie herumging, ergab sich, daß das immer in der Gegenrichtung zum Laufe des Uhrzeigers geschah, also „gegensonnen". Das ist der uralte Abwehrkreis, der Böses ausschließen soll.

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß der „Johannessegen" an und für sich ein Abschiedstrunk ist, den man auch vor Antritt einer Reise trinkt.

„Wenn sie die Braut hinausführen, wirft der Brautführer das Trinkglas der Braut über das Dach. Wenn es zerbricht, bringen die Scherben Glück" (Göttenitz, Masern); überhaupt muß bei der Hochzeit etwas zerschlagen werden, „das ist Glück" (Morobitz). Das Werfen eines besonderen Gegenstandes über das Hausdach kommt bei verschiedenen Bräuchen vor. Besonders reich bezeugt ist in Südtirol und Salzburg das Werfen eines geweihten Ostereies über das Hausdach. Dabei spielt der Glaube an einen segnenden Schutzkreis über dem Hause mit. Andererseits soll aber — wie hier — ein Gefäß, das zu solch wichtiger Handlung verwendet wurde, keinem weiteren profanen Gebrauche dienen. Und natürlich und letztlich bedeuten eben Scherben auch Glück. Hauffen (S. 81) erwähnt, daß sich die Braut nach der Trauung ehemals auf das Pferd zu dem Bräutigam schwang, mit ihm einen Krug Wein trank und dann den Krug über den Kopf (also nach hinten) zu Boden warf. Davon erzählten sie mir bei meinen Befragungen nichts mehr. In Kärnten (Radenthein) erlebte ich es, daß beim Gang zur Trauung vor der Kirche vor der Braut ein Krug zu Boden geworfen wurde. So viel Scherben, so viel Kinder, hieß es.

Aus Suchen — wieder dem gleichen Hochtal — erfuhr ich noch von einer weiteren bemerkenswerten Handlung: „Eine alte Frau ist gekommen mit einem Besen und ist herumgerannt um das Brautpaar und hat ausgekehrt, wenn die Braut aus dem Haus ist beim Abholen." Ein ganz ähnliches zeremonielles Kehren, das in einen weiten Zusammenhang gehört, erlebte ich bei einer Siebenbürger Hochzeit in Urwegen. Da wurde die junge Frau am Morgen nach der Hochzeitsnacht im Feststaat der jungverheirateten Frauen zur Kirche geleitet. Vor und hinter ihr knallte je ein Mann mit einer Peitsche und vor ihr kehrten zwei Mädchen symbolisch mit Besen. Gewiß kein bloßes Straßenreinigen, sondern wie das Peitschenknallen eine Handlung, die etwas bedeutet. [165]

Über die *Reihung des Zuges* beim Gang zur Kirche gibt es einige Angaben. Der Musikant ging üblicherweise als erster. Dann folgte in Ebenthal die von zwei Burschen getragene Fahne. Im genannten Ort, aber auch in Mösel, Grafenfeld und überhaupt im Vorland kommt als nächste die Braut, geleitet vom Brautführer oder den Nochtrattarn. Dann folgte der Bräutigam mit den Kranzljungfern, die für sich gehenden Beistände, die beiderseitigen Eltern und dann alle anderen. In Mösel gehen der Staraschiner und die Viererin miteinander. Dagegen kam in Lichtenbach der Bräutigam mit seinen Kranzljungfern vor der Braut. An die Hauptpersonen schlossen sich dann die übrigen Verwandten, Freunde und Nachbarn, alle paarweise.

Bei jedem Neubeginn finden sich *vorbedeutende Handlungen*, denken wir nur an das Neujahrsbrauchtum. Auch bei der Hochzeit fehlt dergleichen nicht. So soll die Braut ein Geldstück im Schuh haben, damit ihr im künftigen Leben nie das Geld ausgeht. [166]

[165] R. Wolfram, Die Kehrgestalt im europäischen Brauchtum, in: Volkskultur, Mensch und Sachwelt, Festschrift f. F. C. Lipp, Wien 1978, S. 335—350.

[166] Masereben, Grafenfeld, Rieg, Kotschen und überhaupt im Hinterland, Hinterberg, Merleinsraut, Tschermoschnitz, Katzendorf, Reichenau, Mairle, Koflern, Mitterdorf, Göttenitz, Altlag.

In Katzendorf hatte sie — wenn man um den Altar geht — Geld in der Hand, von dem sie aus dem gleichen Grunde etwas auf den Boden fallen ließ. Ferner hatte sie Hirse- oder Getreidekörner bei sich, dann würde es nie an Brot fehlen. [167] Streute die Braut das mitgetragene Korn dann in den Viehstall, kam kein Unglück über das Vieh. [168] In Grafenfeld hatte sie auch einen Zwirnsfaden bei sich. Schließlich sollte die Braut aber als Schutz auch „etwas Geweihtes in der Brust haben, sonst geht die Hex mit" (Rieg). Vorbedeutend war es auch, wenn die Braut (nach Hauffen, S. 81) bei der Trauung in der Kirche unbemerkt einen Apfel fallen und nach rückwärts rollen ließ, damit sie leichter gebäre.

Bei der Trauung selbst gab es eine Fülle von Meinungen und Orakeln. Zunächst gehörte es zu den üblichen Vorsichtsmaßnahmen, daß die Brautleute bei der Trauung eng beisammenstanden und keinerlei Zwischenraum zwischen sich ließen, „damit nichts dazwischen kommt" (Hohenberg, Koflern, Mitterdorf). Es sollte auch niemand zwischen ihnen durchsehen können. Darum wurden sie durch die hinter den Brautleuten stehenden Helfer abgedeckt. Das konnte der Brautführer sein (Masereben), die Brautführerin (Mitterdorf), die Trutschinerin (Göttenitz) oder die Kranzljungfern (Koflern). [169]

Die Blicke der Hochzeitsgäste waren auch auf die Altarkerzen gerichtet. Brannten beide Kerzen schön, würden sie gut zusammenleben, wenn sie flackerten, nicht (Mösel). Brannte nur eine Kerze ruhig und die andere flackerte, so zog man daraus Schlüsse, wer den anderen überleben würde. [170]

Zu den kleinen menschlichen Schwächen gehört es auch, daß nicht wenige Gedanken darauf gerichtet sind, das Glück ein wenig zu korrigieren in bezug auf das Zusammenleben. Es sind beachtlich viele Angaben vorhanden, was die Braut heimlich tun soll, damit sie in der Ehe die Oberhand behält. Am meisten verbreitet war der Versuch, beim Niederknien vor dem Altar auf einem Rockzipfel des Bräutigams zu knien. [171] Das galt auch, wenn man sich zum Hochzeitsmahl niedersetzte, da mußte man versuchen, auf einem Rockzipfel des Ehemannes zu sitzen. Früher merkte man das nicht so, als der Bräutigam noch die alte Tracht mit dem langen Rock trug. Etwas handgreiflicher war es, wenn die Braut versuchte, ihm beim Hineingehen in die Kirche auf die Fersen zu treten (Merleinsraut) oder vor dem Altar auf die Zehen (Grafenfeld), „aber sie haben das nicht wollen" (Merleinsraut). Das Knien auf dem Rockzipfel kennen übrigens auch die Slowenen, es scheint eine ziemlich allgemeinmenschliche Sache zu sein. Ein Mittel zum Erringen der Herrschaft sollte es in Morobitz auch sein, wenn die Braut beim Eintritt in die Kirche in die Fußstapfen des Bräutigams trat. Hier sieht die Wissenschaft aber auch noch andere Möglichkeiten der Deutung, die vergessen worden sein könnten, nämlich von den Adoptionsbräuchen her. Schließlich gab es noch einen kleinen Kunstgriff. Wenn sie sich gegenseitig die Ringe ansteckten, krümmte man den Finger ein wenig, so daß der Ring nicht ganz hinaufging. Das letzte Stück schob man dann selbst (Mitterdorf, Unter Loschin). So errang keiner über den anderen die Oberhand. [172]

Viele Gedanken gelten den *künftigen Kindern.* Das beginnt am Hochzeitsmorgen mit dem Baumbeten oder dem Blick gegen die aufgehende Sonne. In Grafenfeld und

---

[167] Grafenfeld, Ober Gras, Reichenau, Koflern, Altlag.

[168] Tschinkel, Gottscheer Volkstum, S. 13.

[169] Das enge Zusammenstehen kennt auch der deutsche Brauch: Baden, Schlesien, Westböhmen usf. Sartori, Sitte und Brauch Bd. 1, S. 88.

[170] Masereben. Ebental, Altlag, Verdreng, Reichenau, Mitterdorf, Göttenitz, Grafenfeld.

[171] Masereben, Tschermoschnitz, Verdreng, Katzendorf, Stockendorf, Unter Loschin, Reichenau, Koflern, Mitterdorf.

[172] Fast in ganz Deutschland suchte man beim Ringwechsel den Daumen oben zu haben, dann sicherte man sich die Herrschaft im Hause. Ähnlich verbreitet war des Treten auf den Fuß. Sartori, a. a. O., S. 87.

Koflern blickte die Braut beim Verlassen des Elternhauses zuerst zum Himmel empor, dann bekamen die Kinder schöne Augen und wurden überhaupt schön. In Altlag sollte die Braut beim Abholen nicht den Bräutigam anschauen, sondern nur seinen Blumenstrauß, dann würde sie schöne Kinder haben. Schön wurden die Kinder auch, wenn man beim Eintritt durch die Kirchentüre gerade voraus zum Altar blickte (Mairle). Blickte die Braut zum Himmel empor, wenn sie den ersten Schritt aus der Kirche tat, bekamen die Kinder klare Augen (Mitterdorf). Eine der erstaunlichsten Mitteilungen erhielt ich aus Mairle: „Wenn sie zur Trauung geht, wenn sie vom Haus herausgeht und wenn sich die Hausleut melden, dann kommen die Kinder auf die Art zurück, dann sind sie den Leuten ähnlich. Wenn sie gerufen hat, Mutter, oder so."

In Mösel und im ganzen Hinterland, aber auch in Altlag und Koflern, aß die Braut vor der Trauung kein Fleisch. Andernfalls hätte sie künftig Unglück im Viehstand. Hingegen bedeutete es in Rieg ein gutes Gedeihen der Schweine, wenn die Braut vor der Trauung aus einer in das gereinigte Schweineschaff gestellten Schüssel etwas aß. Glück mit dem Viehstand versprach es auch, wenn die junge Frau beim Betreten ihres neuen Heimes ein wenig mit dem Fuß gegen das Schweineschaff stieß.

Wenn das Brautpaar — nun Seite an Seite — die Kirche verließ, bekamen die Kinder des Dorfes auch etwas ab. In älteren Zeiten „hat a jeder a Tüchl voll Brot mitgehabt und hat ausgeworfen, wenn sie von der Kirche herausgekommen sind" (Altlag, Reichenau). In Göttenitz geschah das Brotausteilen früher auch beim Verlassen des Brauthauses. Dazu muß man sich vor Augen halten, daß Brot in der Gottschee früher etwas sehr Kostbares war. Später warfen sie Geld aus an die Kinder (Altlag, Göttenitz), in Ebenthal machte dies der Brautführer. Die neue Zeit spiegelt sich darin, daß in Verdreng zuletzt Schokolade ausgeworfen wurde.

Der weitere Verlauf des Tages hängt davon ab, wo das Mahl eingenommen wird. In Rieg war es Brauch, daß man nach der Trauung in die Gasthäuser ging und überall ein paar Liter Wein trank, den sogenannten „Stehwein", ehe das Mahl an die Reihe kam. Dieses selbst konnte in einem Gasthaus stattfinden oder aber im Braut- oder Bräutigamshaus. Wenn er zugeheiratet hat, in seinem Haus, wenn sie fortgegangen ist, in ihrem Haus. Letzter Einzug ist jedenfalls da, wo das Mahl ist.

Nach dem Verlassen der Kirche trat die Fröhlichkeit in ihr volles Recht. Sie äußerte sich ja schon beim Hochzeitszug darin, daß in Ebenthal z. B. die Burschen, welche die Fahne trugen, sich komisch verkleideten und allerlei Späße machten. Das Ausspielen beim Mautmachen bot weitere Anlässe. In Grafenfeld erzählten sie von „Pojazzara" in bunten Kleidern, ähnlich wie zur Faschingszeit. Zum Gaudium des ganzen Hochzeitszuges brachten sie lustige Reden und Reime vor, bald waren sie vorne bei den Musikanten, bald liefen sie um den Hochzeitszug und gingen hinterher usf.

Natürlich war auch das *„Brautstehlen"* mit Spannung und Spaß verbunden. Auf diese Attacken mußte man seit dem Verlassen der Kirche gefaßt sein und die Hüter der Braut hatten genug zu tun. Dies um so mehr, als es ein Wegabsperren auch noch nach der Trauung gab, wo sich leicht eine Gelegenheit bot, die Braut heimlich zu entführen (Göttenitz). Rieg und Nesseltal berichteten, daß es sogar ein Brautstehlen schon vor der Trauung gab. In einem solchen Falle mußte die Braut durch ihre Leute ausgelöst werden, im anderen durch jene des Bräutigams. Gewöhnlich aber geschah das Brautstehlen erst nach dem ersten Tanz. Dann ging ein lustiges Suchen an, auch am hellen Tag mit brennender Laterne. Die Entführte wurde entweder in ein anderes Haus gebracht oder in einem Extrazimmer versteckt, ja es war sogar vorgekommen, daß sie in einen Kasten gesperrt wurde. Übrigens war nicht allein die Braut in Gefahr. Manchmal wurde auch der Bräutigam geraubt, und natürlich von der Weiberseite.

6. Mahl und häusliches Fest

Zum Mahl mußten die Gäste oft einzeln mit Musik abgeholt werden (Merleinsraut, Rieg, Mrauen). Es dauerte ein bis zwei Stunden, bis alle beisammen waren. Inzwischen hatten die Teilnehmer des Brautzuges vorläufig Platz genommen, während die Brautführer und Kranzljungfern die Leute herbeibrachten.

Beim Mahle selbst gab es eine überlieferte Sitzordnung. Das Brautpaar sitzt natürlich beisammen, an ihrer Seite die Vierarin, an seiner der Staraschiner (Mösel, Grafenfeld, Mairle, Koflern). Üblicherweise schließen sich daran auf der einen Seite die Eltern des Bräutigams, auf der anderen die Eltern der Braut. Bei Hochzeiten in Mairle saßen — wenn das Mahl im Brauthause stattfand — die Leute des Bräutigams beim Tisch und die Leute der Braut draußen in einem anderen Raum, fand das Mahl im Bräutigamshause statt, war es umgekehrt. In Mairle und Grafenfeld mußte die Viererin der Braut das Fleisch vorschneiden, in Tschmermoschnitz, Preriegl, Rieg und im Hinterland bediente der Staraschiner die Brautleute in dieser Weise. Oder das Zerschneiden und Austeilen überhaupt für die gesamte Gesellschaft fiel dem Staraschiner zu, wie dies in Ebenthal schon beschrieben wurde.

Ehe man mit dem Essen begann, betete der Staraschiner vor und bat um Segen für die Brautleute (Morobitz). Die Speisenordnung wies den bei bäuerlichen Hochzeiten üblichen Umfang auch in der Gottschee auf. Rindsuppe mit Nudeln war immer das erste. Die Suppe war entsprechend ausgiebig, denn es wurden auch fette Hennen mitgekocht. Nicht fehlen durfte Rindfleisch mit gerösteten Erdäpfeln und Zwiebelsoße. Auf großen Tellern lag geschnittenes „Schartlbrot". [173]

Im Laufe des Abends kamen noch weitere Gänge: Kalbsbraten mit grünem Salat und roten Rüben, Brathühner mit Reis und Erdäpfelsalat. Wenn die Hühner aufgetragen wurden, sang man im Hinterland ein eigenes Lied. Nach dem Tanz gab es „Pfonzaitlein" (Schneebälle oder Strauben, mit Staubzucker überstreut) und nach Mitternacht die berühmten Gottscheer „Pobolitzen", die nie fehlen durften. Krapfen und Bäckereien vervollständigten die Speisenreihe. „Unwahrscheinlich viel Mehlspeisen" werden aus verschiedenen Orten bezeugt. Aus Merleinsraur lernten wir bereits als Besonderheit die im Ganzen belassenen, gebratenen und gefüll en Schafe kennen, die auf einem Blech auf dem Kopf hereingetragen wurden und die in der mannigfachsten Weise mit Hilfe von eingestochenen Holzspießen geschmückt waren. Ich füge als weiteres Beispiel an, was sie mir aus Suchen erzählten: „Zum Schluß ist das große Lamm gekommen zum Aufteilen, gebraten. Spieße aufgestellt und Krapfen oder Strauben daraufgesteckt, und beim Hals ein Mascherl. Und der das gebracht hat, hat sich maskiert und da sein's g'hupft und haben ‚mäh' g'schrien, und ‚was gibst du dafür?' Und sie haben gehandelt. Dann haben sie es zerschnitten, was blieben is, hat man den Gästen mitgegeben."

Kinder und junge Leute warteten heimlich an der Türe und schlüpften, wenn sich Gelegenheit ergab, rasch unter den Tisch. Dort zupften sie die Gäste und baten auch um einen Anteil, der ihnen nicht verweigert wurde. Die Männer wurden bei den Hosen gezupft, die Frauen an den Kitteln. Das galt nicht als Bettelei, sondern war ihr Recht. [174] „Muama (Muhme), a pese Vloisch (Fleisch)! Vettr, gabn tuat mr lai an Poindle (Beinchen)! Epos von a Kropfn! A Schtikle Schartlproat!" Natürlich war das Zupfen für die

[173] Der Name kennzeichnet das Hin und Her im kulturellen Zusammenleben mit der slawischen Umwelt. Diese Art Guglhupf aus Eiern, Milch, Butter und Zucker ist eine Rückentlehnung aus slowenisch „Sartelj" = Guglhupf, das seinerseits aus dem mittelhochdeutschen „schart" = Röstpfanne ins Slowenische entlehnt worden war.. E. Kranzmayer, Kärntner Bauernkost, Carinthia, 139. Jg., Klagenfurt 1949, S. 2, 3.

[174] Grafenfeld, Lichtenbach, Rieg, Nesseltal, Stockendorf, Langenton, Koflern, Reintal usf.

Kleider so eine Sache und daher blieben auch die Ermahnungen nicht aus: „Et (nicht) moch mr main Kittl vlakig! Et paschmir mr main Shüntoghoshn (Sonntagshose)!"

Im Hochzeitsbrauchtum spielt der *Tanz* nicht nur als Unterhaltung, sondern auch als zeichenhafte Handlung eine wichtige Rolle. Das gilt besonders für den ersten Tanz der Braut. In späteren Zeiten begann das Tanzen nach dem ersten Essen, einst soll die Braut vor Mitternacht nicht getanzt haben (Nesseltal). Für den Eröffnungstanz gab es zwei Formen: Entweder tanzte das junge Paar miteinander zuerst einen Solowalzer, [175] oder es wurde gesagt, „nun wollen wir doch sehen, ob die Braut krump ist oder gerade Füße hat?" Und dann wurde der Tanz an den meistbietenden Burschen verlizitiert, wobei oft ganz schöne Summen zusammenkamen. Das Geld gehörte den Musikanten. „Zuerst mußte ein Fremder mit der Braut tanzen" (Mrauen). Anschließend tanzte in Morobitz die Kranzljungfrau mit dem Bräutigam und dann erst das junge Paar miteinander. Ähnlich ging es in vielen Orten zu. [176] In Rieg versteigerten die Weiber und Mädeln auch den Bräutigam. Nach dem Brauttanz tanzte die Braut möglichst mit allen Gästen. Aus Mitterdorf wird berichtet, daß derjenige, der als erster mit der Braut tanzte, mehrmals den Tanz unterbrach, um einen Spruch auf den Bräutigam, die Braut oder die nächsten Verwandten zu sagen.

Masken erschienen beim Hochzeitsfest im allgemeinen nur, wenn die Hochzeit im Fasching stattfand. [177] „Die haben auch manche Henne aus dem Ofen heraus gestohlen" (Tschermoschnitz). „Die Masken haben getanzt, etwas gegessen und getrunken und verschiedene Späße gemacht und sind dann wieder fort."

Es gab während der fröhlichen Feier auch ernste Augenblicke. Einer dieser war, daß man der Verstorbenen gedachte. In Koflern ließ man schon am Tag vor der Hochzeit eine Messe für die verstorbenen Eltern lesen und die Brautleute haben ihr beigewohnt. In Ebenthal opferte man nach der Trauung in der Kirche Geld für die Toten. Darüber hinaus sprach im gleichen Ort der „Vierer" am Ende der häuslichen Feier ein Gebet „für die Vorfahren und alle die gewohnt haben in diesem Haus" und richtete an diese die Bitte, daß die Jungen Glück haben im Haus. In Morobitz betete der Staraschiner am Beginn der Mahlzeit für die Brautleute und schloß daran ein Vaterunser für die Verstorbenen. In Altlag wurde etwa in der Mitte des Festes das Vaterunser gebetet „für die, die heute da sein sollten, es aber nicht mehr können". Auch ein Seelenlied wurde sehr oft gesungen. [178] Vereinzelt erhielt sich auch noch die uralte Sitte, ins Fenster ein Glas Wein zu stellen für die verstorbenen Verwandten. [179]

Überhaupt wurde bei der Gottscheer Hochzeit viel gesungen. Sie sind ja an sich ein sangesfreudiges Völklein und bei Zusammenkünften und Festen brach ihre Sangesfreude elementar durch. Ernstere Lieder wechselten mit heiteren wie „Dirndle, ber brt di nöch treaschtn?" Bestimmte Handlungen waren auch von besonderen Liedern begleitet, wie das „Barfn" (Spenden) und das Abkrönen der Braut.

Gegen das Ende der häuslichen Feier kam das *Darbringen der Hochzeitsgaben* an die jungen Leute. Es hieß „Barfn" (Werfen) oder „Schtekn" (Hineinstecken). Das dauerte ziemlich lange, weil jeder einzelne mit dem Liede „Züa, lei züa" (herbei, herbei) geholt

[175] Ebenthal, Suchen, Merleinsraut, Tschermoschnitz, Langenton, Gehag bei Tschermoschnitz, Prerigl, Kukendorf; ferner Gottscheer Zeitung, Februar 1968, S. 3 (Ort ungenannt).

[176] Morobitz, Mösel, Altlag, Rieg, Nesseltal, Verdreng, Mrauen, Warmberg, Göttenitz, Mitterdorf. Der Brautführer oder Nochtratar hat den ersten Tanz mit der Braut: Grafenfeld, Rieg, Katzendorf, Stockendorf, Komutzen, Reichenau, Mairle, Koflern, Graflinden.

[177] Rieg, Tschermoschnitz, Nesseltal, Katzendorf, Warmberg, Komutzen, Mairle, Koflern, Oberdeutschau, Krapflern bei Pöllandl.

[178] Texte bei K. J. Schröer, Ein Ausflug nach Gottschee, Wien 1869, S. 118 f. und Hauffen, a. a. O. Nr. 38—40.

[179] In der Literatur bisher nirgends erwähnt.

und herbeigesungen werden mußte. Im Text wurde der genannt, der eben an der Reihe war, zuerst der Bräutigamsvater:

„Züa, lei züa, Bräutigamswutr,
Sani, sani dei,
bear nicht hat der wlai (fliehe)."

Entweder war ein Teller aufgestellt mit einem Tuch darüber, unter das der jeweils Gerufene den gespendeten Geldbetrag steckte. Die andere, altertümlichere Form war ein großes, in der Mitte ausgehöhltes Brot, in dessen Mitte man legte, was man darbringen wollte. Das Geld aus der Brotgrube wurde dann in eine Serviette geschüttet und das Brot zerteilt. Jeder der Anwesenden mußte ein Stück davon essen (Altlag, Göttenitz, Morobitz). Im letztgenannten Ort hieß es, das sei gut gegen das „Stachita" (Seitenstechen). Es soll auch vorgekommen sein, daß man das Brot an die Haustiere verfütterte. Das kommunionsartige Verzehren des Hochzeitsbrotes durch alle Anwesenden ist eine alte Handlung. Bei einer Hochzeit, die ich 1930 in Hochwiesen in der Kremnitz-Probner Sprachinsel miterlebte, bestanden die Gaben der Nachbarn aus großen Gebildbroten, auf denen alle heiligen Zeichen waren. Vor dem Beginn des Mahles betete der Hausvater, brach dann die Brote, jeder erhielt ein Stück und mußte es verzehren. Das feierliche und bedeutsame der Handlung war hier sehr klar. Eine Andeutung davon, daß auch in der Gottschee solche Untertöne mitschwangen, kann man auch aus dem Brauch in Mairle herauslesen. Dort wurde das Seidentüchl, das beim Barfn über dem Teller lag, aufgehoben und in Ehren gehalten.

Der Staraschiner leitete das „Barfn" mit einer kleinen Rede ein, daß die jungen Leute bauen oder einen Baum pflanzen wollen und das Nötige brauchen. Da müßten alle zusammenhelfen. Beim Spenden ging es oft scherzhaft zu, einer gab nur eine ganz kleine Summe, dann sangen sie, er hat noch ein krummes Nägerle (Finger), d. h. noch etwas in Reserve, und dann kommt das Weitere; so dauert es oft ziemlich lange. Im Suchener Hochtal gingen Bräutigam und Braut jeder für sich, die Gaben in Empfang zu nehmen. Der Bräutigam bekam Geld, die Braut meist die Sachspenden. Jedem Geber wurde mit einem gesüßten Wein zugetrunken und er wurde geküßt.

Auch das Verdienst von Hochzeitshelfern wurde belohnt. Der Musikant erhielt den Löwenanteil. Aber auch die Köchin erschien nicht selten. Es wurde erklärt, sie ist gänzlich abgebrannt und jeder legt etwas in den aufgehaltenen Schöpflöffel der Köchin (Rieg, Mösel). Dazu muß man bedenken, daß das Bereiten des Hochzeitsessens eine große Leistung war. Zumal in einer Zeit ohne moderne Behelfe, wo vielfach noch bei offenem Feuer gekocht werden mußte und der große Backofen für Backen und Braten angeheizt wurde.

7. Im neuen Heim, Ausklang

Fand die Hochzeit im Gasthaus oder im Brauthaus statt, so folgte dem dortigen Feiern der Zug in das neue Heim der jungen Frau, wobei die Anwesenden dem Brautpaar das Geleit gaben. Dortselbst fand noch eine abschließende, ganz wichtige Handlung statt, das *„Inpatn"* (Hineinbitten), d. h. die Aufnahme in den neuen Lebenskreis. Suchen hat hier wieder Besonderheiten. Wenn die Braut von weiter her war und der Wagen vor der Türe des neuen Hauses hielt, warf sie den Polster vor das Haus, stieg dann erst ab und ging hinein. Üblicherweise war auch hier die Türe des Hauses verschlossen und es entwickelte sich wieder ein Anklopf- und Fragespiel wie beim Abholen der Braut aus ihrem Heim. Die Schilderungen sind hier allerdings nicht ganz eindeutig. Es wird aber auch gefragt, wer da ist und was man will? „Eine Unterkunft. Nehmet mich in Euer Haus auf, ich will eine brave Tochter sein." Dann geht die Türe auf und die Eltern des Bräutigams empfangen sie als die neue Bäuerin. Sie bittet: „Mutter, nehmt mich an als Euer

Kind, gerade so, wie Sie Ihren Sohn lieben, sollen Sie auch mich lieben." Der Brautvater überreicht ihr mit dem Hausschlüssel symbolisch die neue Aufgabe. Die Mutter umarmt und küßt die junge Frau und wartet ihr mit einem Glase Wein auf, in das sie ein Goldstück hatte fallen lassen, und beide trinken nun aus dem Glase. Auch hier also wieder das Vollziehen des neuen Bundes durch zeremonielles Trinken. Zum Zeichen der neuen Hausgewalt überreichten sie ihr früher auch ein Küchengerät. Die Schwiegermutter segnet die Braut auch und spricht: „Gott gebe dir Glück und Segen in allem, was du beginnen wirst." Außer mit dem Glase Wein wurde die junge Frau auch noch mit einem Laib Brot willkommen geheißen, den sie nahm, ins Haus trug und auf den Tisch legte.

In ihr neues Heim darf die Braut aber nicht auf die gewöhnliche Weise treten. Sie wird *über die Schwelle gehoben.* Davon habe ich Berichte aus über 20 Orten. [180] Vielfach machen das die Brautführer in der Art des „Engerltragens". Auch wo nicht getragen wurde, mußte sie zumindest die Schwelle übersteigen und nicht auf sie treten. Vereinzelt ist die Nachricht, daß die Braut auch beim Verlassen des Heimathauses über die Schwelle gehoben wurde (Ebenthal) oder nach der Trauung beim Verlassen der Kirche (Merleinsraut).

Die Türschwelle als Grenze zwischen dem Innen und Außen des engeren Lebensraumes hat seit alters besondere Bedeutung. [181] Verstärkt wird ihre Rolle als Trennendes dadurch, daß sie nach dem Volksglauben ebenso wie der Herd auch Geistersitz war. Das mag aus Vorzeitbräuchen kommen, Tote im Hause oder unter der Schwelle zu begraben, wie dies u. a. aus dem antiken Griechenland bezeugt ist. Auch einige Andeutungen aus dem germanischen Altertum liegen vor. Wenn es die Geister der Vorfahren sind, die hier hausend gedacht wurden, läßt sich leicht verstehen, daß ihr Ort beim endgültigen Verlassen des alten und beim Einzug in ein neues Heim durch Brauchhandlungen berücksichtigt wurde. Eine dieser Handlungen ist es offenbar, daß man über diese von verborgenen Kräften trächtige Stelle hereingebracht werden mußte, ohne durch eigenen Tritt einzudringen. Das reicht weit zurück. Schon im antiken Rom durfte die Braut, wenn sie am Hochzeitstage in das Haus des Gatten geführt wurde, die Schwelle nicht betreten, sondern mußte darübergetragen werden. Allerdings ist es meist nicht der Bräutigam selbst, der trägt. Das gilt für den Großteil des sehr weiten Verbreitungsgebietes. Denn das Heben der Braut über die Schwelle treffen wir in Schlesien, in der Altmark, in Brandenburg, Lothringen, der französischen Schweiz, Frankreich, Wales, Lincolnshire, Schottland, in Slavonien, bei den Neugriechen, Esten, in Rußland, Palästina, Indien, Java, China und Afrika. Man könnte fast von einem Menschheitsgedanken sprechen. [182]

[180] Ebenthal (die Brautführer heben die Braut über die Schwelle sowohl beim Verlassen des Heimathauses wie beim Betreten des neuen Heimes), Grafenfeld, Rieg, Ober Gras (Hineintragen durch den Bräutigam), Tschermoschnitz, Stockendorf, Warmberg, Komutzen (in beiden Orten durch die Nochtrattara), Langenton, Steinwand, Stockendorf, Tappelwerch, Gehag bei Tschermoschnitz (durch den Brautführer) Mairle (durch Staraschiner und Bräutigam), Graflinden (über die Schwelle heben, zumindest nicht darauftreten, sondern darübersteigen), Prerigl, Reichenau, Altlag; in Römergrund mußte die junge Frau mit dem linken Fuß die Schwelle übersteigen.

[181] E. Samter, Geburt, Hochzeit und Tod, Beiträge zur vergleichenden Volkskunde, Leipzig und Berlin 1911, S. 136 ff.; Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, hrsg. v. E. Hoffmann-Krayer und H. B. Stäubli, Bd. VII, Berlin 1935/36, Artikel „Schwelle", Sp. 1509—1543 von L. Weiser-Aall und die dort angeführte Literatur.

[182] E. Schneeweis, Grundriß des Volksglaubens und Volksbrauchs der Serbokroaten, Celje 1935, vermerkt zum Schwellenbrauchtum bei der Hochzeit, S. 94, 98 und 104, daß die Braut bei den Serbokroaten beim Verlassen des Vaterhauses nicht mit dem Fuß an die Schwelle stoßen soll. Auch beim Eintritt oder Verlassen der Kirche soll sie nicht auf die Schwelle treten, damit ihr nicht etwa böser Zauber schade. An der kroatischen Küste war bekannt, daß die verlassene Geliebte drei Nägel in die Kirchenschwelle schlug, um Ehezwist hervorzurufen. Eine Verehrung der Hausgeister stellt es jedoch dar, wenn die Braut die Schwelle des neuen Heimes küßt und auf ihr einige Münzen niederlegt.

Angesichts dieser Vorstellungswelt sind verschiedene Gottscheer Berichte, die zum Teil schon angeführt wurden, eher verständlich. Etwa die Angabe aus Mairle, daß die Vorfahren in den Kindern wieder zurückkommen, d. h. wiederverkörpert werden und diesen ähnlich sind, wenn sich die Hausleute beim Verlassen des Heimathauses durch die Braut melden. Oder daß es von Einfluß auf die Kinder ist, wenn die Braut beim Überschreiten der Schwelle der Kirche voranschaut zum Altar, oder beim Verlassen der Kirche zum Himmel. Und ähnlich auch beim Verlassen des Elternhauses. In Koflern soll sie den Blick zum Himmel richten, wenn sie den Schritt über die Schwelle zum neuen Heim tut (hier ist kein Hereinheben, nur ein Darübersteigen).

Ergänzend noch einige Gottscheer Angaben: „Im neuen Haus haben der Bräutigam und der Staraschiner die Braut über die Schwelle gehoben, daß sie nicht unten (unter der Schwelle) was einlegen, daß sie Unglück hätten" (Mairle). In Reichenau mußte die Braut, wenn sie über die Schwelle getragen wurde, mit einem Fuß an ein im Eingang hingestelltes reines Schweineschaff stoßen, damit die Schweine durch das Futter aus ihrer Hand gut gediehen. In Langenton sagten sie: „Das Heben der Braut über die Türschwelle hat man schon gemacht, aber man hat es nicht viel gemerkt, einer hat sie rechts genommen und einer links, aber die Kittel waren lang, da sah man es nicht so.

Eine der wichtigsten Aussagen kam aus Rieg: „Wenn sie das erste Mal kochen ist gegangen, hat sie eine Henne genommen oder einen Hahn und den Kopf abgeschlagen auf der Schwelle, und wenn die blutig ist, hat man Glück im Haus." Dahinter verbirgt sich unzweifelhaft eine alte Opferhandlung. Im außerdeutschen Bereich sind Schwellenopfer verschiedentlich bezeugt. Bei den Schweden auf der Insel Worms mußte die Braut beim Eintritt in das neue Wohnhaus auf jede Schwelle eine Kupfermünze legen. In der französischen Schweiz wurde früher die Schwelle im Hause des Bräutigams ganz mit Öl eingerieben. In Bulgarien bestrich die Braut alle Schwellen, die sie überschritt, mit Honig, der ihr von der Schwiegermutter gereicht wurde, in Rumänien mit Butter und Honig, bei den griechisch-orthodoxen Bosniern küßte die Braut die Schwelle und opferte einige Kupfermünzen. Ausgrabungen bezeugen ferner zahlreiche Bauopfer, die unter der Schwelle niedergelegt wurden. Im deutschen Sprachbereich sind Schwellenopfer nur spärlich bezeugt, um so wichtiger ist die angeführte Gottscheer Nachricht.

Mit dem Eintritt in das neue Heim ist der feierliche Augenblick gekommen, in dem die Braut *„abgekrönt"* wird. Das geschah gerne um Mitternacht. Die Braut saß auf einem Stuhl mitten im Zimmer, um sie standen die Kameradinnen. Die Führerin, der Bräutigam oder die Kranzljungfer nahm ihr den Kranz und Schleier herunter. Der Kranz wurde aufbewahrt, in einer Kapelle der Muttergottes aufgeopfert, oder dem ersten verstorbenen Kind in den Sarg mitgegeben. Beim Abkrönen sangen alle sehr ergriffen das auch melodisch wunderschöne und eigenartige Lied von der Biene, die über den hohen Berg fliegt:

„Da Pajer (Biene) shi vliachet
ibrn hoachn Park,
bia heachr shi vliachet,
bia scheandr shinget (singt) shi."

Wenn der Kranz heruntergenommen war, folgte die Strophe:

„Tschell (Gesell) jüngr main,
schteat main Roashe nöch?
De Roashe, dai schteat nöch,
's Pliamle ischt ugevöll (abgefallen)."

Daran schloß sich das Lied:

„Scheanai baißai Taüba (schöne weiße Taube),
püschet mi pain Mäule.
Du pischt main, ich pin dain,
ondrsch konn's nue et (nicht) mehr shain." [183]

Mit diesem ereignisreichen Tag war aber vielfach die Hochzeit noch nicht beendet. In Mairle dauerte sie z. B. üblicherweise vier Tage, wenn man das Kranzbinden als Anfang rechnet. Von dort erzählten sie mir: „Am 3. Tag in der Früh um 7 Uhr sind die Gäste schlafen gegangen bei der Braut im Haus und die anderen sind zu ihm (dem Bräutigam). Nach einiger Zeit sind sie von der Braut wieder hin und die Hochzeit ist weitergegangen. Da haben sie von jeder Hochzeitsfamilie a Schartl gebracht, mit rohem Ei außen geziert. A Schunkn, a Henne oder 10 bis 15 Liter Wein haben sie gebracht und eingegeben, dort wo der Bräutigam war. Am 4. Tag sind die Verwandten schon wieder zusammengesessen und haben frisch wieder angefangen."

Die erste Woche nannte man die „goldene Woche" (Nesseltal). Die Braut durfte am ersten Tage nicht auskehren und nicht zum Herd gehen, „sonst ist sie für eine Magd im Haus" (Ober Mösel). Des Hennenopfers beim erstenmal Kochen wurde bereits gedacht.

Acht Tage durfte die Braut nicht in das Elternhaus zurück, „sonst lauft sie immer ham" (Suchen). Das ist in den verschiedensten Gegenden der Sprachinsel üblich gewesen. [184]

Am Sonntag nach der Hochzeit findet bei den Brauteltern noch eine Nachfeier statt, die „kleine Hochzeit" oder „Hintergeschta". Eine kleine Tafel mit den Mehlspeisen, dem Wein und was sonst noch von der Hochzeit übriggeblieben war. Eine ähnlich kleine Hochzeitsfeier gab es auch, wenn das erste Kind ein Bub war. Von der Aufnahme des jungen Ehemannes unter die verheirateten Männer war bereits in der anfänglichen Schilderung aus Rieg die Rede.

8. Einige Vergleiche

Wir haben eine Möglichkeit zu überprüfen, ob in den letzten Jahrhunderten größere Änderungen im Gottscheer Hochzeitsbrauch eintraten. In seinem berühmten vierbändigen Monumentalwerk „Die Ehre des Herzogtums Krain" von Johann Weichard Freiherrn von V a l v a s o r (Laibach, Nürnberg 1689) ist ein bedeutender Teil des 2. Bandes den Bräuchen der verschiedenen Volksstämme gewidmet, welche in diesem Raume siedeln. Es sind die Abschnitte über Ober-Crain, Unter-Crain, von den Uskoken (Walachen) in Mittel-Crain, von den Gottscheern, Kroaten, Wippachern, von denen, die auf dem Karst wohnen, Fiumanern und Istrianern. Dabei ist der Abschnitt über die Gottscheer verhältnismäßig kurz, vielleicht weil das Brauchtum der anderen Regionen schon ausführlich behandelt wurde und Wiederholungen vermieden werden sollten. Von der Gottscheer Hochzeit teilt V a l v a s o r folgendes mit:

„Wann sie Hochzeit halten und es nun an dem ist, daß die Braut schon zu dem Bräutigam ins Haus geführt wird, auch allbereits zu Pferde sitzt, so reicht man ihr ein Viertheil Weins. Davon bringt sie ihrem Bräutigam Eines zu. Nachdem sie aber einen Trunck gethan, wirfft sie den Krug samt dem Wein hinterwerts über ihren Kopff und reitet alsdann fort. Woferrn sie aber zu Fuß nach dem Hause ihres Bräutigams geht,

[183] Da die Brauchtumslieder im 3. Band der Gesamtausgabe der Gottscheer Volkslieder veröffentlicht und erläutert werden, verzichte ich darauf, näher auf diese Lieder einzugehen. Die von mir aufgezeichneten Lieder werden auch in die Gesamtausgabe aufgenommen.

[184] Ebenthal, Morobitz, Rieg, Suchen, Ober Gras, Merleinsraut, Verdreng, Katzendorf, Warmberg, Komutzen, Langenton, Koflern usf.

macht sie es gleich also. Wann sie ins Bräutigams Haus dann kommt, so giebt ihr des Hochzeiters Mutter einen Trunck in einem Krug, und wirfft einen Ducaten in Gold darein.

Wann sie deß Abends sich zur Ruhe legen wollen, zeucht der Bräutigam der Braut ihre Schuh und Strümpffe aus. Und von ihrem Haar löset Jedwedes einen zusamm geflochtenen Zopff auf; daferrn nun der Bräutigam eher mit der Auflösung fertig wird, als sie, so spricht man, sie werde zum ersten einen Sohn bekommen; imfall aber sie den Zopff eher voneinander geflochten als Er, so soll sie zum ersten Mal eine Tochter haben.

Hiernecht zeucht der Bräutigam sich selber aus und wirfft die Schuhe über den Kopff. Findet man dann am Morgen dieselbe gegen der Wand zu gekehrt, so sagt man, der Mann werde am ersten sterben; stehen sie aber nach dem Bette hin gewandt, so soll er sie überleben. Solches thun zwar Etliche aus Kurtzweil und Vexation, etliche aber haben doch einige abergläubische Einbildung dabey.

Folgenden Tags nach der Hochzeit führt man die Braut mit Spielleuten oder Schalmey-Pfeiffern früh Morgens zu einem Wasser; da man ihr einen Krug mit Wein und drey Stücklein Brods reicht. Davon thut sie einen Trunck, und in jedes Stück Brods einen Biß, wirfft das übrige Alles ins Wasser."

Valvasor übergeht den Ablauf fast des ganzen Hochzeitstages und beginnt mit dem Zug der Braut in ihre neue Heimstätte. Von diesem Teilstück spiegelt sich der Trunk und das Werfen des Gefäßes auch noch in meinen Aufnahmen, ebenso der Willkomm im neuen Haus durch die Schwiegermutter mit dem Weinglas und dem Dukaten darin. Hingegen erzählten mir die Gottscheer so gut wie nichts von den Dingen, welche sich im Brautgemach abspielen. Ob aus Zurückhaltung oder weil die von Valvasor beschriebenen Handlungen nicht mehr üblich sind, kann ich nicht sagen. Nur eine Vorstellung war noch erfaßbar: Die Braut durfte das Brautkleid nicht über die Ohren und den Kopf ziehen, sondern mußte es nach unten abstreifen und dann heraussteigen. Das bewirkte leichte und schnelle Geburten. [185] Das Schuhwurf-Orakel findet sich ansonsten in den Weihnachtsbräuchen, und zwar auch in Österreich.

Vom Gang zum Wasser und vom Opfer an das lebenspendende Naß am Morgen des Tages nach der Hochzeit konnte ich nichts mehr erfahren. Ich fragte danach in vielen Orten, es wurde überall verneint, jedoch zuweilen hinzugefügt, das täten die Slowenen. Bekannt war die Sitte demnach schon. Hier ist also im Gottscheer Brauch während der letzten zweieinhalb Jahrhunderte eine Veränderung eingetreten. Daß man in einem Karstland des Wassers besonders gedachte und es in das hochzeitliche Neubeginnen einbezog — man kann das als Opfer oder als Mahlgemeinschaft auffassen — ist einleuchtend. Im Neujahrsbrauchtum haben sich die Gottscheer noch etwas davon bewahrt. [186]

Eine zweite Möglichkeit, Veränderungen durch zeitlichen Abstand festzustellen, gibt die Hochzeitsschilderung bei Hauffen aus dem Jahre 1895, der bei seinen drei vorangegangenen Aufenthalten in der Gottschee noch einen älteren Zustand vorfand als ich ein halbes Jahrhundert später. Klammert man aus, daß Hauffen auch die Mitteilungen Valvasors in seine Darstellung hineinnahm, so sind es nur einige wenige Dinge, die in meiner Stoffsammlung nicht vorkommen, dagegen eine ziemliche Anzahl von Befragungsergebnissen meiner Aufnahme; bei Hauffen fehlt z. B. das Baumbeten am Hochzeitsmorgen gänzlich, er beginnt gleich mit dem Abholen der Braut. Daß der Staraschiner am Donnerstag vor der Trauung die Hochzeitsgäste einzuladen hat, blieb mir unbekannt. Aus welcher Gegend Hauffen dies erfuhr, ist nicht gesagt, wie denn überhaupt die landschaftliche Gliederung im Brauchtum erst bei der flächenhaften Aufzeichnung erkennbar wurde, wie ich sie versuchte. Eine nächste Angabe, die mir fehlt

[185] Gottscheer Zeitung, Juli 1968, S. 4.
[186] Vgl. das Schlußkapitel dieses Buches über die Weihnachtsbräuche.

(obwohl ich auf Grund von Hauffens Mitteilung danach fragte) ist der symbolische Teigring. S. 80 berichtet Hauffen, daß die Kranzljungfrau, die beim Brautabholen anstatt der Braut zunächst erschien, einen Teigring (toigain pāga) auf dem Kopfe hatte. S. 84 ergänzt dies Hauffen noch: „Von der Decke herab hing früher über den Brautleuten ein Teigring, der die Unauflöslichkeit der Ehe andeuten sollte." Dies war sichtlich bis zu meiner Befragung in Vergessenheit geraten, zumal es schon zu Hauffens Zeit nicht mehr üblich war und man sich nur mehr erinnerte. Die roten Fahnen im Hochzeitszug, die Hauffen erwähnt, kenne ich nur als typischen Zug südslawischen Brauchtums, in der Gottschee sind sie mir bei meiner Befragung nicht begegnet. Dafür fehlt bei Hauffen die triumphbogenartige „Fahne" aus zwei Bäumchen, die untereinander verbunden sind und über Braut und Bräutigam im Kirchzug gehalten werden. Das Rügezeichen einer an einem Baum aufgehängten Strohgestalt (S. 81) ist eine ergänzende Einzelheit, die mir unbekannt blieb. Ebenso der Zug, daß eine weibliche Strohpuppe auf den Vorderteil eines Wagens gesetzt und in eiligem Lauf fortgeführt wurde. Die Musikanten mußten nachrennen und das Strohweib zu zerreißen trachten. Eine Ergänzung bedeutet noch Hauffens Schilderung vom Geigerlied und der Art, wie für die Musikanten gesammelt wurde (S. 82). Dem Totengedenken, das auch Hauffen erwähnt, konnte ich die Sitte hinzufügen, daß ein Glas Wein für die Verstorbenen ins Fenster gestellt wurde. Den zeremoniellen Hochzeitstanz beachtete Hauffen nicht. Schließlich fehlt bei Hauffen auch das „Einbitten" der jungen Frau in das neue Heim und alles, was auf die Türschwelle bezüglich ist. An weiteren neuen Einzelheiten darf ich vielleicht noch das dreimalige Umkreisen der zum Abholen der Braut Versammelten und Besprengen mit Weihwasser durch die Brautmutter erwähnen, das eingehängte zeremonielle Trinken der Brautleute beim Abholen, das Durch-den-Ring-Schauen, die Formen des Elternsegens und das auskehrende Umkreisen des Brautpaares durch eine Frau mit Besen beim Fortgehen der Braut. Ebenso das gewaltige gefüllte Lamm im Suchener Hochtal. Hauffen erwähnt auch die Versuche, künftig die Vorherrschaft in der Ehe zu haben, nicht, wie auch das übrige Orakelbrauchtum und was sich auf die künftigen Eigenschaften der Kinder bezieht.

Diesen zeitlichen Querschnitten seien noch ein paar räumliche Vergleiche angeschlossen, die sich aber nur auf einige wenige Züge und eine Auswahl von Völkerbeziehungen beschränken müssen, um nicht den Rahmen zu überschreiten. Im Vordergrund haben hier zwei Blickrichtungen zu stehen: einmal ein Betrachten von Übereinstimmungen und Abweichungen zum südslawischen und überhaupt südosteuropäischen Volksbrauch, andererseits der Blick auf das österreichische und gesamtdeutsche Brauchtum. Für den slawischen Bereich bietet sich vor allem die Monographie von Piprek „Slawische Brautwerbungs- und Hochzeitsbräuche" (vgl. Anm. 160) an, die jedes einzelne slawische Volk gesondert behandelt, auch die Slowenen, dazu noch einige andere Quellen. [187] Aus dem reichen Schrifttum über die deutschen Hochzeitsbräuche wird nur an speziellen Punkten auf einige Schriften hingewiesen, es würde sonst uferlos.

Einen Einstieg kann das Buch von Valvasor aus dem Jahre 1689 bieten. Als ein Beispiel von Übereinstimmung mit dem Brauchtum der umgebenden Nachbarn sei erwähnt, was Valvasor (S. 290) über das Abholen der Braut in Unter-Crain anführt: „Man sperrt die Thür des Hauses, darinn die Braut anwesend ist zu. Und wann hierauf der Staraschina oder Speisemeister, der mit dem Bräutigam, als dessen Beystand angelangt ist, begehrt, man soll ihm die Braut abfolgen lassen, antwortet ihm der im

[187] Reinsberg-Düringsfeld, Hochzeitsbuch, Brauch und Glaube der Hochzeit bei den christlichen Völkern Europas, Leipzig 1871; E. Schneeweis, Grundriß des Volksglaubens und Volksbrauchs der Serbokroaten, Celje 1935; V. Novak, Slovenska Ljudska Kultura, Ljubljana 1960.

Hause stehende Drusche, die Braut sey nicht vorhanden. Nach langer Wörtelung läßt der Drusche ein altes Weib in zerrissenem Kleide zum Staraschina hinaus, und spricht, er habe darinnen keine andre. Jener antwortet, das sey die rechte nicht, er müsse die rechte haben. Alsdann giebt ihm der Drusche die Teta hinaus. Selbige nimmt der Staraschina an und sagt: ‚Diese ist für mich; aber ich begehre noch eine andre, die für den Bräutigam recht ist.' Da wird im die Kräntzel-Jungfrau hinaus gereicht, welche der Staraschina annimmt, und dem Brautführer überantwortet. Nach vielem reden und gegenreden läßt er ihm die rechte Braut zukommen. Alsdann begeben sie sich miteinander von Spielleuten begleitet nach der Kirchen und zwar gemeinlich zu Fuß."

Die Ähnlichkeit mit dem Gottscheer Brauch springt in die Augen. Man könnte um so mehr geneigt sein, hier bei den Deutschen Umwelteinflüsse anzunehmen, als das Vorführen einer falschen Braut nicht nur slowenische Sitte ist, sondern auch serbische, slowakische, tschechische und daß sie auch den Russen und Polen nicht unbekannt ist. Da sie aber außerdem in Schlesien, Hessen, Niederösterreich, Kärnten, Südtirol, der Schweiz, Frankreich, Italien und Schweden vorkommt, wird man keine räumlichen Kurzschlüsse ziehen dürfen. Erstaunlich viele Hochzeitsbräuche reichen sogar bis Indien und man wird mit größter Wahrscheinlichkeit indogermanische Gemeinsamkeit und Verwandtschaft annehmen können.

Das Vorschieben einer falschen Braut wurde von der älteren Forschung als ein Versuch gedeutet, bedrohliche Mächte irrezuführen, also eine Schutz- und Abwehrmaßnahme. [188] Wie an allen außerordentlichen Zeitpunkten im Leben glaubte man ja auch die Brautleute durch Geisterwesen gefährdet. Dafür gibt es viele Hinweise. Eine andere Theorie knüpfte an die indische Scheinehe an, in welcher eine heilige Pflanze (meist ein Baum) vor der wirklichen Ehe als Ehepartner auftritt und die Ehe gewissermaßen zuerst unter höheren Schutz stellen soll. [189] Die Pflanze wird dann vernichtet. Die Gedankenbrücke zu unseren Bräuchen wäre die Scheinehe, nicht die Verkörperung. Eine Analogie herzustellen scheint mir aber doch schwierig. J. Hanika [190] faßt die „falsche Braut" als Verspottung und Abwertung des Rechtes auf, das sich die Kirche mit ihrem Verlangen nach dem öffentlichen Aufgebot am Ende des Mittelalters anmaßte. In allen Eheschilderungen der früheren mittelhochdeutschen Literatur kommt nichts von der falschen Braut vor, erst in Wittenweilers „Ring" in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Es wäre also eine Reaktion der Bauern und ihres weltlichen Eheschließungsrechtes gegen den Eingriff der Kirche zu einem geschichtlichen Zeitpunkt. Dünninger (vgl. Anm. 163) rückt die mehrmaligen Hindernisse in das vordere Blickfeld und spricht vom „versperrten Haus", das ja auch beim Eintritt in das Bräutigamshaus wiederkehrt, dazu die anderen Sperren und Lösungsbräuche beim Hochzeitszug. Dünninger sieht die Aufnahmeriten in eine neue Gemeinschaft als das Wesentlichste. Wobei freilich die dramatischen und scherzhaften Spielzüge und die Heischemotive auch nicht übersehen werden dürfen. Aus all diesen Deutungsversuchen, die jeder etwas an Wahrheit für sich beanspruchen können, wird deutlich, wie ineinander verwoben und wie vielfältig die Leitgedanken sind, welche gewissermaßen die „Innenseite" von Brauchhandlungen bilden.

Geht man die Einzelheiten des Hochzeitsablaufes durch, so wird man z. B. beim Werben mehr Unterschiede als Übereinstimmungen mit der slawischen Umgebung fin-

[188] Samter, Geburt, Hochzeit und Tod (vgl. Anm. 181), S. 98—108; P. Geiger, Deutsches Volkstum in Sitte und Brauch, Berlin — Leipzig 1936, S. 120 f.

[189] A. Ehrenzweig, Scheinehe in europäischen Hochzeitsbräuchen, Zeitschr. f. vergleichende Rechtswissenschaft XXI. Bd., H. 1/2.

[190] J. Hanika, Die falsche Braut, eine volkskundliche Untersuchung, in: Heimatbildung, Monatsblätter f. heimatl. Volksbildungswesen 8. Jg. 1926/27, S. 11 ff.

den. [191] Zwar wird auch da zunächst vorgegeben, die Werber kämen eines Handels wegen. Das bunte Anstreichen des Hauses vor der Werbung im Pettauer Feld, das Werfen eines Kukuruzstriezels auf das Dach, die Beschenkung der Werber mit roten Äpfeln sind jedoch Besonderheiten, welche sich in der Gottschee nicht finden. Noch weniger die Wahl des Freitags für die Werbung bei den Kroaten, [192] denn der Freitag ist im deutschen Bereich, soweit er katholisch ist, ein Unglückstag. Der schon erwähnte Unterschied im Glauben an Glücks- und Unglückstage kommt auch im Mittwoch als Trauungstag bei den Slowenen zum Ausdruck. [193] Wo er sich neben dem Montag auch in der Gottschee findet, ist dies Übernahme aus der slawischen Umwelt. Der Verlobungsbrauch derer „die auf dem Karst wohnen", [194] daß sich das junge Paar auf ein auf dem Boden ausgebreitetes Kleidungsstück legt und mit den äußersten Teilen des Kleides zugedeckt wird, so eine Weile verharrt, dann aufsteht und der Bräutigam die Braut dreimal mit der rechten Hand „herumschwingt" (unter dem Finger dreht, um sich herumführt?), ist höchst altertümlich. Darauf folgt dreimaliges gegenseitiges Zutrinken, dann geben beide einander die Hände und diese werden mit Wein übergossen. Das ist genau genommen die volle Symbolik einer Vermählung mit Andeuten des Brautlagers, dem zeremoniellen Trinken und dem Zusammenfügen der Hände. Eine Verlobungsfeier dieser Art kennen die Gottscheer nicht. Etliches im Unterschied der slawischen Sitten zu den deutschen mag darauf beruhen, daß die Slawen sehr viel Altes bewahrt haben. Aber darauf läßt sich nicht alles zurückführen, es gibt auch Unterschiede im Wesensgefüge der Volkskulturen.

Zum Baumbeten am Morgen des Hochzeitstages konnte ich im slawischen Brauch keine Entsprechungen finden. Die in einen größeren Zusammenhang gehörigen Übereinstimmungen beim versperrten Haus und der falschen Braut, sowie das Wegversperren wurden bereits behandelt. Eine Reihe von weiteren Übereinstimmungen bildet z. B. das Einstecken von Getreidekörnern und Geld vor der Trauung, [195] das Knien auf dem Rockschoß des Mannes, um die Vorherrschaft zu erlangen und etliches mehr. Auffällig ist bei so gut wie allen Slawen die überragende Rolle des Brotes bei der Hochzeit, ferner das Feuer als Abwehr- und Reinigungsmittel. Bei den Slowenen treffen wir, ähnlich wie in der Gottschee, Zerschneiden und Verteilen des Hochzeitsbrotes unter die Anwesenden. An den abgekommenen Gottscheer Brauch, daß ein Brotring beim Mahl über der Braut hing, erinnert es, wenn bei den Slowenen ein großes Brot, „vrtánj" genannt, während des Mahles an ein Handtuch gebunden über der Braut hing. Das Brot wurde dann ins Bräutigamshaus getragen. [196] Den Empfang im neuen Haus durch die Schwiegermutter mit einem Glase Wein finden wir gleichfalls wieder.

Neben solchen Berührungspunkten lassen sich aber auch die Abweichungen nicht übersehen. Etwa was Valvasor (S. 314) von denen, „die auf dem Karst wohnen", berichtet: „Wann man eine Speise aus gehülseten wohlgeschmälzten Hirses auf den Tisch setzt, so heben darauf die Hochzeit-Gäste an mit großem Getöß zu schreyen: ‚Braut zu Bette! Braut zu Bette!' So bald sie solches hört, steht sie auf, beugt dreymal ein ihr vom Bräutigam über den Tisch gereichtes Schwert, und geht nachmals hervor, dem Schlaff-Gemach zu. Da Sie dem Bräutigam, und er ihr wieder die Schuhe abziehet, indem sie unterdessen ihm mit der Hand gelinde auf die Achseln klopfft. Nachgehend bückt sich die Braut, und wird ihr vom Bräutigam mit dem Schwert (oder Sebel) der Braut-Krantz abgeschnitten." Oder wenn der Bräutigam der Braut bei den Kroaten mit dem Säbel den

[191] Piprek (vgl. Anm. 160), S. 109 f.
[192] Valvasor, a. a. O., S. 304.
[193] Piprek, a. a. O., S. 112.
[194] Valvasor, a. a. O., S. 313.
[195] Piprek, a. a. O., S. 113.
[196] Piprek, a. a. O., S. 313 f.

Kranz abnimmt und diesen mit der Säbelspitze gegen die Stubendecke nagelt (S. 304). Das miteinander Konkurrieren im Aufflechten ihrer Zöpfe stimmt dann aber wieder überein. Daß der Braut ein Knabe auf den Schoß gesetzt wird, um den Wunsch nach männlicher Nachkommenschaft zu unterstützen, haben die Gottscheer nicht. Zu der Ochsen-Komödie der Spielleute in Unter-Crain, die Valvasor (S. 290) schildert, kenne ich aus der Gottschee nur eine einzige Entsprechung. In Stockendorf machten zwei Burschen einen Esel oder ein Pferd, indem sie sich bückten, mit einem Tuch bedecken ließen und einen dritten als Reiter trugen. Das Pferd oder der Esel schlug aus und es gab allerlei Scherze. Ähnliches findet sich auch zu verschiedenen Gelegenheiten im österreichischen Brauch, bei der Hochzeit in Südtirol. Im übrigen gehört die Pferdemaske in ihrer gesamteuropäischen Verbreitung zumeist dem Mittwinter- und Faschingsbrauchtum an.

Je weiter wir uns räumlich von unserem Untersuchungsgebiet entfernen, um so eigenartiger werden bei den Slawen auch die Hochzeitsbräuche. Das zeigt sich schon in den Übersichten von E. Schneeweis über die serbokroatischen Bräuche. Vollends bei den Ostslawen finden sich Handlungen, welche den deutschen Überlieferungen fremd sind; etwa das Brautbad und Bräutigamsbad mit dem dabei in Gläsern aufgefangenen Schweiß, den der Bräutigam mit Schnaps vermischt zu trinken bekommt. Die Gemeinsamkeiten der Gottscheer Hochzeitssitten mit den deutschen brauchen nicht im einzelnen aufgezählt werden. Sie sind für jeden Kenner deutlich, beginnend mit dem Fest des Kranzbindens am Vorabend, das z. B. auch im Salzburgischen „Kranzlbinden" heißt. Das in der Gottschee in vielfacher Weise geübte Brautstehlen findet sich auch in ganz Österreich und ist anscheinend dem bairischen Volksstamm besonders eigen. Über all diesem Zergliedern und Vergleichen soll aber nicht verlorengehen, daß die Gottscheer Hochzeit ein reiches und eigenartiges, festgefügtes Bild bietet. Es ist viel, das sie unserem gesamtdeutschen Brauchtum zuführt.

X. Lebensabschluß, Tod, Begräbnis, Seelenpflege

Auch in der Gottschee kennt der Volksglaube Vorzeichen und das Anmelden eines künftig eintretenden Todesfalles. „Es meldet sich vorher oft an, 's oungemahn. Es schlagt auf eine Tür oder man hört eine Stimme rufen" (Masereben). „Der Tod meldet sich an durch drei Klopfer beim Rosenkranzbeten im Advent. Und da hat die Großmutter gesagt, das war mein Tod. Und sie war noch ganz frisch und wir haben gelacht darüber. Sie ist aber wirklich gestorben nach acht Tagen mit 54 Jahren" (Hohenegg). „Wie die Großmutter gestorben ist, war ich 5 Jahre alt. Da habe ich eine dunkle Gestalt gesehen, die am Fenster gelehnt ist und hereingeschaut hat, die Unterarme hat sie aufgelegt auf das Fensterbrett. Und ich habe gesagt, schaut's hinaus, und die anderen haben geschaut, aber nichts gesehen. Nachher ist sie gestorben" (Altlag). „An Vorzeichen vor dem Tod glauben sie immer noch. Ein Tischler sagt oft, morgen werden wir einen Sarg machen, es hat schon geklopft" (Verdreng). „Gegen 20 Leute haben im Weinberg gearbeitet. Die Mutter hat ein weißgekleidetes kleines Mädel über die Straße gehen gesehen und hat es nicht gekannt. Und am Abend ist Schnee gekommen, sie haben nicht alle nach Hause können und ein siebzehnjähriger Bub konnte nicht mehr heim und sie haben ihn auf dem Platz gefunden, wo das Kind sich gezeigt hat. Es war am 27. April" (Buchberg).

Neben diesen sehr bestimmten und vielfach auf tatsächliche Ereignisse bezogenen Vorzeichen gab es natürlich auch noch mehr allgemeine. Z. B. galt es als Vorzeichen für einen bald eintretenden Todesfall, wenn die Hunde heulen (Morobitz). W. Tschinkel[197] kennt noch einige weitere. Z. B. daß Leute, die plötzlich wieder ohne Brillen lesen können, noch im gleichen Jahre sterben werden. Das gleiche Schicksal trifft den, der beim Ackern mit dem Pflug an eine der zur vorangegangenen Sonnenwende im Felde aufgepflanzte Palmrute[198] stößt. Wirft ein Maulwurf einen Hügel unter einem Dache auf, so stirbt jemand in diesem Hause. Der Analogieglaube ist durchsichtig.

Fühlt jemand den Tod herannahen, so ist es gebräuchlich, daß er — nachdem er mit den Sterbesakramenten versehen war — mit seinen Angehörigen den „Johannessegen" trank. Ein Glas als geweiht geltenden Weines, das auch sonst vor einem Abschiednehmen oder einer großen Veränderung gebräuchlich war. „Gahannaischshegn trinkt man, wenn einer zum Sterben ist. Der Sterbende trinkt etwas davon. Er sagt: ‚Der heilige Johannessegen geh mit mir und bleib bei euch.' Und dann trinken sie alle" (Altlag). Über den Johannessegen und die Lehren, die der Sterbende seinen Angehörigen gibt, berichtet auch Hauffen (S. 87). Eine Sterbekerze, die dem Sterbenden entgegengehalten wird, soll ihm das Hinübergehen erleichtern. Das ist allgemein üblich und spiegelt sich auch in verschiedenen Gottscheer Liedern. Tschinkel (S. 15) ergänzt, wer einmal mit den heiligen Sterbesakramenten versehen ist, soll nicht mehr an einem Tische essen, der nicht aufgedeckt ist.

Ist der Tod eingetreten, so nimmt man Handlungen vor, die auch in anderen Landen üblich sind. Man hält die Uhr an, kehrt den Spiegel um und öffnet ein Fenster, „damit der Geist hinaus kann und nichts hängen bleibt" (Hohenegg). In Steinwand sagte

[197] W. Tschinkel, Gottscheer Volkstum, S. 14 f.
[198] Ebd.

man, „wenn die Uhr (weiter) geht, dann ist die Reise in die andere Welt so lang". Das Verhüllen oder Umlegen des Spiegels soll anscheinend ein Haften und Verweilen verhüten.

Aus verschiedenen Orten der Sprachinsel ist bezeugt, daß nach dem Eintritt des Todes alles Wasser im Hause weggeschüttet wird. Die Begründungen sind unterschiedlich. In Suchen sagte man, „der Tote wascht sich die Füße darin". Häufiger wird das Wasser aber mit dem personifizierten Tod in Beziehung gebracht: „Da hat der Tod das Messer abgewaschen darin" (Masern, Katzendorf), oder seine Sense.

Brauch und Vorstellungen sind weitverbreitet. P. Sartori[199] weist das Ausschütten des Wassers nicht nur aus Krain und der nahen Untersteiermark nach, sondern auch aus Böhmen, Frankreich und bei den südrussischen Juden. Auch bei den letzteren, „damit der Todesengel darin sein Schwert nicht abwaschen kann". In Vintlers Gedicht „Blume der Tugend" (um 1411) ist das Ausschütten des Wassers auch schon aus dem mittelalterlichen Tirol bezeugt.

Zu den Handlungen, die alsbald nach dem Eintritt des Todes vorgenommen werden, gehört nicht nur die Verständigung der Nachbarn, sondern vor allem auch das Ansagen der großen Veränderung bei den Haustieren. Schliefen sie, so mußten sie aufgeweckt werden, wie ja auch in solchen Augenblicken an allen Vorräten gerückt und gerüttelt wird. Den Tieren wurde dabei aber auch mit Worten Mitteilung gemacht. In der Gottschee konnte ich mehrmals die Formeln des Todansagens in Erfahrung bringen. Vor allem sind es die Bienen, von denen regelmäßig das Wecken und Todansagen berichtet wird, was übrigens mit den österreichischen Gepflogenheiten übereinstimmt.

In Hinterberg sagte der junge Bauer beim Anklopfen an den Bienenstock: „Ich übernehm euch jetzt." Man muß die Bienen wecken, sonst gehen sie zugrunde. „In Katzendorf sind die Bienen nach einem Jahr nach dem Tode des Onkels eingegangen, trotz Pflege durch den Sohn." Aus Grafenfeld und Lienfeld ist das Bienenwecken gleichfalls bezeugt: „Ein Mann war gestorben. Es war im Winter, da haben sie dreimal angeklopft und gesagt, ‚sie tragen den Vater weg'. Sonst wären die Bienen gestorben." Ähnlich sagte man in Masereben beim Aufwecken der Bienen, „euer Herr ist gestorben, von heut an bin i euer Herr", oder in Hinterberg, „jetzt bin ich euer Herr", und im Hinterland, „Beien, euer Wirt ist gestorben, nun gehörtr mir". Es ist wie das notwendige Aussprechen einer Formel der Besitzergreifung. Doch das schöpft die Handlung nicht völlig aus. Denn das Nachsterben ohne Trennungsritus offenbart doch den Glauben an eine das Leben bestimmende Bindung, die über bloße Eigentumsverhältnisse weit hinausreicht. Der Glaube an die Anteilnahme der Bienen konnte so stark sein, daß der Gewährsmann in Wetzenbach erzählte, die Bienen seien nach dem Todansagen zu den Menschen heruntergekommen. Er habe das auf dem Hofe Schweiger selbst erlebt.

Auch vom Großvieh gilt der gleiche Glaube an das Nachsterben. Göttenitz: „Jemand ist in den Stall gegangen und hat gesagt, in Gottes Namen, der Wirt oder die Wirtin ist gestorben. Beim Hinaustragen des Toten wird das Vieh gefüttert, sonst stirbt es nach. Wenn die Rinder fressen, vergessen sie darauf, daß sie nachgehen." Verdreng: „Wenn der Wirt in einem Bauernhaus stirbt, stirbt auch etwas vom Vieh, ein Ochs oder Schwein, etwas muß nachgehen." Rieg: „Dem Vieh hat man gesagt, ich bin jetzt euer Wärter." Altlag: „Das Vieh hat im Stall schon gemeldet wenn der Vater gestorben ist. Schon einige Tage vorher, es war so wie zum Stallabreißen." Hohenegg: „Bei einem Todesfall haben die Viecher im Stall gebrüllt und die Haare aufgestellt, da hat der Tote offenbar Abschied genommen."

---

[199] P. Sartori, Das Wasser im Totengebrauche, Zs. d. Vereins f. Volkskunde, 18. Jg., Berlin 1908, S. 362 f.

Das Todansagen beim Vieh und die damit verbundenen Vorstellungen machen die enge Bindung alles Lebenden mit der Hausgemeinschaft und den für sie Verantwortlichen in aufschlußreicher Weise sichtbar. Mit dem Scheiden des Hausvaters oder der Hausmutter — das Gottscheer Volk sagt auch des „Wirtes" oder der „Wirtin" — ist der Tod an entscheidender Stelle eingebrochen, die Lebensgrundlagen sind in Frage gestellt. Der Stillstand muß überwunden werden, eine neue Kraft an die Stelle der bisherigen treten. Dies beginnt sogleich mit Handlungen wie dem Todansagen bei den Tieren und endet anscheinend beim Leichenmahl, bei dem ursprünglich der Tote anwesend gedacht war — Andeutungen davon werden wir gleich sehen — und das einst ein Erbmahl war.

Wenn ich den Ausdruck „Hausgemeinschaft" verwendete, so mag das Vertretern einer neuen Richtung in der Volkskunde unangebracht erscheinen, die sich vor allem auf soziologische Begriffe und Methoden stützen. Ihnen scheint der Gemeinschaftsbegriff unklar und gefühlsbeladen, er sei daher auszuschließen. Angesichts mancher Zeugnisse, nicht allein der hier besprochenen, scheint mir das doch auf seine Allgemeingültigkeit zu überprüfen nötig. Wenn man in früherer Zeit zu Zusammenschlüssen verschiedener Art einfach „Gemeinschaft" sagte, ohne näher zu unterscheiden, geschieht dies heute ähnlich mit dem Ausdruck „Gruppe". Sicherlich gibt es Gruppenbildungen ohne tiefreichende Bindungen, bei denen der Begriff „Gemeinschaft" besser nicht angewendet wird, sofern man ihn nicht bloß formal gebraucht. Aber da, wo es z. B. um Leben und Tod geht, darf meines Erachtens der alte Begriff in seinem ganzen Gewicht bleiben. Er hebt diese Art von Bindung aus den seichteren Zusammenschlüssen heraus.

Der Begriff „Gruppe" ist — wie ich glaube — an sich ebensowenig abzulehnen wie die Bezeichnung „Gemeinschaft", zumindest wenn man unter der letzteren etwas Bestimmtes versteht. Gruppe ist an sich ein abstrakter und leerer Begriff, der alles umfassen kann, aber erläuternde Zusätze erfahren muß, wenn über die Art des Zusammenschlusses Näheres ausgesagt werden soll, z. B. Primärgruppe, Sekundärgruppe, Kleingruppe, Großgruppe, informelle Gruppe usf. Warum also den Begriff Gemeinschaft ausscheiden, wenn er innerhalb der Gruppierungen eine bestimmte Art starker und ernster Bindung zu bezeichnen vermag, die für den Träger zugleich mit einem Wertbegriff verbunden zu sein pflegt? Wenn man sich darüber einigt, daß vor allem solche Formen „Gemeinschaft" genannt werden, ließe sich der Streit aus der Welt schaffen. Solche Zusammenschlüsse sind auch dadurch gekennzeichnet, daß man bereit ist, für sie unter Umständen auch hohe Opfer zu bringen, bis zum Opfer des Lebens. Niemand kann leugnen, daß es solche Gruppen gibt, ihnen eignet sehr oft geschichtliche Bedeutung. Sie pflegen auch verbindende und verbindliche Ausdrucksformen zu entwickeln. Die Bereitschaft zum Opfer selbst des Lebens grenzt solche Formen aber auch von Erklärungsversuchen nur durch den Egoismus ab, wie sie neuestens ins Treffen geführt werden. Da reichen sie nicht aus, auch wenn Eigensucht natürlich mehr oder weniger in allen Menschen vorhanden ist. Aber gerade in solchen Fällen ist nicht sie entscheidend. Gemeinschaften der gekennzeichneten Art werden von starken Gefühlen getragen. Wenn dies auch in der Benennung zum Ausdruck kommt, ist dies nur angemessen. [200]

Kehren wir nach diesem Ausblick ins Allgemeine zum Fortgang der Handlungen zurück, welche in der Gottschee mit dem Lebensabschluß in Verbindung stehen.

Das Herrichten des Toten verläuft in der allgemein üblichen Weise. Das Wasser, mit dem der Tote gewaschen wurde, schüttete man in Merleinsraut in das Feuer des Ofens. Aufgebahrt wird der Tote in Masereben auf einer Bank, die durch ein Brett etwas verbreitert wird und die mit einer weißen Leinwand überdeckt ist. In Hohenegg finden wir die zweite besonders häufige Art: Zwei Bretter werden über das Bett gelegt und das

[200] Dazu ausführlicher R. Wolfram, Um den Begriff der „Gemeinschaft", Österr. Zeitschr. f. Volkskunde Bd. XXVIII/77, Wien 1974.

Bett wird so gestellt, daß es zum Herrgottswinkel schaut. Der ist immer rechts, wenn man zur Türe hereinkommt. Es kann auch ein Gerüst aus Stützen gemacht werden, über welche man die Bretter legt.

Dem Toten zieht man gerne die Hochzeitskleider an, z. B. in Göttenitz und Katzendorf. Das kleine Braut- oder Bräutigamskranzl, das man von der Hochzeit aufhob, legt man dem Toten oft im Sarg unter den Kopf. Dem Verstorbenen zieht man häufig Schuhe an. Wenn die Kerzen schnell abbrennen, kommt bald ein anderer nach. Hat der Tote das linke Auge offen, stirbt bald auch jemand weiterer, darum legt man Geld auf die Augen, daß sie zubleiben. In Hohenegg war es üblich, einem männlichen Verstorbenen den Hut aufzusetzen, Pfeife, Stock und Rosenkranz mitzugeben und überhaupt Gegenstände, die ihm besonders lieb waren. Auch der Ehering folgt ins Grab mit. Wenn er bei Lebzeiten bereits verlorenging und nicht wiedergefunden wurde, ist das unglücklich für die Ehe, da stirbt einer der Partner bald (Masereben).

Geldbeigaben, wie sie z. B. bei den Slowenen üblich waren, werden in der Gottschee gewöhnlich verneint. In Hohenegg bestätigte man mir aber, daß man nach dem Hörensagen dort dem Toten auch ein Zehrgeld („Zehrgaud") mitgab. Aus Masereben kommt die Erzählung, daß man den Toten vor alter Zeit bei einer Typhusepidemie drei Schillinge in den Sarg gab, damit die Krankheit weggeht. Das soll auch eingetroffen sein. Und dann haben sie den Friedhof übergraben und das Geld kam wieder heraus und die Seuche auch.

In Merleinsraut wurde in der Stube „eine Bahre gemacht, viel höher als ein Bett. Stühle, Bretter und Strohsäcke, schön hoch und mit Spitzen rundum. Darauf hat man den Toten gelegt und mit einem Schleier zugedeckt. Die Leute sind gekommen besprengen, da haben sie abgedeckt und dann wieder drübergelegt. Erst wenn der Pfarrer gekommen ist, haben sie ihn herunter und in den Sarg gelegt und alles rasch gleich hinausgetragen. Das mußte sein. Dem Toten hat man mit Weihwasser noch das Gesicht gewaschen und die zusammengebundenen Füße aufgemacht. Strümpfbandln muß er auch haben und alles wie im Leben. Auch Schuhe und Taschentuch und ein Paternoster und Gebetbuch, aber kein Geld. Im Sommer haben sie ihm Wasen aus dem Garten unter die Arme und überall, das hat ihn frisch gehalten. Und ein Schaffel unter die Aufbahrung. Das hat geholfen." Auch in Rieg gab man ein Schaff Wasser unter die Leiche, man leerte es später in den Wiesen aus. Alles wurde schön hergerichtet mit Kerzen und einem Weihwassergefäß.

An den Abenden, solange die Leiche im Hause war, wurde Totenwache gehalten. Hohenegg: „Vor Mitternacht die Jungen. Dann der Rosenkranz gebetet und das Totenessen (‚Toatnassn'), Brot und Wein oder Most und Schnaps. Nach Mitternacht die verheirateten Frauen und Männer. Man hat Geistergeschichten erzählt, Hexereien, von Türken und Franzosen. Auch Spiele gespielt, z. B. ‚Weißtäuble ischt äusgewlohen in hiasche'. Alle legen den Zeigefinger auf den Tisch, einer ist der Anführer und sagt das. Man kann den Finger nur heben bei etwas, das die Taube frißt. Man hat müssen ein Pfand geben, wenn man zu viel oder zu wenig gehoben hat. Oder wenn der Anführer bei etwas den Finger hebt bei was, das die Taube nicht frißt. Ausgelöst wurde mit Strafen, sich selbst ausschimpfen oder sonst was Lustiges tun. Von dem Verstorbenen darf nur gut gesprochen werden." Die Spiele waren allerdings nicht in allen Orten üblich. In Mösel wurden sie ausdrücklich verneint. Hingegen waren gute Geschichtenerzähler für diese Gelegenheit sehr gesucht. Auch das Singen beim Totenwachen war anscheinend nicht überall. Für Altlag, Langenthon, Pöllandl, Komutzen und Tschermoschnitz ist es jedoch gut bezeugt. In Altlag sangen sie z. B. das folgende Lied:

Maria geht wandern mit einer armen Seel,
da klopfet an Maria mit ihren zwei Fingerlein.

„Wer ist, der heut noch draußen, so spät noch in der Nacht?"
„Maria, du sollst einagehn, die Seele draußen bleibm."
„Bevor noch diese Seele ins Leiden einigeht,
bevor geh ich noch heute ins Leiden ein."
„Lei buas hot dia dai Sheale shö güates getun?"
„Dai Sheale hot mr aulle Shamstoge a Liadle gashüng,
a Liadle gashüng, a Lichtle gabrünn." [201]

Bei der Bewirtung der zur Totenwache Versammelten spielte auch der Gedanke der Mahlgemeinschaft mit, welche den Toten offenbar einschloß. Das deutet die Nachricht aus Altlag an, daß jemand, der nicht mitißt, dem Toten irgendetwas nicht verzeihen will.

In Langenton pflegten bis zu 20 Leute in der Stube zu sein. „Das Wachen dauerte bis in die Frühe. Es wurde Rosenkranz gebetet, auch heilige Lieder gesungen. In Nesseltal und Oberdeutschau sang man nicht, in den anderen Dörfern aber schon. Hier wurde nur erzählt." „Schnaps wurde immer getrunken, von 11—12 war der Rosenkranz, nachher die Jause" (Unter Loschin). Das anscheinend ziemlich reichliche Schnapstrinken erwähnte auch Ober Gras, „da waren besoffene Leute genug". Daß die Jüngeren vor Mitternacht wachten, die Älteren nachher, ist öfter erwähnt. „Die Jüngeren haben auch manchmal gespielt, Ringlein austeilen usw., die Alten haben mehr Erinnerungsgeschichten erzählt" (Koflern). Aus Mairle wurden noch etliche Spiele genannt wie „Richter, Kläger, Schläger, Unschuld, Dieb. Und das hinten Hinaufschlagen. Oder Ringelein getoalt, wer hat es?, Beißtäublein (Weißtäublein) gespielt, mit dem Finger klopfen auf den Tisch und gesagt, es fliegt usw." „Unter dem Tisch darf man kein Kreuz machen oder Karten spielen, sonst kimmt der Geist" (Suchen).

Wenn der Tote vor dem Begräbnis in den Sarg gelegt wurde, gab man ihm in einer Reihe von Orten Erde unter den Kopf, „daß er von seiner Erde was mitnimmt" (Rieg, Morobitz). In Altlag nahm man dazu Rasen vom Gemeindegrund und legte ihn unter den Polster, ähnlich in Göttenitz und Katzendorf. In Mairle und Merleinsraut wurde das Mitgeben von Erde jedoch verneint.

Die Beigabe von Erde aus dem eigenen Besitz gehört in die große Gruppe von Bräuchen um die Heimaterde, die besonders stark bei der Heimatvertreibung nach dem Zweiten Weltkrieg zutage traten. Aber auch aus dem Ersten Weltkrieg ist mir bekannt, daß Soldaten oft ein Säckchen mit Heimaterde um den Hals gehängt trugen, das ihnen ins Grab folgte, sollten sie fallen.

Eigenartig ist noch eine Mitteilung aus Suchen: „wenn sich einer aufgehängt hat, muß man ihm den Strick in den Sarg mitgeben, sonst kommt er zurück." Bei Jungfrauen ist der Sarg lichtblau oder weiß. Außen um den ganzen Sarg herum ist dann ein Buchsbaumkranz mit Lilien (Altlag).

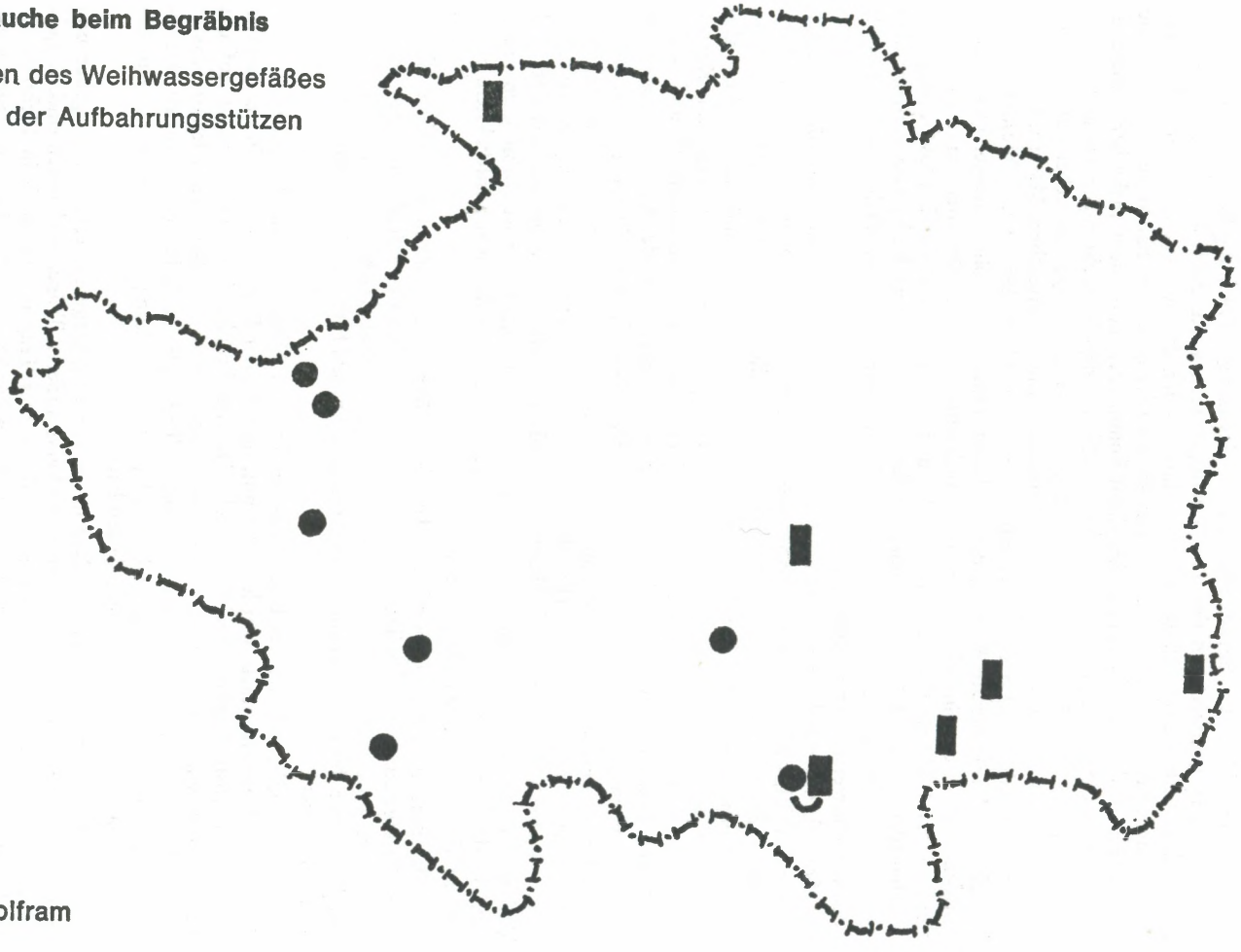
„Wenn der Tote in den Sarg kommt, nehmen alle noch Abschied. Der Sarg heißt ‚Trüge' (Truhe). Er wird offen auf die Schwelle gestellt und dann zugenagelt. Er ist so gestellt, daß die Hälfte drin (im Hause), die Hälfte draußen ist. Der Pfarrer hat vorher eingesegnet. Die nächsten Verwandten und Nachbarn tragen. Oder die Burschen tragen einen Burschen, Mädel ein Mädel" (Hohenegg). Ähnliches berichtet Altlag: „Die Träger sind immer unter den Wächtern. Den Sarg auf der Schwelle niederstellen vor dem Hinaustragen, aber nur einmal niederstellen." D. h. nicht dreimal in Kreuzform, wie das sonst in Österreich sehr verbreitet ist. Aber auch das bloße Niederstellen und Abschiednehmen auf der Hausschwelle findet sich in Österreich, ich sah dergleichen mehrmals. Auch in Grafenfeld war das Niederstellen des Sarges auf der Schwelle üblich.

[201] Eine ausführliche Variante dieses Liedes bei Hauffen, S. 199 f.

Trennungsbräuche beim Begräbnis

● Zerschlagen des Weihwassergefäßes

■ Umwerfen der Aufbahrungsstützen



Entwurf: R. Wolfram

In einem Teil der Sprachinsel waren eigenartige Trennungsbräuche vorhanden, wenn der Sarg gehoben und der Tote hinausgetragen wird. Zwei Dinge geschehen vor allem: das Weihwassergefäß wurde zerschlagen, oder die Stützen, auf denen der Sarg ruhte, wurden umgeworfen. „Das, wo das Weihwasser drin war, haben sie auf die Truhe aufigschmissn, daß es zersprungen ist, dann kommt der Tote nicht mehr her" (Masern, Göttenitz); „daß der Spuk fortgeht" (Masereben); „daß er nicht mehr zurückkommt" (Rieg); „mit großem Lärm" (Verdreng). Dafür habe ich Belege aus sieben Orten. Fünf von ihnen liegen in einer nordsüdlich verlaufenden Linie: Masereben, Masern, Göttenitz, Rieg und Morobitz, also das sogenannte „Hinterland" in der inneren Westhälfte der Sprachinsel. Der äußerste Westen, das Suchener Hochtal, ist ohne Belege. Der Brauch erstreckt sich in der südlichen Mitte des Landes noch in zwei Orte der „unteren Seite", Verdreng und Mösel. Die gesamte östliche und mittlere Sprachinsel, Moschenitze und Walden bleiben leer. Ich fragte immer wieder und erhielt eine Reihe von verneinenden Antworten. Bloß in Verdreng kommt sowohl das Zerschlagen des Weihwassergefäßes als auch das Umwerfen der Sargstützen vor.

Sonst kenne ich das Umwerfen der Stühle oder Stützen nur noch aus fünf weiteren Orten: Prerigl, Buchberg, Mairle, Katzendorf und Kukendorf. Wenn man von Kukendorf im äußersten Nordzipfel des Landes absieht, schließt sich das Umwerfen direkt an das Verbreitungsgebiet des Zerschlagens an, nur etwas weiter im Südosten. Es liegt also eine ziemlich klare Gliederung in zwei Verbreitungslandschaften vor (vgl. die Karte). Das Umstürzen des Sarguntersatzes ist übrigens auch in Niederösterreich und vielen Gegenden Deutschlands üblich. Nur noch einige kennzeichnende Aussagen zum Umwerfen: „wenn der Sarg hinausgetragen wurde, haben sie die Stützen gleich mit den Füßen umgeschmissen" (Prerigl); „die Stützen, wo der Sarg draufsteht, gleich nach dem Hinaustragen umgeschmissen" (Buchberg); „wenn der Sarg hinausgetragen wird, die Stühle umwerfen" (Katzendorf, Mairle, Kukendorf, Verdreng). Wenn hinzugefügt wird, daß man rasch die Türe zumacht, wenn der Sarg hinausgetragen ist (Mösel), so unterstreicht das den Trennungscharakter. In Koflern sagt man da auch ausdrücklich, es geschieht, damit die Seele nicht zurückkehrt.

Das Beseitigen dessen, womit der Tote in Berührung gekommen war, geht auch aus einer Aussage aus Gehag bei Tschermoschnitz hervor: „Wenn sie ihn hinaustragen, schnell erwischen, wo er drauf gelegen ist, Polster, Leintuch, und das hinaustragen. Wenn man den Toten mit der Hand berührt, tut man sich gar nichts fürchten. Sie haben sich nämlich sehr gefürchtet."

Die gründlichste Art des Beseitigens gefährlicher Dinge war das Verbrennen. „Das Stroh, auf dem einer starb, wurde verbrannt, und wo der Rauch hinzieht, in der Gegend wird der nächste Sterbefall sein" (Mösel). Das beschränkt sich vielfach nicht auf das Stroh: „alles wurde verbrannt, wo der Tote gestorben ist, das Bett, die Kleider, was er in der Krankheit hatte. Das war bei jedem Todesfall, auch bei einem durch Altersschwäche. Abends wurde dann verbrannt" (Altlag). In Langenton verbrannte man das Bettzeug, in Rieg „alles was er dagelassen hat".

Vor der Beerdigung wird der Sarg in die Kirche getragen. „Sechs Häuser gehen und machen das Grab und müssen tragen, wenn keine anderen Träger vorhanden sind. Es geht immer im Turnus, daß es sechs sind" (Mösel). Das Tragen ging auch in Lichtenbach, Suchen, Göttenitz und Katzendorf reihum. Wenn der Sarg aus dem Haus getragen wird, schaut man, daß nicht der nächste Verwandte als erster nachgeht, sonst kommt der dran beim Sterben" (Hinterland). Man darf auch nicht übers Wetter fluchen, sonst regnet es beim Begräbnis.

Wird ein Kind begraben, trägt ein weißgekleidetes Mäderl eine Schüssel mit Weihwasser und einen kleinen Kranz voran. Weihwasser und Kranz werden auf den Sarg

geleert, wenn dieser schon versenkt ist (Unter Loschin). „Bei der Leiche hat gewöhnlich a jeder a Kerzn getragen. Von jedem Haus geht wer mit, auch wenn sie sonst nicht gut miteinander waren" (Nesseltal). „Jeder Verwandte tragt eine Kerze und wirft sie ins Grab oder stellt sie aufs Grab" (Altlag). „Das Grab wird zugemacht im Beisein der Verwandten. Jeder trägt eine Kerze und die werden alle aufs Grab gestellt, so daß einer oft 15—20 Kerzen auf seinem Grab stehen hat. Sie brennen dort herunter. Man darf nichts von einem Grab stehlen, etwa nicht ausgebrannte Kerzen oder Blumen" (Hohenegg). Beim Begräbnis sangen sie in Altlag das bekannte Lied:

Ben shai mich ins Trigue (Truhe) bönt legn,
o Jeshish bleib bei mir,
mein Harzle schenk ich Jeshish dir.
Ben shai mi afs Wreithöf trugn,
o Jeshish bleib bei mir,
mein Harzle schenk ich Jeshish dir.
Ben mi alle Leite bönt verlosn,
o Jeshish bleib bei mir . . .

„Wenn der Pfarrer beim Begräbnis nicht dabei ist, kommt er (der Tote) ham, den hat er nicht fest gemacht in Friedhof zuwi. Wenn es geistert, hat der Pfarrer im Wald gebetet, daß er die Seel dahin führt" (Suchen). „Ein Pfarrer war begraben worden in Untersgrün. Niemand hat sich um sein Grab bekümmert und da hat der andere Pfarrer gesagt, Pfarrer Mausser, es soll ihm einer ein Kreuz machen. Das hat er getan, von Eichenholz. Der Pfarrer ist dann zum Tischler gekommen und hat gesagt, das Kreuz hast du schön gemacht. Ja, sagt der andere, aber ich hab draufgezahlt, der ist sich bedanken kommen bei der Nacht um Zwölfe und das habe ich nicht gern. Es war ein großes Klopfen" (Verdreng).

Das Leichenmahl führt in der Gottschee den Namen „Shibmte". Darin drückt sich aus, daß es ursprünglich nach einer Woche gehalten wurde. In der überwiegenden Mehrzahl der Orte verschob sich das jedoch so, daß sich das Mahl gleich an das Begräbnis anschloß. Koflern wußte noch von der älteren Ordnung: „Die Shibmte ist gleich nachher. Einst war es am 7. Tag darnach, daß die Verwandten zusammengekommen sind und haben noch einmal gehalten, daß er geschieden ist aus der Familie." Wie es scheint, gab es auch die Form eines Beisammenseins gleich nachher und dann nach einer Woche nochmals: „Acht Tage darauf kommen die Verwandten zusammen und beten im Sterbehaus. Sie haben mehr noch gegessen und getrunken und es waren mehr Leute. Vorher waren 3 Rosenkränze und die Litanei" (Altlag). In Suchen machten es manche gleich nach dem Begräbnis, andere erst nach sieben oder acht Tagen. Im Suchener Hochtal, wo ein gewisses slowenisches Superstrat beobachtet werden kann, hieß diese Zusammenkunft wie im Slowenischen „Sedmina" (Merleinsraut, Ober Gras). Die Slowenen halten sie aber ebenfalls gleich nach der Beerdigung: „Die Sedmina ist gleich nach dem Begräbnis. Essen und Trinken meist für die Männer. Suppen und Wein und Fleisch und Schnaps." Sonst werden in der Regel nur die symbolisch anmutenden Gerichte Brot und Wein aufgetischt.

Die Bedeutung des Mahles als einer notwendigen Handlung kommt mehrmals zum Ausdruck: „Jeder bekommt einen halben Liter Wein und ein Viertelbrot. Es wird ein Vaterunser gebetet, die Shibmte ist, sonst kann der Tote nicht ruhen" (Mösel und Hinterland). „Es wird gebetet für den Toten. Was man ißt, ißt man für den Toten. Jeder muß etwas essen. Nichts wird heimgetragen, übrig gebliebenes Brot wird an die armen Kinder verteilt. Nur Wein und Brot essen. Der Vorbeter betet vor dem Essen und sagt dann

‚Toatr steah äuf, Wein trinkn, Broat assen' " (Hohenegg). In Warmberg-Komutzen wird auch ein Sitz frei gelassen für den Toten.

Diese Züge eines rituellen Totenmahles, bei dem der Verstorbene sichtlich einst auch selbst als Teilnehmer gedacht war, sind hochaltertümlich. Eine kennzeichnende Rolle spielt die Siebenzahl nicht nur im Zeitabstand, sondern auch in der Zahl dessen, was aufgetischt wird. „Sieben Teller sind mit verschiedenen Speisen. Gebetet auch, dann erst zu essen und zu trinken angefangen" (Rieg). „Sieben Laib Brot waren und sieben Liter Wein mußten getrunken werden. Und auf das Vaterunser, das da gebetet wird, wartet die arme Seele. Das ist ihre größte Hilfe" (Komutzen). „Die Shibmte oder Bestatunge wird gleich nachher im eigenen Haus gehalten. Keine Brotverteilung an die Armen, aber in Mitterdorf schon" (Masereben).

H a u f f e n (S. 84) kennt das auch: „Nach dem Begräbnis findet im Hause des Verstorbenen oder im Gasthaus auf Kosten der Hinterbliebenen das Leichenmahl statt. Die Angehörigen und befreundeten Leidtragenden versammeln sich an einer langen Tafel. Der Messner verteilt erst an die vor der Türe harrenden Armen und Kinder Brote, dann kehrt er in die Stube zurück und ruft: ‚da shibmta beginnt'. Nun sagt er einige Gebete her, zunächst für die Seelen der Verstorbenen, dann für die armen Seelen im Fegefeuer, für die Seele, die zunächst sterben wird, und für die ganze Freundschaft. Dann geht es an Essen und Trinken. Auf dem Tisch befinden sich 7 Gattungen verschiedener Speisen, 7 große Brote (4 Weizen- und 3 Hirsebrote) und eine entsprechende Menge Rotwein. Die Güte und Reichhaltigkeit der Gerichte hängt natürlich von den Verhältnissen der Hinterbliebenen ab, doch essen und trinken gewöhnlich die Gäste einige Stunden lang."

Von Totenklagen konnte ich nichts erfahren, in Hohenegg verneinte man mir die Frage sogar ausdrücklich. H a u f f e n bringt jedoch vor fast 80 Jahren noch einen Bericht aus Hornberg von dieser — auch damals schon seltenen — Sitte, wo eine Mutter am Grab über ihr Kind klagte und jeden Vers mit „Jau, Jau", dem Wehruf der Gottscheer, einleitete.

Das letzte in diesen Zusammenhang gehörige Kapitel ist der Seelenglaube und die Seelenpflege. Ich stelle zwei ausführliche Aufzeichnungen voran:

Hohenegg

„Wenn eine Mutter von Kindern weggestorben ist, haben sie sie noch dreimal weinend ums Haus gehört. Der Mann hat auch gesehen, wie sie sich über die Wiege gebeugt hat und das Kind gestillt hat. Einige wollen nicht in der Erde bleiben. Einem Kind wächst heraus, das seine Eltern geschlagen hat. Auch ein Fluch geht in Erfüllung. Bei einem Mörder tun sie Zeichen geben. Die Wunde fangt zu bluten an, wenn der vor dem Sarg steht. In der Nacht darf man nicht auf den Friedhof gehen, daß sie nicht gestört werden, die Seelen. Ein Urahne ging heim nach Tiefenthal: schau, jetzt läuten sie nicht einmal und so eine große Prozession geht da und tut singen und beten. Sie sind rasch heim um zu erfragen, was es war, aber dort wurden sie nur ausgelacht. Nichts war. Die Seelen kommen auch sonst zum Haus. Bis der Priester das letzte Weihwasser draufgibt, hören und sehen die Toten. Viele glauben, daß sie nicht ins Fegefeuer kommen, sondern auf Erden umgehen müssen und sühnen. Es ist auch der Glaube, daß man die Verwandten um sich hat. Daß sie mit den Verwandten leben. Macht aufmerksam oder beschützt vor Unglück im wohlmeinenden Sinne. Unter den Verstorbenen gibt es aber auch schlechte Geister, die dem Vieh was antun können. Wenn ein Bauer mit dem Vieh mehrmals Unglück hatte, meinte er, ein böser Geist tut das. Manche haben vor den Füßen des Viehes im Stall geweihte Knochen vom Osterschwein eingegraben. Eine Kröte auch eingegraben im Stall. Die bösen Geister haben gepoltert, Scheiter an die Tür geworfen, kalte Luft ist vorüber. Die Schnitterinnen haben für die armen Seelen Brosamen vom Schoß auf den Acker fallen gelassen, ‚dasche eppas hont'."

„Wenn man auf dem Feld trinkt, einige Tropfen für die armen Seelen ausgießen, nichts nach Hause tragen. Wenn noch was übrig, dann auf dem Feld ausschütten. Oder wenn man zufällig etwas ausschüttet, gehört es für die armen Seelen. Auch altes Brot ins Feuer für die armen Seelen. In der Christnacht beim ersten Läuten geht man in die Kirche und kniet um den Altar. Betet für jeden Verstorbenen und rutscht auf den Knien für jeden einmal um den Altar. Bei der Hochzeit in der Mitte haben sie ein Lied gesungen, wenn sie einen verstorbenen Vater oder Mutter hatten. Beten für sie, und den englischen Gruß gesungen. In Tschermoschnitz, Altlag und Langenton auch Seelenlieder gesungen, wenn einer von den Eltern der Brautleute tot war. Zu Allerheiligen ein Glas Wasser auf das Fenster, zum Trinken für die armen Seelen. Und a Liacht gebrennt die ganze Nacht. Wenn ein starker Sturm ist, hat man gesagt, heut hat sich jemand aufgehängt. Wo ein Kreuz war, wo sich einer derfallen hat, einen Stein hinlegen, so daß oft ein Haufen war. Das hat man immer gemacht."

Die beiden Aufzeichnungen, die beispielhaft angeführt wurden, enthalten so ziemlich alle Motive, die auch an den übrigen Orten in verschiedener Dichte wiederkehren. Z. B. „wer früher gestorben ist als ihm beschaffen war, der mußte sich in der Gegend so lange aufhalten" (Masereben), ein auch in Österreich verbreiteter Glaube. In Pöllandl hat der Bericht über die Getränkespende folgenden Wortlaut: „wenn man Wein getrunken hat und es ist übergegangen, hat man gesagt, für die armen Seelen." Daß sich jemand aufgehängt hat, wenn Sturm oder starker Wind einfällt, ist oftmals zu hören, nicht selten verbunden mit der Versicherung, daß dies auch wirklich zugetroffen ist: „Bei Sturm hat sich einer aufgehängt, es hat sich oft herausgestellt, daß das wirklich war" (Warmberg, Komutzen); „es war wahr. So lange sie ihn nicht gefunden haben, ist er gegangen" (Grafenfeld); „wenn starker, tagelanger Wind gegangen ist, hat sich einer aufgehängt. Bis man die Leiche gefunden hat, hat der Wind aufgehört" (Buchberg). Die Gewährsfrau zählte drei Fälle auf, wo das wirklich so war. „Bei Wind hat sich einer aufgehängt. Das war auch wirklich" (Mitterdorf). Weitere Belege stammen aus Altlag, Gehag bei Tschermoschnitz, Ober Gras, Koflern, Graflinden, Pöllandl und Tschermoschnitz.

Die Seelenpflege knüpft sich besonders an Allerheiligen-Allerseelen. Man gedenkt der Toten in mannigfacher Weise durch Gräberschmuck und Gebet. Vor allem aber auch Vorkehrungen für eine nächtliche Einkehr der Seelen in ihr altes Heim. Man läßt in der Stube über Nacht ein Licht für sie brennen und stellt Getränk oder Essen für sie hin. Auch die Brotgabe an die Armen soll ihnen dienen, denn die Armen sollen dann für die Seelen beten. [202] Die Aussagen ähneln einander in den verschiedenen Ortschaften:

„Brot für die Armen. Man hat gesagt, bete für meine Eltern" (Morobitz). „Brot den Armen gegeben. Das soll der Arme aufs Gras stellen, die Gräser abzählen und so viele Vaterunser beten als er Gräser gezählt hat" (Mösel). „Klane Laberl ausgeteilt für die Bettler. Da hat mancher einen ganzen Sack sich angeklaubt. Die mußten für die armen Seelen beten" (Gehag bei Tschermoschnitz).

„Zu Allerseelen, wenn der Pfarrer auf dem Friedhof segnet, da haben die Toten das Recht, unter den Lebendigen einen Tag zu weilen. Ein Glas mit Öl brennen gelassen zu gewissen Zeiten und auch in dieser Nacht. Man durfte keine Äpfel essen, weil man sonst einen Ausschlag bekam, bekimmscht du Oisse" (Lienfeld, Grafenfeld). „Zu Allerheiligen ein Glas Wasser auf das Fenster zum Trinken für die armen Seelen und a Liacht gebrennt die ganze Nacht" (Altlag). „In Scheflein haben zu Allerheiligen die Hausleute besser gegessen, und was übrig blieb, auf dem Tisch stehen gelassen für die Seelen. 2—3 kg Fleisch haben sie gekauft, das war in der Gemeinde Nesseltal, aber in Morobitz und

[202] Vgl. dazu H. Koren, Die Spende, eine volkskundliche Studie über die Beziehung arme Seelen, arme Leute, Graz 1954.

Verdreng nicht." In Stockendorf mußte man die Putschn mit dem nicht ausgetrunkenen Wein über Nacht auf dem Tisch stehenlassen für die armen Seelen, in Kukendorf ein Laib Brot, ein Liter Wein und Wasser. „Zu Allerheiligen ein Licht auf dem Tisch für die armen Seelen und Rosenkranz gebetet. Auf den Gräbern Lichter" (Rieg). „Licht brennen gelassen. Bis 1900 war es üblich, Brote zu backen. Sie wurden in Stücke zerschnitten und Bettlern gegeben, die haben gesagt, sie beten für die armen Seelen" (Langenton). „Zu Allerseelen Korn getragen in die Kirche zum Weihen. Brot haben sie gegeben für die Armen vor der Kirche. Das Korn ist in die Aussaat gekommen. Licht über Nacht brennen gelassen" (Ober Gras). „Ein Licht über Nacht in der Stube gebrannt, ein Laib Brot, ein Liter Wein und Wasser auf dem Tisch für die armen Seelen über die Nacht" (Kukendorf). Angaben über das Lichterbrennen kommen noch aus weiteren Dörfern. Ein Speisentisch für die Seelen ist verhältnismäßig selten, die Belege wurden angeführt. Ausdrücklich verneint wurde der Speisentisch in den Orten Morobitz, Rieg, Unter Loschin und Mairle. In Merleinsraut, Warmberg, Komutzen und Prerigl sprach man nur vom Brennenlassen eines Lichtes.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß Brauch und Glaube am Lebensanfang und Lebensabschluß in der Gottschee eine Reihe bemerkenswerter Einzelheiten aufweisen. In erster Linie gilt dies für die Schicksalsfrauen, aber auch Trennungsbräuche beim Todesfall oder das rituelle Leichenmahl. Sie verdeutlichen die Hintergründe mancher Vorstellungen und fügen auch neue Züge hinzu.

XI. Die Faschingsbräuche

1. Vorbemerkungen

Der dritte große Brauchtumskreis, den wir nach der Arbeit und dem Lebenslauf zu betrachten haben, ist der Jahreslauf. Bei ihm ist das, was aus dem Kalender des Kirchenjahres stammt, eng verwoben mit den Gefühlen, Gedanken und Handlungen, die sich aus dem Ablauf des Naturjahres ergeben. Wir sammeln unsere Darstellung um vier Höhepunkte: Fasching, Ostern, Sonnwend und Weihnachten. Wobei etliches an Frühjahrs- und Erntebrauchtum bereits in den Abschnitten über die bäuerliche Arbeit berührt wurde, das Totengedenken zu Allerheiligen-Allerseelen im Kapitel über den Lebensabschluß. Um die Übergänge herzustellen, wurde noch ein Ergänzungskapitel „Frühjahr, Sommer" eingeschoben.

Zwischen der großen Jahreswende zu Mittwinter — Weihnachten, Neujahr, Dreikönig — und der Auferstehung der Natur im Frühling — beginnend mit Mittfasten und Ostern — liegt die Faschingszeit. Eine Zwischenzeit, die trotz der Fülle einander in weiten Gebieten recht ähnlicher Bräuche nicht ganz so leicht auf einen Hauptnenner zu bringen ist wie die Neujahrswende oder das Naturerwachen. Festzustellen ist außerdem, daß die Handlungen der Faschingszeit als einziger Großabschnitt des Jahreslaufes nicht in den kirchlichen Festkalender eingebaut werden konnten. Hier liegt ein kaum überschichteter Bestand vor, zumal in den einfach gebliebenen ländlichen Formen.

In den Mittwintertagen geschieht die große Umkehr vom Dunklerwerden zum Lichterwerden. An jedem Neubeginn entscheidet sich nach dem Glauben ursprungsnah empfindender Menschen auch das Schicksal des ganzen Zeitabschnittes bis zur nächsten großen Wende. [203] Die hier geworfenen Lose gilt es nicht nur durch Vorzeichen zu erkennen, sondern der Mensch sucht auch von sich aus das Mögliche zu tun, um sie zu beeinflussen und zu bestimmen. [204] Das macht einen großen Teil der Anfangsbräuche aus, ein immer wiederkehrendes Stück Schöpfung.

Mit dem Erwachen des Wachstums im Frühjahr gilt es dann, das beim Neubeginn vorauswirkend Eingeleitete zu fördern, zu sichern und die wunderbare neue Kraft in den eigenen Bereich möglichst hereinzuholen, sie mit Freude und Dank zu empfangen.

Schon die Faschingszeit ist dem Kommenden freudig und in mitreißender Lebensentfaltung voll zugewandt. Sicher, die Freude am Spiel und alle Ventilsitten der „legalen Anarchie" im Umkehren der üblichen Ordnungen haben ihren wichtigen Teil daran und bedürfen keiner sonstigen sinngebenden Schwergewichte. Und doch steht das meiste, was geschieht, in irgendeinem Bezug zur Förderung des neuen Lebens. Sei es das Beseitigen des verbrauchten Alten, sei es das Aufschäumen der Lebenskraft in Bewegungsriten und dem Hinaustreten aus dem Alltäglichen in einem doppelten Sinne. In der Maskenverwandlung liegt nämlich auch im Hintergrund etwas vom sichtbaren Erscheinen und Eingreifen von Gestalten, die nicht nur von dieser Welt sind. Mit allen Übergängen

[203] Vgl. dazu auch M. Eliade, Der Mythos der ewigen Wiederkehr, Düsseldorf 1953.
[204] R. Wolfram, Weihnachtsgast und „Heiliges Mahl", Zeitschr. f. Volkskunde, 58. Jg., Stuttgart 1962, S. 1 ff.

vom Ernst zum Scherz. Diese müssen gar nicht allein Kernverlust als Folge einer fortschreitenden „Entmythisierung" sein, sie können zum Teil auch von Anfang an dazugehört haben als ein Unterscheidungsmerkmal vom „Eigentlichen", wie das O. Höfler in einem Vortrag über Götterkomik in genialer Weise gedeutet hat. [205]

Nehmen wir es im ganzen, so sind die Bräuche der Faschingszeit aktiver, verglichen mit Mittwinter, sie sind dem Kommenden sichtlich näher. Trotzdem enthalten sie überraschend viel an Zukunftsentscheidung, Orakel und Zukunftsbeeinflussung, das eigentlich dem Neubeginn selbst zukäme. Etwas anders gewendet steht hier nochmals eine Entscheidungszeit vor uns, die dem endlichen Durchbruch vorangeht. Sogar eine gewisse zeitliche Gliederung nach Wochen und bedeutsamen Tagen entspricht auch im Fasching dem Mittwinterabschnitt.

Die Frage, ob wir es hier mit einer teilweisen Verdoppelung des ursprünglich Gleichen zu tun haben, vielleicht etwas zeitverschoben durch ein mittleres und südliches Klima oder einen Kalenderwechsel, ist schwer zu entscheiden. Ebenso die Frage, wie es wohl vor der Einführung der Fastenzeit gewesen sein mag? Ob da manche Bräuche noch weiterliefen? Worauf die „Alte Fasnacht" am ersten Fastensonntag und die wichtigen Bräuche des „Sommertages" zu Mittfasten deuten könnten? Oder ob es der Beginn der Fastenzeit war, welcher die Faschingsbräuche zu einem Höhepunkt steigerte und zusammendrängte? Oder gab es einen solchen Höhepunkt auch schon im Brauchtum des Naturjahres zu dieser Zeit? Schließlich ist das Fehlen von etlichen Bräuchen dieses Abschnittes bei Ostslawen und Skandinaviern noch ein Problem, das wohl in erster Linie historisch angepackt werden muß.

All das kann und soll hier nicht weiter verfolgt werden. In unserem Zusammenhang geht es nur darum, die entsprechenden Gottscheer Bräuche zu schildern und möglichst in ihre Zusammenhänge einzuordnen. Wie so viele Faschingsbräuche sind auch jene der Gottschee in erster Linie auf Fruchtbarkeit und Wachstum bei Feld und Haustier, aber auch beim Menschen selbst ausgerichtet. Deshalb auch zuletzt das Verbrennen des Faschingsalten, wie man den Strohmann nennen könnte, aber auch das Anprangern jener herangewachsenen Mädchen, die in diesem Jahre wieder nicht geheiratet haben. In den Gottscheer Bräuchen ist das sehr deutlich ausgeprägt. Auffällig und wie mir scheint besonders ist in der Gottschee aber auch das Vorkommen von Todesorakeln, wie sie sonst nur die Mittwinterzeit kennt: die Probe des Schattenwerfens am Abend des Faschingstages.

2. Einige Gesamtschilderungen der Faschingsbräuche

Es war mir nicht vergönnt, in der Gottschee selbst noch das ganze Jahresbrauchtum wie in Tirol oder Salzburg mitzuerleben, wo ich auch das ganze Land umfassende Brauchtumsaufzeichnungen machte. Mein Wissen beruht bei der Gottschee nur auf einem Befragen. Nur aus dem Wort kann daher noch ein Spiegel des alten Lebens entstehen. Die Eigenbeobachtung des Brauchablaufes durch den geschulten Forscher — eine höchst wichtige Erkenntnismöglichkeit — fehlt in diesem Falle.

Ehe wir in einer Reihe von Kapiteln die Einzelheiten zusammenfassend untersuchen, möchte ich wieder einige Schilderungen im Wortlaut anführen, wie sie mir meine Gewährsleute aus verschiedenen Dörfern gaben. Sie zeigen bereits die wichtigsten Motive, denen wir uns dann der Reihe nach zuwenden.

---

[205] O. Höfler, Götterkomik; zur Selbstrelativierung des Mythos, Zeitschrift f. deutsches Altertum und deutsche Literatur, 100. Bd., Wiesbaden 1971, S. 371—389.

Masereben

Am Faschingstag setzt man Ruten (einjährige Hasel-„Schißlinge") in ein Glas mit Wasser. Wenn sie am Palmsonntag Laub haben für die Palmen, geht der Wunsch in Erfüllung, den man beim Einwässern hatte.

An den drei Donnerstagen vor dem „Woschongtoge" (Faschingsdienstag) gehen sie „woschongen", in Masken. An diesen drei Donnerstagen ist auch das „Pfinztokmandle". Das ist ein besseres Essen mit Fleisch.

Am „woistigen Shüntok" tanzt die Jugend die ganze Nacht. Alles versammelt sich. Am Montag ziehen sie sich als Zigeuner an und gehen betteln, Speck, Eier, Würste, Krapfen. Dabei tun sich die jungen Leute mit Ruß schwarz anschmieren. Sie tragen eine Wiege mit und ein Kind, das die verkleideten Burschen an die Brust anlegen. Die Zigeuner haben auch geschwärzte Gesichter, einer reckt den Hintern her und einer zieht sich recht dick an um den Bauch. Wenn sie können, stehlen sie. Manche packen gleich die Schüssel mit Krapfen oder den Topf Fleisch.

Am Dienstag sind sie nur schön gekleidet, bloß ein oder zwei Schwarze sind auch dabei und haben Glocken herum. Bei den Weißen geht zuerst der Bojatzl mit einem Stab, dann der Musikant, dann die Brautleute, zwei bis drei Paare. Dann kommt einer mit einem Korb zum Fechten (betteln). Die Schwarzen laufen an der Seite herum, damit den anderen nichts geschieht und sie schmieren die nicht verkleideten Mädchen mit Ruß an.
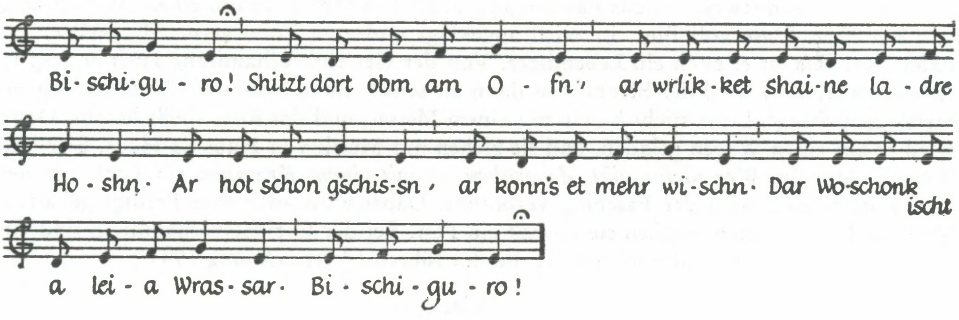
Die letzten drei Tage heißen „Wraßmântok" (Freßmontag), „Scheißertok" (Ertag = Dienstag), „Branklmittwoch" (brankln = fasten). Am Donnerstag nach dem Branklmittwoch ist der „kleine Fasching", der „winzige Woschonk", da tun sie die Überbleibsel verzehren.

Wenn sie gehen „woschong" (maskiert), wachsen die Rüben. Wenn man im Fasching Salat sät, wird er zu Pfingsten groß. Wer am Faschingstag drei Spulen spinnt und drei Rosenkränze spricht, der heiratet im selben Jahre noch. Am Faschingsabend bleibt alles auf dem Tisch, nichts wird abgewaschen, sie kochen auch drei Gattungen gefüllter „Babawetzn", eine von Heidenmehl, eine von Weizen.

Es gibt verschiedene Faschingslieder. Den Mädchen, die nicht geheiratet haben, singt man:

„Woschonktog, Woschonktog, kimm nur bald wieder,
wertn (voriges Jahr) pin i übrig bliebn, heier schon wieder."

Ein anderer Faschingsruf aus Masereben ist der „Bischiguro":
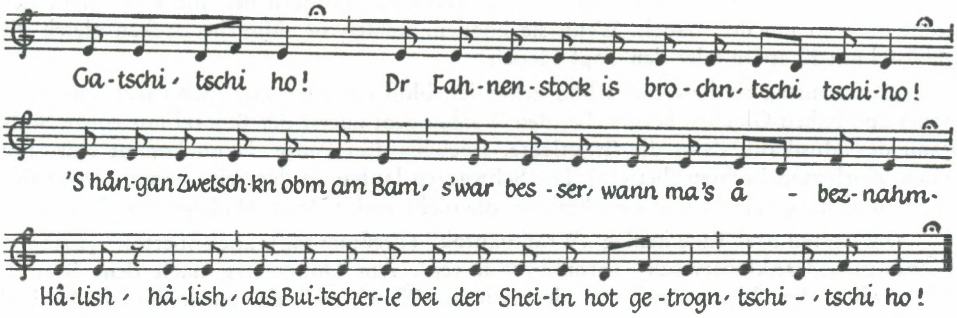


Daß die Texte manchmal etwas derb sind, liegt in der Natur der Sache.

Dann wird der Fasching begraben. Einer zieht sich an als Priester und betet das Miserere wie bei einer Leich:

„Ga tschi tschi tschiho,
da Fahnenstock is brochn, tschi tschiho!
Hâlisch, hâlisch,
das Buitscherle bei der Sheitn hot getrogn,
ga tschi tschiho!
's hangen Zwetschkn obn am Bam,
's war besser wann ma's obanam,
tschi tschiho!"

Ein bekleideter Strohmann wird mitgetragen und alle weinen. Der Strohmann wird dann angezündet. *Die Asche wird als Andenken mitgenommen* (Aufzeichnung 1941).

Die Melodie beim Faschingbegraben wird litaneimäßig gesungen:



Vorgesungen in *Masereben* von Johann Sbaschnik, 73 Jahre.

Hohenegg

Wenn die Masken mit ihren Stöcken den Kindern nachgelaufen sind, haben diese geschrien:

„Zickl zackl Woschong,
neidiger Hund, neidiger Hund!"

Am Faschingstag sind die Bauern gegangen. Zwei Burschen haben sie in ein Doppeljoch gespannt, und sie haben einen *Holzpflug* gezogen und sind gefahren. Einer hat einen alten Rechen gehabt und hat wie eingerecht, einer hat die Kinder vertrieben, einer hat mit Heublumen gesät. Sie haben schwarze Gesichter und tun die Mädeln anrußen.

Am Aschermittwoch ist das Faschingbegraben. Ein Strohmann in einem alten Anzug und mit einer Blase voll Blut. Er wird angeklagt und zum Tode verurteilt, weil er ein Falott war. Da ist es noch ein Lebendiger. Von der Gerichtsverhandlung lauft er weg in eine Scheuer, dort wird der Strohmann dann an seiner Stelle herausgeholt und an einem Strick *aufgehängt*. Einer sticht hinein mit einem Messer, und das Rote fließt heraus. Dann wird er auf einen Wagen geladen, und sie ziehen mit Musik von Haus zu Haus, Eier und Würste sammeln. *Wer nichts gibt, da graben sie mit einem Krampen ein Loch vor der Tür.* Zum Schluß wird der Fasching verbrannt. Dabei wird auch eine Predigt gehalten. Mit dem Gesammelten machen sie zuletzt ein Fest. Bei der Gerichtsverhandlung sind ein Richter, ein Gendarm und noch einige, die ihn führen (Aufzeichnung 1941).

Altlag

Lang vorher haben sich die Kinder schon angezogen, Tücher übers Gesicht, Hände mit Ruß und die Mädel angeschmiert. *Jeden Donnerstag nach Lichtmeß,* am Nachmittag. Das hat sich immer gesteigert, die Großen dann auch. Am „Woistigen Finztog" (feisten

Donnerstag) gehen die großen Burschen. Sie haben oft auch die Tür eingedrückt, um die Mädel zu finden. Wagenschmier und Stiefelwichs haben sie auch genommen (zum Schwärzen). Am Sonntag auch Masken, sie gehen von einem Gasthaus zum anderen. Am Montag nicht so viel, nur halbmaskiert. Da geht alles, Burschen und Mädel, von Haus zu Haus. Sie haben bekommen Krapfen, Würste, Eier. Ein Brautpaar mit, die andern sind nachgegangen. Sie haben wie bei einer Hochzeit gemacht, eine Trauung, aus einem Buch hat einer gelesen, alle möglichen Witze und Sprüche. Am Dienstag waren verschiedene Gruppen zusammen auf dem Dorfplatz. Nacheinander haben sie alles mögliche aufgeführt: *Alte Weibermühle,* ein *künstliches Pferd* mit zwei Mann drin und wie ein Pferdehändler, der hat das Pferd mit einer Peitsche geschlagen. Auch den *Bär herumführen. Pflug* auch öfter umgeführt und wie man sät und mit der Sense usw.

Ausgeritten sind die Burschen auch oft in die anderen Dörfer, maskiert und mit bekränzten Pferden. Ganz feierlich oft. Auch wie ein *Wettreiten* im Galopp durch. Tücher über die Achsel haben sie gehabt wie ein Schärpe, die „Woschonge". Etwas hat jeder getragen im Dorf, die ganzen Mander. Abends hat man getanzt in den Gasthäusern.

Am Aschermittwoch ist das *Faschingbegraben.* Eine Strohfigur wird angezogen. Einer ist voran, und die anderen sind nach und haben geheult. Den Fasching haben sie auf einem Schlitten in die Felder geführt und *verbrannt,* auf einem Bühel. Einer hat einen Pfarrer gemacht und hat aus einem großen Buch (Stoffmusterheft oder dergleichen) Lustiges im Trauerton gesungen.

Wenn zu Fasching eine Maske gegangen ist und *hat ein Stück gekehrt, dann ist der Flachs gut geraten.*

Am Aschermittwoch hat man die Brösel vom Essen vom Vortag in einen Reif gestreut, da sollen die Hühner herausfressen, damit sie dann daheimbleiben und nicht anderswo Eier legen. Das war noch vor kurzer Zeit (Aufzeichnung 1941).

Morobitz

Am Faschingsdienstag gibt es Kraut und Speck. Man muß am Tag neunmal Kraut essen, daß einen der Wind nicht forttragt. Den *Speck von diesem Tag,* der nicht gegessen wird, den *hebt man auf. Damit tut man Kinder abreiben, wenn sie die Fraisen haben.* Auch Rinder reiben sie damit ab, damit sich auf dem Rücken keine Würmer ansetzen, denn das ist ein Schaden an dem Leder.

Im Fasching darf man nicht nähen, sonst legen die Hühner keine Eier.

Das „Pfinztokmandle" ist das gute Essen an den drei Donnerstagen im Fasching. Man sagt, am 1. Donnerstag heiratet der Sohn vom Fasching, am 2. die Tochter und am 3. heiratet er selbst. Da wird immer Geselchtes gekocht, und der Tisch ist voll mit Essen. Was vom Fleisch zu Fasching übrigbleibt, das wird getrocknet und zu Ostern gegessen.

Es sind verschiedene Maskeraden. Von Tiefenbach sind sie einmal als Mäher gekommen mit den großen Strohhüten und haben die Feldarbeiten aufgeführt, auch eine Braut mit einem Bräutigam und mit Musik. Beim Faschingbegraben hat der, der als Pfarrer geht, einen weißen Unterrock und ein großes Buch und Kerzen aus Holz. Von einem alten Topf wird geräuchert. Sie tragen einen Strohmann. Der wird entweder angezündet oder in eine Lacke geworfen. Die größten Saufbrüder haben nachgeweint (Aufzeichnung 1941).

Mösel

Am Donnerstag war das „Pfinztokmandle", da hat man was Besseres zum Essen gekriegt. Sie haben sich verkleidet und die Mädeln mit Ruß angeschmiert, *jedes muß ein Zeichen davon im Gesicht haben.* Abends sind die besseren Masken gegangen, zum Teil in der alten Tracht. Am Sonntag ärger als am Dienstag, da haben sie Wagen hergerichtet

mit einem Amboß darauf und geschmiedet und sind von einer Ortschaft zur anderen gefahren. Die großen Aufzüge gibt es nicht jedes Jahr. Sonst haben sie nur gewöhnliche Masken, aber da haben sie *Masken aus Holz:* ein langer *Vogelschnabel* oder *Stierköpfe mit Hörnern, Bockköpfe mit Hörnern.* Sie heißen „Woschonk-Kajer". „Kaje" bedeutet „Maul". Die Maskierten schreien, und die Masken sind wie ein Schallrohr. Daher ist die Redensart „er schreit wie ein Woschankkäue".

Bei den Aufzügen kommen einmal die Niedermösler nach Obermösel, einmal die Reintaler, einmal gehen die Mösler selbst. Das nennen sie mit einem Wort, das sie aus Wien mitgebracht haben, „Korsofahren". Bei einem solchen Aufmarsch war ein Berittener voran, alles maskiert. An den Plätzen wird haltgemacht, und der Reiter hat in Versen die wichtigsten Ereignisse vorgelesen. Das Pferdebeschlagen wurde auch gemacht und auch sonst noch allerhand. Braut und Bräutigam war dabei. Der *Brummtopf* — „Bicke" — hat nie gefehlt, das war das typische Maskeninstrument.

Die Masken rufen:

„Roch! Roch! (Pause)
Roch! Roch!
Roche, Roche, Roche, Roch!
Roch! Roch! Roch!"

Beim „Roche" wird das Endungs-e um einen Ton höher gerufen. Die Roche waren Burschen zwischen 20 und 30 Jahren. Sie verkleiden sich in einem Haus. Am Donnerstag oder Sonntag nach Dreikönig beginnt der Fasching, und da wird der Fasching herausgerufen. Die 10- bis 15jährigen Buben rufen im Chor „Roch, Roch!", und auf einmal stürzen die Faschinge heraus, im Gesicht angeschmiert und mit berußten Händen. Sie schmieren an, wen sie erwischen, natürlich besonders die Mädeln. Diese versuchen sich zu schützen, indem sie die Schürze über den Kopf geben. Die Kinder schreien ihnen auch zu:

„Roch, Roch,
geah meine Weaschn (Fersen) noch!"

Ein anderer Vers ist:

„Wingrlongr (fingerlanger) Woschonk,
ar shitzet obn af'n Öfn (auf dem Ofen),
ar wlicket seine ladren Houshn" (flickt seine ledernen Hosen).

Der Ruf „Roch" soll auf das Haus „Rochisch" zurückgehen, weil der sich im Fasching so angezogen hat, und da ist der Spruch entstanden.

Sie haben getanzt, und die *Hausfrau hat mit einem Maskierten tanzen müssen, dann gedeihen die Rüben gut.* Am Dienstag muß man die *Hühner in einem Reif füttern,* dann legen sie zu Hause, und der Sperber trägt sie nicht fort.

Das Faschingbegraben war oft sehr roh. Aus einer Rübe wird ein Gebiß gemacht und ein Strohmann angezogen. Er hat einen Penis aus Holz, der deutlich sichtbar steif in die Höhe steht. Jeder hat einen Haselstock statt einer Kerze, aus einem Topf haben sie Stinkendes geräuchert, einer war der Pfarrer, der hat aus einem Buch gesungen. Statt Weihwasser haben sie Jauche oder Urin verspritzt. Sie haben auf einem Teller Asche mitgehabt und den Leuten auf die Köpfe gestreut. Und die Buben haben Kuhglocken genommen und haben den ganzen Vormittag den Fasching ausgeläutet. Den Strohmann haben sie auf der „Gamoina" außerhalb des Dorfes verbrannt.

Die Masken, die von Haus zu Haus gehen, müssen bewirtet werden. Das Essen vom Faschingdienstag wird aufgehoben auf den Donnerstag nach Aschermittwoch und dann die Reste aufgezehrt. Das ist der „kleine Fasching". Aber vom Speck muß man aufheben, weil der zu Heilzwecken dient. (Aufzeichnung 1941, die Gewährsleute waren

1865, 1883 und 1887 geboren. Dazu noch 1953 Ergänzungen durch Prof. P. Jonke, Mittelschullehrer in Klagenfurt, geboren 1881 in Obermösel.)

In ähnlicher Weise konnte ich Aufzeichnung an Aufzeichnung aus den 50 Orten reihen, in denen ich das Gottscheer Brauchtum zu erfassen suchte. Der Wiederholungen würden aber zu viele werden. Art und Umfang der einzelnen Auskünfte gehen aus den Beispielen wohl zur Genüge hervor. Ebenso eine große Zahl der wichtigsten Motive. Wenden wir uns diesen nun im einzelnen zu.

3. Besondere Tage

Bei den Gottscheer Faschingsbräuchen fällt ein besonderes Betonen der *Donnerstage* auf. Nicht allein des letzten Donnerstages vor dem Faschingsonntag, der als „feister", „fetter" oder „unsinniger" Donnerstag auch sonst bekannt ist, sondern der Donnerstage in der Faschingszeit überhaupt. Meist sind es *drei vor dem Aschermittwoch und einer nachher*. Die Faschingszeit im engeren Sinn wird vorwiegend von Lichtmeß an gerechnet, zu Lichtmeß kommt nach Gottscheer Glaube auch das erste Fünkchen Wärme in die Erde (Ebenthal, Lienfeld, Grafenfeld). Soweit zu Lichtmeß die Sonne in die Stube scheint, soweit wird zu Maria Verkündigung der Schnee vom Wind getragen werden. Daher wünschte man zu Lichtmeß schlechtes Wetter. Am 3. Februar fehlte auch der Blasiussegen nicht.

An den Donnerstagen vor dem Faschingsonntag treffen wir das gute Essen an, das „Pfinstokmandle". Dreimal Krautessen an diesen Tagen half gegen Krankheiten. Auch das Maskenlaufen findet an diesen Donnerstagen statt und steigert sich von Mal zu Mal bis zu den drei eigentlichen Faschingstagen, Sonntag, Montag, Dienstag. Die Reste vom Essen des Faschingdienstags werden über den Aschermittwoch, an dem gefastet wird, auf den nächsten Tag aufgehoben, der dann als „kleiner Fasching" noch einmal ein Nachfest, sogar mit Tanz und viel Fröhlichkeit ist. [206]

Die Donnerstage sind auch von gewissen Arbeiten ausgenommen, vor allem dem Spinnen. Diese weitverbreitete Sitte gilt ebenso in der Gottschee, wo die zwischen Weihnachten und dem Faschingsonntag üblichen Rockenstuben („Praje") an den Donnerstagen aussetzten. Im übrigen bestehen auch noch einige andere Arbeitsverbote. So soll man z. B. in Morobitz, Mitter Gras und Verdreng in der eigentlichen Faschingszeit nicht nähen, sonst legen die Hühner nicht. [207]

Die drei Donnerstage im Fasching bilden somit ein bemerkenswertes Gegenstück zu den drei Donnerstagen im Advent. An diesen findet nicht nur das Herbergsuchen statt, sondern auch jene Form des „Anglöckelns", die der älteren Brauchtumsschichte der Mittwinterzeit angehört. [208] Die Gottschee bietet hier einen schönen Beitrag zur Frage der alten Donnerstagheiligung. [209]

---

[206] Belege z. B. aus Masereben, Morobitz, Merleinsraut, Gehag, Langenton, Nesseltal, Warmberg, Komutzen, Pöllandl, Lienfeld, Koflern, Mösel, Altlag. „Donnerstag war der Kleine Fasching für das Geld, das sie gekriegt haben" (Merleinsraut). „Am Donnerstag war der Kleine Fasching. Nach dem Faschingbegraben noch einmal getanzt und gejubelt als Nachfeier" (Koflern). Übrigens heißt der Donnerstag nach Aschermittwoch auch in der Schweiz und in Baden „schmutziger" (fetter) oder „rußiger" Donnerstag. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (HWBDA), 2. Bd., Berlin 1929/30, Sp. 331 f.

[207] Ähnliche Vorstellungen, daß man den Hühnern sonst die Bürzel zunäht, kennt man auch z. B. im Harz, Thüringen, Vogtland, Oberpfalz. A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, 4. Aufl., Leipzig 1925, S. 83.

[208] Vgl. R. Wolfram, Das Anklöckeln im Salzburgischen, Mitteilungen d. Gesellschaft f. Salzburger Landeskunde, 95. Bd., Salzburg 1955, S. 203 ff.

[209] Ebd., S. 224 f.; ferner HWBDA, Bd. II, Sp. 331 ff. Das Feiern an den drei Donnerstagen vor Estomihi (Quinquagesima) ist allerdings auch sonst in deutschen Landen nicht unbekannt, in der Gottschee jedoch besonders deutlich belegt.

4. Die Masken und ihr Tun

Das Maskentreiben beginnt schon in den Wochen vor dem Faschingshöhepunkt an den einzelnen Donnerstagen. Zuweilen sind es die Kinder, welche beginnen. An den drei eigentlichen Faschingstagen (Sonntag, Montag, Dienstag) treten verschiedene, dem jeweiligen Tag zugehörige Typen auf. Wir haben zu unterscheiden zwischen dem allgemeinen Lauf der meist wüsten und komischen Masken, dem Auftreten der schönen Masken, welche nur von einigen dunklen begleitet und geschützt werden, sowie den mehr schaubetonten Faschingszügen, welche auch andere Ortschaften besuchen. Den Abschluß bildet regelmäßig das Faschingbegraben oder -verbrennen, gewöhnlich am Aschermittwoch. Das Gemeinschaftsfest am nächsten Tag („kleiner Fasching"), bei dem das beim Heischegang Gesammelte verzehrt wird, beendet die Brauchserie. Inhaltlich wichtig sind vor allem die gleichbleibenden Handlungen, bei denen eine alte Sinngebung durchschimmert, während die Schauumzüge stärker der persönlichen Erfindungskraft und den besonderen Umständen Raum geben.

Das Aussehen der Masken ist im einzelnen offenbar nicht streng festgelegt. Wo keine Tiere dargestellt sind, tragen sie „gewöhnliche" Masken oder geschwärzte Gesichter, die Tiere dagegen werden mit Holzmasken verkörpert. Der Verkleidungsspielraum bei den gewöhnlichen Masken scheint ziemlich groß zu sein. Vielleicht müßte zu diesem Punkt noch besonders nachgefragt werden. Häufig ist der Gestaltentausch, vor allem Burschen in Weiberkleidern. Vereinzelt wird von Spitzkappen berichtet (Komutzen) oder einem Halsschmuck aus ausgeblasenen Eiern (Merleinsraut, Gehag). Schellen und Kuhglocken gehören sichtlich dazu. Vor allem wird mit ihnen zum Abschluß der Fasching „ausgeläutet" (Obermösel). Das typische Maskeninstrument ist, wie schon erwähnt, der Brummtopf, aber auch Musikanten sind mit von der Partie. Schon um zum Tanz aufspielen zu können, der in den einzelnen Häusern des Gedeihens der Rüben wegen abgehalten werden muß. Die Masken haben zum Teil eigene Rufe wie die „Roche" in Obermösel. Sie singen auch Spottverse auf die sitzengebliebenen Mädchen. Auch den Masken werden von einfachen Tonfolgen getragene Strophen zugerufen, wie das auch in Süddeutschland üblich ist. Ferner treffen wir auf die scherzhafte Nachahmung liturgischer Gesänge beim Faschingbegraben.

Selten fehlen die weitverbreiteten Faschingsbrautpaare. Auch das Verkleiden als Zigeuner ist sehr häufig. Es begründet das Stehlen von Lebensmitteln, in welche Form hier das bekannte Stehlrecht der Masken vor allem gekleidet ist. Im übrigen steht auch in der Gottschee der Heischegang stark im Mittelpunkt, aus dessen Ergebnissen das abschließende Gemeinschaftsfest bestritten wird. In Unterloschin geht den Masken einer voraus, der die Stube kehrt, worauf wir im 4. Abschnitt noch zurückkommen.

Verweigert jemand eine Gabe, so drohen die Masken, vor dem Haus des Betreffenden ein Loch zu graben und den Strohmann dort zu verscharren. Womit dem Knausrigen offenbar nicht nur Schande, sondern auch Unheil angetan wird. Denn die Dürrgestalt ist nicht nur Repräsentant der abgelaufenen Faschingszeit, sondern auch Verkörperung des Alten und Verbrauchten, was der 5. Abschnitt näher ausführen wird.

Auffällig sind auch die Ritte. Zuweilen erscheint die ganze Gruppe zu Pferd und besucht so die Nachbardörfer, wobei es auch zu Wettritten kommt. Der Berittene beim Faschingbegraben hält zuweilen auch das Rügegericht, das in der Mehrzahl der Fälle sonst dem Darsteller des Pfarrers zukommt. Die Züge in andere Dörfer werden im übrigen meist auf Wagen durchgeführt, die als kleine Schaubühnen hergerichtet sind. Z. B. ist eine Schmiede darauf aufgebaut, Handwerker werden lustig nachgeahmt usf.

Von besonderem Interesse sind die *Tiermasken.* Unter ihnen finden wir kennzeichnende Gestalten, wie die Maske mit dem langen Vogelschnabel (Mösel), den Bären (Altlag, Grafenfeld, Rieg), Stiere und Ochsen mit gehörnten Köpfen (Mösel, Grafenfeld,

Komutzen, Rieg), gehörnte Bockköpfe (Mösel) und das künstliche Pferd (Mösel, Altlag, Grafenfeld), das auch beschlagen wird. Schon vom Ochsen in Komutzen wird gesagt, daß er eine „Goschen" habe, die auf- und zugeht, also einen beweglichen Unterkiefer. Besonders deutlich ist Göttenitz. Hier hat man auf einer Stange einen gehörnten Kopf mit „Schnappkiefern" und einer roten Zunge. Die ganze Gestalt ist mit einem Tuch überdeckt. Das Tier heißt „*Schnappo*" oder „*Schtampfl-Parto*". Der erstere Name erinnert an die Traminer „Schnappviecher" im Fasching oder die Osttiroler „Krapfenschnapper" zu Allerseelen, die ich bei meiner Tiroler Brauchtumsaufnahme eingehender studierte. Aber auch der „Klapperbock" und andere Maskentiere weiterer Landschaften kennen dergleichen. Bei der „Schtampfl-Parto" aber hat sich die Gottscheer Bezeichnung der Perchtengestalt mit diesem Tier verbunden. [210]

Zuweilen — wie in Grafenfeld — war die Hauptmaske eine in Stroh eingewickelte Gestalt, die von Haus zu Haus zog und tanzte. Der Tanz der Masken in seiner besonderen Wirksamkeit wird im nächsten Abschnitt näher betrachtet.

Schließlich ist es eine stehende Handlung der Masken, die Mädchen zu schwärzen. [211] Auch das ist ein Brauch von europäischer Verbreitung. In Göttenitz tun sie das in den letzten vier Wochen des Faschings an den Donnerstagen und sonntags. Bezeichnend ist die Mitteilung aus Mösel: „Die Mädel werden mit Ruß angeschmiert, *jedes* muß ein Zeichen haben im Gesicht davon." An und für sich ist es ein Scherz, der bei Gestalten, die selbst schwarz angestrichen sind, naheliegt. Leider wissen wir kaum etwas davon, ob das Volk selbst damit irgendwelche Vorstellungen verbindet, die über das Scherzhafte hinausgehen. Lediglich aus den Pyrenäen erfahren wir im Vallée de Campan, daß dort die Burschen am Johannisabend mit geschwärzten Gesichtern herumlaufen und auch die Mädchen schwarz machen. Gelingt dies, so heißt es, daß das Mädchen im kommenden Jahre heiraten wird. [212] Zu bedenken ist auch, daß sowohl die schwarze wie die weiße Schminkmaske zur Verkörperung der Jenseitigen hinüberführt, [213] also nicht nur ein

[210] Das Nähere über die sprachgeschichtlich sehr wichtige Gottscheer Namensform im Schlußkapitel über die Weihnachtsbräuche.

[211] Masereben, Hohenegg, Ebenthal, Mösel, Altlag, Lichtenbach, Rieg, Wetzenbach, Suchen, Masern, Göttenitz, Reichenau. Eine sehr lebendige Schilderung gab Viktor Stalzer in der Februarnummer der Gottscheer Zeitung 1978: „Bis zur Unkenntlichkeit beschmierten wir unser Gesicht mit Ofenruß und selbstverständlich auch die eine Hand, damit man bei der holden Weiblichkeit, vor allem bei den ledigen Mädchen, seine Spuren hinterlassen konnte. Da gab es manche, die sich willig in ihr Schicksal fügten, diese wurden meist nur im Gesicht gezeichnet. Manche aber setzten sich heftig zur Wehr ... Da fand man dann, nachdem der Spuk vorbei war, Rußflecken an allen möglichen (und unmöglichen) Stellen ... Sicher hatten die Mädchen etwas Angst von den Verkleideten, andererseits dürfte eine gewisse jugendliche Neugier (Khait bia bart ottar dos aüusgean?) auch mitgespielt haben. So blieben sie an diesem Tage gerne in einem Hause beisammen. Wir Burschen wußten um diese Verstecke. Freiwillig machten sie uns die Türe nicht auf, das wußten wir auch, aber hinein mußten wir ... Und so standen wir dann auf einmal im Zimmer. Wie eine Schar Hühner, auf die ein Habicht stößt, stoben sie ‚tsbilint' auseinander, manche wieder blieb völlig erstarrt stehen. Da Voschonge jedoch stürzten sich auf ihre Beute, folgten den Fliehenden ins ‚Khammarle', ja auch auf den Ofen. Das gab dann ein aufgeregtes Geschnatter. ‚Ja bü hent shai nüa innakham? Pai dar Tiar et, i hon jü dai gontsa Tsait hingaschägn' ... Die Mädchen hatten die Türe sicher nicht einen Augenblick unbeobachtet gelassen, das wußten wir Maskierte auch. Daher galt es, einen anderen Weg zu nehmen. Und der führte durch ‚da Grüabaidlina' (die Eingangsöffnung zum Kartoffelkeller, der sich in Reichenau fast überall unter dem Hause befand). Dieser Keller war natürlich auch mit dem Hause verbunden. Ein paar Stufen, die Falltür aufgehoben, und schon stand man zumindest im Nebenzimmer, wenn nicht in der großen Stube. Das übrige war dann nur noch ein Fangenspiel."

[212] V. Alford, The Springtime Bear in the Pyrenees, Folk Lore 1930; R. Wolfram, Bärenjagen und Faschinglaufen im oberen Murtale, Wiener Zs. f. Volkskunde, 37. Jg. 1932, S. 72.

[213] K. Meuli, Artikel „Maske" im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (HDA) V passim; L. Weiser, Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde, Bühl 1927; O. Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen I, Frankfurt a. M. 1934; R. Wolfram, Schwerttanz und Männerbund, Kassel 1936 f.

bequemer Ersatz für die feste Maske ist. Andererseits wenden sich verschiedene Handlungen der Masken an die Mädchen und Frauen in einem ähnlich zu deutenden Sinne wie das Schwärzen in den Pyrenäen. Z. B. das Zuwerfen von Kinderpuppen beim Gasteiner Perchtenlauf, wo der Fruchtbarkeitswunsch nicht zu verkennen ist. Auch das im 7. Abschnitt behandelte Anprangern der menschlichen Unfruchtbarkeit durch die Masken deutet in die gleiche Richtung.

5. Wachstum und Fruchtbarkeit

Eine in der Sprachinsel, aber auch sonst verbreitete Vorstellung bezieht sich auf das *Tanzen* im Fasching. Immer wieder heißt es, daß starkes Tanzen oder Hochspringen im Tanz das Wachstum beeinflußt.[214] In der Gottschee wird dies vor allem mit dem Gedeihen der Rüben in Verbindung gebracht.[215] „Für die Rüben ist immer getanzt und gesprungen worden, alle sind gehüpft dafür, die Maskierten und die anderen auch. Dicke Mearlan, Rickla (Runkeln) hat man gesagt beim Tanzen" (Merleinsraut, Gehag). „Jede Bäuerin muß tanzen gehen, sonst wachsen die Rüben nicht. Manche alte Mütter sind schon schwindlig geworden dabei, aber drehen haben sie sich müssen" (Göttenitz). „Man muß fest tanzen, dann gibt es Weißruabn. Auch Schneeballen schmeißen" (Mairle). „Wenn sie beim Tanzen hoch springen, gedeiht der Flachs gut" (Reichenau).

In neun Orten sind es die Masken selbst, von denen gesagt wird, daß *ihr* Tanz das Rübenwachstum fördert.[216] Dabei ist mehrmals ausdrücklich betont, daß die Hausmutter selbst mit den Masken tanzen muß. Sie ist es ja, unter deren Händen alles gedeiht und auf die sichtlich die Kraft der Maskierten-Verwandelten als Repräsentanten einer anderen Welt übergeht.

Zu den Handlungen, die einst mehr bedeuteten als ein scherzhaftes Arbeitsnachahmen, gehört der *Pflugumzug*. Das zeigt die europäische Verbreitung und zeitliche Tiefe des Brauches. Es ist letztlich eine vorbedeutende Handlung wie so viele in dieser Zeit. In der Gottschee erzählten sie mir von solchem Vorpflügen aus Altlag und Grafenfeld. Das Pflügen machten sie insbesondere, wenn Schnee lag. Vielleicht darf man zu dieser Handlung auch den schon angeführten Bericht aus Altlag stellen: „Wenn eine Maske gegangen ist und hat ein Stück gekehrt, dann ist der Flachs gut geraten."

Im übrigen gibt es noch ganze Serien von Bräuchen und Glaubensvorstellungen, welche sich auf das künftige Wachstum beziehen. Einer der interessantesten ist das Bewegen des Saatgutes: „Zu Fasching, vor die Sonn aufgeht, muß man alles im Keller ein bißl aufrühren, damit es bewegt wird, den Samen auch. Zu Fasching muß es anfangen" (Merleinsraut und Gehag). In Katzendorf, Schäflein und Hinterberg wurden die für den Samen bestimmten Maiskörner am offensichtlich dafür bedeutsamen Faschingdienstag von den Kolben abgerieben. In Grodetz erzählten sie mir, daß im Frühjahr die Möhrensamen aus jenem Topf ausgesät wurden, in dem man am Faschingstag das Essen gekocht hatte. Von der besonderen Kraft der Speisen an diesem Tag wird der nächste Abschnitt noch berichten. In Stockendorf säte man am Aschermittwoch Möhrensamen, in Masereben am Faschingstag Salat. Auch die Kirschbäume wurden an diesem Tag mit Vorliebe veredelt.[217] In Graflinden zog man mit einer Rute einen großen Kreis, damit die Rüben gut wachsen. Auch unfruchtbare Obstbäume kann man zu dieser Zeit beeinflussen. Wenn

[214] Vgl. P. Sartori, Sitte und Brauch, 3. Teil, Leipzig 1914, S. 110 f.; R. Wolfram, Die Volkstänze (vgl. Anm. 137), S. 30, 44, 54 f.

[215] Ebenthal, Mösel, Ober Gras, Merleinsraut, Gehag, Göttenitz, Katzendorf, Mrauen, Unterlag, Neugereut, Stockendorf, Rieg, Komutzen, Reichenau, Mairle, Buchberg, Prerigl, Grodetz.

[216] Masereben, Gehag bei Merleinsraut, Mrauen, Mösel, Unterlag, Neugereut, Prerigl, Katzendorf.

[217] Das Veredeln der Kirschbäume bei W. Tschinkel, Gottscheer Volkstum, S. 8.

in Ebenthal ein schon ausgewachsener Obstbaum nicht trug, legte man zu Fasching einen Stein in seine Krone, dann trägt er im nächsten Jahr. In Masern nahm man zu diesem Zweck Knochen vom Fleisch, das man zu Fasching gegessen hatte. Eine Vorbedeutung hatte in Mairle schließlich auch das Wetter. Standen zu Fasching viele Sterne am Himmel, dann legten die Hühner viele Eier.

Im Zusammenhang mit den vielen Fruchtbarkeitsvorstellungen sind wohl auch die Faschingsbrautpaare unter den Masken zu sehen.[218] „Die Faschingsbraut war immer dabei", sagten sie in Rieg. Dabei ahmten sie nicht selten einen ganzen Hochzeitszug nach. Masern, Göttenitz und Reichenau betonten aber, daß die Brautleute zu den „schönen" Masken gehörten und nicht zu den grotesken. Ob im übrigen der Fasching als so beliebte Zeit auch für die wirklichen Hochzeiten bloß dem günstigen Zeitpunkt zuzuschreiben ist, wo die Bauern wenig Arbeit haben, und nicht auch eine Beziehung zum allgemeinen Glauben an Gedeihen und Wachstum gerade zu dieser Zeit besitzt, wäre einer Überlegung wert.

6. Andere vorbedeutende Handlungen, Jahresentscheidung

Von Weihnachten kennen wir zahlreiche Heiratsorakel und Handlungen, welche das zukünftige Geschick erkunden oder bestimmen sollen. In der Gottschee stellen sich dem bemerkenswert viele Gegenstücke in der Faschingszeit zur Seite. Das beginnt schon mit dem Einwässern einer Weidenrute am Faschingstag, die dann am Palmsonntag aufgeblüht sein soll, dann geht der Wunsch in Erfüllung, den man beim Einwässern hatte; ganz ähnlich wie beim Barbarazweig. Zu den Hochzeitswünschen gehört auch der aus Masereben erwähnte Brauch, am Faschingstag drei Rosenkränze zu sprechen und drei Spulen zu spinnen, dann heiratet man im selben Jahr noch.

Eine besondere Handlung bezieht sich auf die *Hühner*. Am Faschingstag oder am Aschermittwoch werden die Hühner in einem Kreis oder Reifen gefüttert,[219] dann bleiben sie beim Haus und legen die Eier in der Nähe. Außerdem werden sie dann vor Raubvögeln bewahrt. Der Reifen vertritt hier einen magischen Schutzkreis. Dazu seien drei bezeichnende Mitteilungen im Wortlaut angeführt: „Am Aschermittwoch nimmt man, was man zu Fasching gegessen hat und noch übrig ist, und zerbröselt es. Mit dem Seil zum Heuführen legt man einen Ring, streut die Brösel hinein und läßt die Hühner darin fressen, damit sie nicht weit gehen, legen" (Nesseltal, Oberdeutschau). „Am Aschermittwoch werden die Hühner aus einem Reifen gefüttert. Gefüttert wurde das, was auf dem Tisch übriggeblieben ist, das hat man zerbröselt. Mit einem Stock hat man einen Kreis gemacht (im Sinne des Uhrzeigers) und die Hühner da hinein. Dann bleiben sie zu Hause" (Koflern). „Am Faschingstag in der Früh hat einer zwei Sensen genommen und ein Stück Holz und ist rund um das Haus herum gegangen und hat geklampert. Da kommt im Sommer der Geier nicht und holt die Hühner" (Grodetz. Die Gehrichtung war dem Gewährsmann nicht mehr erinnerlich). Der Brauch hat im übrigen auch außerhalb der Gottschee viele Gegenstücke,[220] nur der Zeitpunkt wechselt etwas. Im Salzburgischen schützt man die Hühner vor Raubvögeln durch ein Umkreisen des Hauses mit dem frischgeweihten Palmbuschen, wobei noch ein besonderes „Hennagebet" gesprochen wird.

---

[218] Masereben, Ebenthal, Mösel, Altlag, Grafenfeld, Mitter Gras, Masern, Göttenitz, Komutzen, Unterloschin, Reichenau, Rieg, Koflern.

[219] Mösel, Nesseltal, Oberdeutschau, Katzendorf, Stockendorf, Koflern, Grodetz, Mitterdorf, Altlag. Verneint wurde das Vorkommen dieses Brauches in Göttenitz, Hinterberg, Tappelwerch, Langenton, Kukendorf und Buchberg.

[220] Z. B. Franken, Hessen, Pfalz, Baden, Erzgebirge. A. Wuttke (vgl. Anm. 207), S. 430.

Von besonderer Art sind sichtlich *die Speisen des Faschingstages.*[221] Es geht hier nicht allein um das fette und reichliche Essen, das natürlich gerne betont wird. Schon daß man an diesem Tag neunmal Kraut essen soll, damit einem während des Jahres der Wind nichts anhaben kann, läßt sich wahrscheinlich hierher zählen. Sehr auffällig ist aber die Wirksamkeit, die der Suppe und dem Speck zugeschrieben wird. Aus Mösel und Morobitz führten wir schon an, daß der Speck vom Faschingdienstag „für Heilzwecke" aufgehoben wird. Man reibt die Kinder damit ein, wenn sie die Fraisen bekommen, und die Rinder, damit sich keine Larven oder Würmer in ihr Fell einfressen. Die merkwürdigste und am häufigsten belegte Verwendung ist aber ein Einreiben von Füßen und Händen der Kinder mit der Suppe dieses Tages *gegen Schlangenbiß.*

Dazu ist zu bemerken, daß es in der Gottschee massenhaft Giftschlangen gibt, Kreuzottern und Vipern, die allerdings nie zusammen an der gleichen Stelle vorkommen. Trotzdem die Kinder barfuß gingen, wurden sie selten gebissen. Sie pflegten beim Gehen mit einem Stock oder dem Fuß im Laub zu rascheln, so daß die Schlange nicht von ihrem Kommen überrascht wurde. Denn die Kreuzottern sind scheu und verschwinden lieber. Wenn ein gutes Mäusejahr war, gab es im nächsten Jahr viele Schlangen. P. Jonke gewann jede Wette, daß er auf einem Spaziergang in der Nähe von Mösel mindestens 30 Giftschlangen aufstöbern würde. Beim Heuaufladen kam es oft vor, daß eine Schlange mit hinaufgeworfen wurde. Die Frau, die oben auf dem Wagen das Heu verteilt und niedertritt, mußte sehr geschickt sein und die Schlange mit dem Rechen gleich wieder herunterwerfen. Es war also ein sehr verständlicher Anlaß für Schutzmittel gegeben.

Welche Wirksamkeit der Suppe vom Faschingdienstag zugeschrieben wurde, läßt eine Mitteilung aus Obergras erkennen: „Mit der vom Faschingdienstag übrig gebliebenen Suppe hat man am Aschermittwoch das Haus gespritzt so wie mit Weihwasser, das mußte sein." Im übrigen wurden am Faschingdienstag oder Aschermittwoch Füße und Hände mit dieser Suppe benetzt oder gebadet, damit man vor Schlangenbiß verschont bleibt.[222] In Merleinsraut und Gehag geschah dies am Karfreitag. „Wenn die Kinder noch geschlafen haben, hat man die Decke aufgehoben und die Füße ein bißl eingeschmiert und die Nägel der Hände mit der Suppe vom Schweinefleisch."

Etwas Merkwürdiges ist es ferner mit dem *Kehren und dem Kehricht.* Hier sind verschiedene Dinge zu unterscheiden. Zunächst einmal sind die Masken häufig in ihrer Gesamtheit mit *Besen* ausgerüstet. Z. B. die Ausseer Plêß oder — nach einem Vortrag von Frau Dozent Dr. Maria Hornung — die „rollatn Lotter", die wichtigsten Gestalten der Fasnacht in der Sprachinsel Bladen. Diese wurde etwa 80 Jahre früher aus den gleichen Gegenden Osttirols besiedelt wie die Gottschee. Die rollatn Lotter tragen während des Laufes den Besen halb geschultert, in den Häusern halten sie ihn quer. Sie kehren vor Begegnenden den Weg. Schweizer Fasnachtsmasken wie die Einsiedler „Joheen", die „Tiroler" in Rothenthurm oder „Nüsseler" in Steinen und Schwyz tragen eine Zwischenform von Besen und Bäumchen, auch in kennzeichnenden Haltungen. Manche besenbewaffnete Masken, wie eben die Ausseer Plêß, wehren sich mit diesem Gerät auch gegen die Angriffe der Buben. Zur ständigen Ausrüstung der Hexenmasken in Nordtirol (Thaur, Imst, Nassereith) oder im Schwarzwald gehört ferner naturgemäß der Besen. Aber bloß aus der Hexenvorstellung und dem Luftritt auf diesem Gerät lassen sich die Besen in der Hand so vieler anderer Maskentypen wohl nicht ableiten. Insbesondere haben wir bei vielen Maskenbräuchen eine eigene Kehrgestalt. Fast keine An-

[221] Beispiele außerhalb der Gottschee bei P. Sartori, Sitte und Brauch, S. 113, Anm. 97.
[222] Ober Gras, Merleinsraut, Gehag, Graflinden, Mrauen, Rieg, Buchberg. Verneint wurde der Brauch in Langenton, Steinwand, Komutzen, Unterloschin, Reichenau, Koflern.

klöcklergruppe Salzburgs kommt z. B. ohne „Kehraus" oder „Auskehrweibl".[223] Mit einem Besen bewaffnet, eröffnen oder beschließen sie den Zug, oder sie kehren die Schwelle vor dem Erscheinen der Masken und ebenso nochmals nach ihrem Verschwinden. Die Art, wie dies geschieht, kann still, ja geradezu geheimnisvoll sein. Hier ist es sichtlich nicht ein bloßes Platzmachen für die Masken unter nachdrängenden Zuschauern. Auch diese Rolle haben etliche Besenbewaffnete bei manchen Aufzügen. Die stille Art ist eher eine Symbolhandlung, ein Bereitmachen für die Jenseitigen, die nicht in profaner Weise kommen. Auch in Niederösterreich und in Oberösterreich mußte die Tenne in der Dreikönigsnacht gefegt sein, denn da kamen die Heiligen Drei Könige oder die „Persch" und tanzten nächtlicherweile. Das Hinausfegen der Anklöckler nach ihrem Besuch hingegen bedeutet sichtlich den Trennungsstrich zur anderen Welt. So wie man in Schweden im vorigen Jahrhundert am Schluß des Julmonats die Seelen der Toten, die zu Besuch gekommen waren, an „farängladagen" wieder aus dem Haus hinauswünschte.

Das Kehren kann unheilbeseitigend wirken. Am deutlichsten ist dies im Totenbrauch ausgeprägt, wo man die Seelen dadurch aus dem Haus schafft.[224] Das erweitert sich zum Beseitigen alles Unreinen und Unheilvollen durch Kehren. Wenn die Masken selbst aber vor sich her kehren, ist es fraglich, welche Bedeutung darin erblickt werden soll. Die Erscheinung ist europäisch verbreitet. Die englischen „Mummers Plays" zu Weihnachten haben genauso ihren „sweeper" wie die baskischen Maskeraden oder die bulgarischen „Kukeri". Vor je einem Scheller und Roller des Nassereither Schemenlaufes bewegt eine eigene, ähnlich maskierte Kehrgestalt den Besen in stilisierter Kehrbewegung. Und wie soll man es deuten, daß es ein gutes Flachswachstum hervorruft, wenn eine Maske in Altlag ein Stück kehrt? Ähnlich den Salzburger Anklöcklern kehrt auch in Unterloschin eine Maske, ehe die ganze Gruppe erscheint.[225]

Auch das Fegen des Hauses durch seine Bewohner ist an besonderen Tagen des Jahres bedeutungsvoll. Zu ihnen gehören die Faschingstage. Hier gibt es auch zweierlei Anschauungen. In Verdreng soll man nicht auskehren, sonst kehrt man das Glück aus. Die andere Seite vertritt der Glaube, daß aus dem Haus zum Nachbarn gebrachter Kehricht diesem das ganze Unkraut aufhalst.[226] Auch dies kennt man in Verdreng: Trug man Staub zu jemand anderem, so hatte dieser das Unkraut. In Altlag war es ein reiner Bosheitsakt, am Aschermittwoch den Kehricht in des Nachbarn Garten zu werfen, denn dann konnte er sich in diesem Jahr des Unkrauts nicht erwehren. Der so Handelnde hatte davon aber keinen Vorteil, d. h. sein Unkraut verschwand deshalb nicht. Tschinkel (S. 7) bestätigt dies. Ob das von Anfang an so war, bleibt allerdings fraglich. Aber auch das Überbringen einer Gabe kann an diesem Tag ähnliche Wirkung haben: „Reicht man jemandem am Faschingdienstag Brot, so nimmt er das Unkraut von den Äckern mit" (Schäflein). „Trägt man am Faschingstag eine Speise in ein anderes Haus, so hat man zugleich das Unkraut vom eigenen Acker auf den des Nachbarn übertragen." Hier treffen wir deutlich die Übertragung.

Wohl der bemerkenswerteste Glaube ist aber das *Schattenorakel*. „Beim Abendessen hat man geschaut, ob jedes Familienmitglied einen Schatten des Kopfes an der Wand hat. War das nicht der Fall, so stirbt der Betreffende während des Jahres" (Grafenfeld). „Man hat geschaut, ob man beim Schatten einen Kopf hat. Wenn der Kopf klar zu sehen war, wird man das Jahr überleben. War er verschwommen, so bedeutete es den sicheren

---

[223] R. Wolfram, Das Anklöckeln im Salzburgischen (vgl. Anm. 208), S. 231 f.
[224] HDA IV, Artikel Kehren, Kehricht, Sp. 1211—1239.
[225] Zur ganzen Frage inzwischen R. Wolfram, Die Kehrgestalt im europäischen Brauchtum (vgl. Anm. 165).
[226] Ähnlich in Franken, Wuttke (vgl. Anm. 207); ferner Thüringen, Voigtland, Erzgebirge, Westböhmen, Sartori, Sitte und Brauch, S. 116, Anm. 116.

Tod" (Lienfeld). Diese Vorstellung kennt auch Tschinkel (S. 8): „Wer sich bei Licht am Abend rasch umdreht und dabei wahrnimmt, daß sein Körper keinen Schatten wirft, der stirbt noch in diesem Jahr." Auch an diesem wichtigen Zeitpunkt offenbart sich demnach eine Jahresentscheidung, ähnlich wie bei den oberösterreichisch-bayrischen Gestalten des „Thomerl", „Thomasnigl" oder „Zwiebart" zu Thomas, [227] dem ungebetenen Weihnachtsgast beim „Heiligen Mahl" in Süd- und Osttirol, aber auch angrenzenden Gebieten bis in die Steiermark, [228] dem Belauschen der redenden Tiere um Mitternacht in der Weihnachtsnacht usf. Auch der Faschingstag zeigt sich somit als eine der entscheidenden Stationen des Jahreslaufes.

7. Das Beseitigen des Alten

Einer der wichtigsten Bräuche ist zum Abschluß dieser Festeszeit das *Faschingbegraben* oder *Faschingverbrennen.* Gewöhnlich muß eine bekleidete Strohfigur dazu herhalten, zuweilen aber auch zunächst ein in der Verkleidung steckender Mann, der im rechten Augenblick aus der Strohumwicklung schlüpft oder nach dem Gericht durch eine Strohpuppe ersetzt wird. [229] So z. B. in Hohenegg, wo er von der Gerichtsverhandlung und Verurteilung wegläuft in eine Scheune, dort wird dann der Strohmann herausgeholt und auf einem Baum aufgehängt. In Tschermoschnitz banden sie den Postmeister in Stroh, warfen ihn auf den Wagen und führten ihn mit. „Da haben sie immer gesagt, jetzt wird er hin sein, und derweil ist er herausgeschlüpft aus dem Stroh. Sie haben ihm schon so ein Loch gemacht, daß er herausschlüpfen konnte. Das Stroh haben sie dann verbrannt." In einer Anzahl von Orten wird er nämlich zuerst vor Gericht gestellt, ihm wird alles mögliche angelastet als einem rechten Sündenbock, [230] dann verurteilt man ihn. Er wird erhängt oder erschossen. [231]

Die Namen „Faschingbegraben" und „Faschingverbrennen" wechseln. Auch da, wo vom „Begraben" gesprochen wird, ist in den Nachrichten das Eingraben nur selten auch ausdrücklich bestätigt. [232] Zuweilen heißt es, er wird begraben oder angezündet. Hingegen wird in der weitaus größten Zahl der Fälle das Verbrennen direkt erwähnt. [233] Sichtlich ist das Verbrennen die häufigste Form. Dies geschieht zuweilen auf einem

---

[227] E. Burgstaller, Über einige Gestalten des Thomasbrauchtums in Oberösterreich, Gedenkschrift für Arthur Haberlandt, Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 95. Bd., 1965, S. 306 ff. Dazu auch einige Aufzeichnungen meiner Salzburger Brauchtumsaufnahme im Flachgau, ferner im Bayrischen Wald.

[228] R. Wolfram, Weihnachtsgast (vgl. Anm. 204).

[229] Beispiele aus Schwaben, Böhmen, dem Osnabrückischen, Dorsten usf. bei Sartori, S. 123, Anm. 159.

[230] Zum Sündenbock, der alle Verfehlungen und alles Ungute auf sich zu nehmen hat, vgl. u. a. J. G. Frazer, The Golden Bough, 3. Aufl. London 1913—1918, bes. Bd. IX; W. Liungman, Traditionswanderungen Euphrat — Rhein, FFC 118, Helsinki 1937 S. 61 ff.; E. Fehrle, Feste und Volksbräuche im Jahreslauf europäischer Völker, Kassel 1955, S. 80.

[231] In Hohenegg, Warmberg, Komutzen und Grafenfeld wird richtig über ihn verhandelt, in den beiden ersteren Orten hängt man den Strohmann, in Reintal, Masern und Katzendorf wird er erschossen.

[232] Im Suchener Hochtal ist offensichtlich das Begraben üblich. In Suchen sagten sie, er wird in ein Loch geschmissen, in Mittergras „in eine Grube", ähnlich in Obergras. In Tschermoschnitz und Masern konnte Verbrennen und Begraben wechseln. Insgesamt ist der Name Faschingbegraben aus Lichtenbach, Suchen, Ober Gras, Tschermoschnitz, Mitterdorf, Verdreng, Katzendorf, Unterlag, Rieg, Reichenau, Krapflern, Mittergras und Masern überliefert.

[233] Masereben, Hohenegg, Ebental, Morobitz, Mösel, Altlag, Grafenfeld, Rieg, Wetzenbach, Merleinsraut, Gehag, Masern, Göttenitz, Tschermoschnitz, Mitterdorf, Pichl, Graflinden, Warmberg, Komutzen, Katzendorf, Stockendorf, Schalkendorf, Langenton, Unterloschin, Reichenau, Lienfeld, Mairle, Koflern, Kukendorf, Buchberg, Prerigl, Reintal.

richtigen Scheiterhaufen. Man kann also beim Gottscheer Faschingverbrennen offensichtlich auch in gewissem Sinne von Faschingsfeuern sprechen.[234] Die Ortschaften haben eine Konkurrenz gehabt, wer zuerst verbrennt (Seele).

Zum „Faschingbegraben" gehört ein richtiger dramatischer Aufzug. Der ach so teure Verblichene wird auf einer Leiter oder Bahre getragen oder auf einem Wagen oder Schlitten gefahren. Die mannigfachste Lärmentwicklung begleitet seinen Weg. Vorher schon läuten die Buben am Vormittag mit Kuhglocken den Fasching aus (Mösel). In Warmberg und Komutzen wird der Brummtopf beim Faschingbegraben erwähnt. Eine richtige Musik war natürlich auch oft dabei, vor allem aber eine vieltönende Katzenmusik, bei welcher das Zusammenschlagen von Topfdeckeln einen Grundakkord bildete.

Das Faschingbegraben oder -verbrennen „ist nie ausgeblieben" (Langenton). Alle Dorfbewohner beteiligten sich daran, auch die Schuljugend (Rieg). Am Vormittag des Aschermittwochs laufen die Burschen mit einem Trauerband am Rockärmel von Haus zu Haus, betteln um Almosen, verkaufen hölzerne „Kerzen" für das Begräbnis und laden alle Dorfinsassen zum Leichenzug des Faschings ein (Rieg). Wer nichts gibt, wird mit dem Aschensack geprügelt und mit Asche bestreut (Rieg). Es gibt aber auch andere Strafen. In Hohenegg graben einige mit einem Krampen vor der Tür des Geizigen ein Loch. Was damit bezweckt werden soll, ist aus der Mitteilung von Göttenitz zu ersehen, daß dieses Loch für den Strohmann gemacht wurde, der dort — ähnlich wie in Katzendorf und Rieg — eingegraben werden sollte. „Da haben sie schnell ein Ei gegeben." Dieses Eingraben vor der Türe war wohl nicht bloß eine Schande, sondern bedeutete wahrscheinlich einst auch Unheil, da einem das Verbrauchte zugesellt wurde.

Der eigentliche Trauerzug gestaltete sich in vielem einem echten Begräbnis ähnlich, nur entsprechend ins Lustige gekehrt. Fast nie fehlt ein als Pfarrer Verkleideter, der im Tone liturgischer Gesänge singt, oft im Wechselgang mit der Trauergemeinde, und aus einem großen Buch, z. B. einem Stoffmusterbuch, eine „Predigt" hält, die natürlich das übliche Rügegericht darstellt. Statt der Kerzen tragen sie in Kalk getauchte und dadurch weiß gefärbte Haselstecken (Grafenfeld, Graflinden, Morobitz, Mösel, Göttenitz). Geräuchert wurde aus Töpfen, in denen auf der Glut statt Weihrauch die stinkendsten Dinge waren: Kuhfladen, Fetzen, Hühnerfedern, trockener Hühnermist, Leder, „das ganze Dorf hat gestunken". „Immer ist es dem mit dem Topf gelungen, durch ein Fenster ins Haus hineinzukommen und es anzuräuchern, und der andere hat Asche gestreut" (Göttenitz). Auch statt „Weihwasser" wurden entsprechend unappetitliche Flüssigkeiten verwendet.

Der Strohmann wurde manchmal zuerst in der Mitte des Dorfes aufgebahrt (Mitterdorf). Schwarzgekleidete „Witwen" — natürlich auch verkleidete Burschen und oft mehr als eine — heulen und jammern hinter der Bahre her. Dann kommt noch ein ganzes Trauergefolge. In Ebenthal wurde der Karren des Strohmannes von zwei Burschen gezogen, die sich etwas zuschulden hatten kommen lassen. Unter der Dorflinde liest der Ortsvorsteher dem Faschingsmann vor, was er alles verbrochen und welches Unheil er angerichtet hatte. Unter der lauten Zustimmung aller Anwesenden erfolgt dann seine Verurteilung zum Erhängen, Erschießen oder zum Verbrennungstod. In Hohenegg und Warmberg hingen sie ihn an einen Baum, im ersteren Orte stachen sie auch in die mit rotem Saft gefüllte Blase, um das Blut vorzutäuschen. In Warmberg war der Pfarrer der Ankläger. Er zählte auf, was der Angeklagte alles zerrissen hatte: „Wömf zrissen Pur Schüahn (Schuhe)!"

[234] Eigentliche Faschingsfeuer finden sich sonst in Jugoslawien außer einem nordsüdlich verlaufenden Streifen am Ostrand des Landes, der mit Westbulgarien zusammenhängt, nur in einem kleinen Gebiet von Krain, das direkt an Kärnten anschließt. Etnološki Atlas Jugoslavije, Pokusne Karte, Zagreb 1963, Karte Nr. VI.

Die Menge: „Bünd nimmr mehr gonz!"
Pfarrer: „Hühner hat er gestohlen!"
Die Witwe schrie darauf, es ist nicht wahr, er hat nicht gestohlen!
Und jammerte: „Ja mein dr Aute (Alte)!"

Auch die Trauergäste waren gerne dialogisch. In Ebenthal untersuchte zunächst ein Doktor den Toten. Dann singt der Pfarrer zur Witwe:

„Hiascht em an Rindlan gabn,
sha war er eppan et geschtoarbn."

Die Witwen singen:

„I hon ju belt (gewollt) gabn,
ar hot et (nicht) mehr belt nam (nehmen)."

Die Vorwürfe wiederholen sich mit verschiedenen anderen Dingen, sie hätten ihm Speck geben sollen usf. In Mitterdorf schreit die Witwe:

„Oh du liabr mein Auter (Alter)!
geschtern hoscht du noch Ganzalein kalotzen, [235]
heint hoscht schon eiskalta Protzn!"

In Warmberg war einer schwarz angestrichen wie ein Teufel „und hat immer mit einem Besen auf den Fasching geschlagen".

Über die Verwendung der Asche nach dem Verbrennen gibt es einige Angaben. In Masereben wurde sie „als Andenken mitgenommen", in Ebenthal „in alle Winde zerstreut". Gestreut wurde auch in Mösel, Göttenitz und Mairle. Ein fröhliches Fest mit Schmauserei und Tanz schloß sich zuletzt noch an das Faschingbegraben an. Es war seine „Shimte". Der Ausdruck stammt aus dem wirklichen Totenbrauch, wo sich in der Gottschee auch ein Gedenkmahl an die Trauerhandlungen anschließt. Vom einst siebentägigen Abstand führt es seinen Namen. Immer wieder wird zum Ausdruck gebracht, daß das Faschingbegraben unbedingt als Abschluß des Gottscheer Festes gehört. 1953 wurde mir mitgeteilt, daß sie es sogar noch in den Lagern ausgeführt haben.

Die alten Hintergründe schimmern schließlich in einer Aufzeichnung aus Lienfeld durch, die ich 1953 machen konnte: „Sie haben einen Strohmann gemacht und den Woschong verbrannt. Und *einer hat sich als Bettler angezogen, den hat man hinausgetrieben. Die Armut braucht man nicht im Dorf.*"

8. Ehelos gebliebene Mädchen

Weitum in der Gottschee erklang das Spottlied auf Mädchen, die wieder nicht unter die Haube gekommen waren: [236] „Woschongtog, Woschongtog, kimmet bolde biedr, Wertn pin i ibrig bliebm, heir a biedr."

Man sang es denen zu, die man necken wollte, in Ebenthal sangen es die Masken am Faschingdienstag bei den Mädchen, die nicht geheiratet haben. In Stockendorf sangen sie nicht nur den Vers bei Häusern mit heiratsfähigen Töchtern, sondern schlugen auch mit Häfendeckeln an die Hauswand.

Nicht genug aber mit Spottversen. In Mitterdorf verbrannte man den Strohmann nicht bloß auf einem freien Platz, sondern auch beim Hause eines übriggebliebenen Mädchens. „Der Zorn dieser Person ist groß." In Mairle war eine solche Handlung die

[235] Den Ausdruck „kalotzn" verwendet man beim Schwein.
[236] Der Vers hat Entsprechungen auch im Österreichischen.

Vergeltung dafür, wenn Mädchen im Fasching nicht mitgetan hatten, in Pichl trugen sie einem Mädchen, über das sich die Burschen geärgert hatten, den Strohmann ins Haus. In Rieg geschah dies so, daß der Strohmann an die Haustür gelehnt wurde und dem von innen Öffnenden in die Arme fiel. Unter den Belegen finden sich aber auch solche, wo der Strohmann deutlich die Unfruchtbarkeit anprangern soll. So in Krapflern und Grafenfeld, wo alten Jungfrauen ein ausgestopfter Strohmann aufs Dach gesetzt wurde. [237]

Die übriggebliebenen Jungfern werden auch durch das *Blochziehen* verspottet. Davon, daß es nur geschah, wenn überhaupt niemand im Dorf während des abgelaufenen Jahres geheiratet hatte, besitze ich aus der Gottschee keine Nachrichten. Der Brauch war anscheinend nicht mehr in ähnlicher Blüte wie jetzt noch im Burgenland und in der Steiermark. [238] Vielleicht bringen gezielte Fragen noch einiges ans Licht. Die abgeschwächteste Variante bietet Stockendorf. Dort hingen die Burschen denjenigen Mädchen, die schon über 18 Jahre alt waren und noch nicht geheiratet hatten, hinten ein Holzstück an, auf dem der erwähnte Vers vom Übrigbleiben geschrieben war. In Steinwand sagte man von einem Mädchen, das schon etwas älter war und nicht geheiratet hatte, „du bist wieder eine Blochzieherin" (Plöchziacharin). Ähnlich in Pöllandl. In Krapflern sagte man zu einer, die im Fasching wieder nicht geheiratet hatte, „bist a Blochzieherin bis nächstes Jahr". Hauffen (S. 72), der vor 70 Jahren schrieb, hat eine etwas ausführlichere Mitteilung: „Am Aschermittwoch findet das Blochziehen und -werfen (plechle pol) statt. Gegen Abend ziehen die Burschen Bretter an Stricken mit großem Lärm durchs Dorf und werfen sie unbeliebten, im Fasching sitzen gebliebenen Mädchen aufs Haus. Zuweilen werden diesen Mädchen auch ausgestopfte Männerpuppen vor die Haustür gelegt."

In den ganzen Vorstellungskreis gehört schließlich noch die *Altweibermühle,* die in der Gottschee aus Altlag bezeugt ist. „Alte Weiber jung machen: Auf einem Wagen ist ein Aufbau, darin ein Sparherd, und da haben sie Fetzen verbrannt, und einige haben sich als Alte angezogen, sind hinein und jung herausgekommen."

9. Schlußbemerkungen

Die meisten Gottscheer Faschingsbräuche fügen sich in das allgemeine Bild dieser Tage ein und besitzen viele Gegenstücke in anderen Teilen Europas. Allerdings gibt es auch hier Abgrenzungen.

Über das Feststellen des Bestandes der Sprachinsel hinaus sind etliche Einzelzüge wichtig, die teils für diese Gegend besonders sind, teils erlauben, die hinter diesen Bräuchen liegenden Vorstellungen deutlicher zu sehen. Bei einer Reihe von Einzelheiten wurde das im Text schon vermerkt. Ich verweise auf die Rolle der Donnerstage, auf die Suppe vom Faschingdienstag als Unheilabwehr und Mittel gegen Schlangenbiß, das Austreiben der Armut in Gestalt eines Bettlers, das Schattenorakel, den Hinweis auf Umrittbräuche und das Bewegen des Saatgutes im Fasching. Ferner liefert die Gottschee im Namen der „Schtampfo-Parto" oder „Parchto" das bisher fehlende Verbindungsglied zwischen dem Perchtennamen und der Südtiroler „Stampe". Bemerkenswert sind die Holzmasken bei den altertümlichen Tierdarstellungen. Vielleicht ein Erbe aus dem Osttiroler Herkunftsgebiet mit seinem reichen Holzmaskenbestand. Ostösterreich bevorzugt ja sonst eher andere Arten von Masken. Kärnten allerdings ist bereits ein Holzmasken-

[237] Auch in Slowenien stellt man unverheiratet gebliebenen Mädchen am letzten Faschingsabend u. a. einen Strohmann vor die Türe. E. Schneeweis, Grundriß des Volksglaubens und Volksbrauches der Serbokroaten, 1935, S. 172.

[238] Vgl. K. M. Klier, Das Blochziehen, Burgenländische Forschungen, Heft 22, Eisenstadt 1953.

land, und auch Slowenien besitzt viel davon, das mit dem alpenländischen Bereich zumeist gut übereinstimmt. [239] Ferner zeigt sich die Gottschee nicht nur als ein Gebiet der Sonnwendfeuer und Osterfeuer, sondern auch in gewissem Sinne von Faschingfeuern. Von den aufgeworfenen Fragen seien abschließend noch zwei kurz besprochen.

Die eine — das *Blochziehen* — ist ziemlich formenreich und vielschichtig. [240] Es ist der Brauch, daß die unverheiratete Ortsjugend einen Baumstamm durch den Ort zieht, wenn in diesem Jahr keine Hochzeit stattgefunden hatte. Offenbar letztlich der „Lebensbaum", der hier in Funktion tritt. [241] Darauf deuten auch Ausdrücke wie „Baumhochzeit", „Fichtenhochzeit", „Föhrenhochzeit" und „Galtefasching", letzterer als Anprangern der Unfruchtbarkeit. Auch das „Wiegenholzfahren" in der Buckligen Welt im Südosten Niederösterreichs gehört hierher; ein Hochzeitsbrauch, bei dem ein geschmückter Baum von den jüngeren weiblichen Hochzeitsgästen bis zum Wirtshaus gezogen werden mußte und die Männer unter Peitschenknallen die Antreiber waren.

Wie schon K l i e r in seinem Buch über das Blochziehen hervorhob, sind die drei Grundlagen dieses Brauches die Burschenschaft, das Faschings- und das Hochzeitsbrauchtum. Die Voraussetzung aber ist der Baum als Sinnbild des Lebens, wie ich hinzufügen möchte.

Besonders lebendig ist der Brauch innerhalb Österreichs im Burgenland, in der Steiermark, in Kärnten und Westtirol. [242] Dabei kommt es zu Großformen des Umzuges, bei denen z. B. im Burgenland auch eine ganze Scheinhochzeit aufgeführt wird. Eine andere Ausprägung ist das „Blochziehen mit Radlabschneiden". Vor dem Haus jedes Mädchens, das im Fasching nicht geheiratet hat, wird ein Stück des Baumes abgeschnitten, „damit das Mädchen noch ein Jahr darauf sitzen kann". Diese Form gibt es auf österreichischem Boden in der Untersteiermark zwischen Mur und Koralpe, aber auch im angrenzenden Kärnten, z. B. in Bleiburg. [243] Der Gottscheer Faschingsbrauch, den übriggebliebenen Mädchen ein Holzstück anzuhängen oder Bretter auf das Dach zu werfen, ist dem sehr verwandt.

Das Blochziehen ist auch in Slowenien verbreitet. Schon H a u f f e n verweist auf die Abbildungen im Band Kärnten-Krain der „Österreichisch-ungarischen Monarchie in Wort und Bild", [244] wo das Blochziehen bei den Windischen im Gailtal und in Krain dargestellt ist. 1689 bezeugt es bereits V a l v a s o r [245] in der Gegend von Wippach in

[239] Eine Übersicht über die Maskentypen von N. K u r e t, Aus der Maskenwelt der Slowenen, in: Masken in Mitteleuropa, hrsg. v. L. S c h m i d t, Wien 1955, S. 201 ff.; d e r s.: Maschere e mascheramenti rituali degli Sloveni lungo il confine friulano-sloveno, Alpes Orientales VI, Firenze 1966, S. 79 ff.; L. K r e t z e n b a c h e r, „Russa" und „Gambela" als Equidenmasken der Slowenen, ebd. S. 49 ff.; Über die Pferdemasken und Bockmasken handelt ein Kapitel meines noch nicht zur Gänze erschienenen Buches „Schwerttanz und Männerbund". Ein Stück aus diesem Fragenkreis untersucht mein Aufsatz „Robin Hood und Hobby Horse", Wiener Prähistorische Zeitschrift XIX, 1932, S. 357 ff.

[240] Das Hauptwerk darüber ist das in Anm. 238 genannte Buch von K. M. K l i e r.

[241] Über den Lebensbaum vgl. U. H o l m b e r g, Der Baum des Lebens, Annales Academiae Scientiarum Fennicae, Ser. B. Bd. XVI, Helsinki 1922/23; R. B a u e r r e i ß, Arbor Vitae, München 1938; K. v. S p i e ß, Neue Marksteine, Wien 1955, S. 1—55; R. W o l f r a m, Christbaum und Weihnachtsgrün, Kommentar zur 2. Lieferung des Österreichischen Volkskundeatlasses, Wien 1965, bes. S. 34 f.

[242] Der Atlas „Burgenland", hrsg. v. H a s s i n g e r und B o d o, Wien 1941, enthält auf S. 25/26 als Kärtchen Nr. 5 eine Übersicht über die Verbreitung des Blochziehens, das für das Burgenland von R. D e c h a n t, für die angrenzende Steiermark von H. K o r e n bearbeitet wurde. Eine Karte, auf der auch die weitere Steiermark einbezogen ist, bei K l i e r, Blochziehen. Eine gesamtösterreichische Verbreitungskarte im Österreichischen Volkskundeatlas, 4. Lieferung, Wien 1971, Karte Nr. 71.

[243] G. G r a b e r, Volksleben in Kärnten, Graz — Wien 1949, S. 218 f.

[244] Wien 1892, S. 104 und 377.

[245] Die Ehre des Herzogtums Krain, 1689, II. Bd., S. 308.

Krain. Eine handgezeichnete Karte über die Verbreitung des Brauches in Slowenien, die ich Herrn Wissenschaftlichen Rat Niko Kuret und Fräulein Ložar verdanke, zeigt den Brauch ziemlich im ganzen Land verbreitet, mit einigen Lücken im Südwesten und am Ostsaum, die jedoch auch Forschungslücken sein können. Im Übermurgebiet, das südlich an das Burgenland anschließt, befinden sich sogar 42 Orte mit der sogenannten „Föhrenhochzeit". Der Brauch ist auch heute noch in Slowenien durchaus lebendig, scheint sich innerhalb Jugoslawiens aber auf diesen Raum zu beschränken. Nach Schneeweis hört das „vlece se ploh" an der Westgrenze des kroatischen Sprachgebietes bei Samobor auf.

Im übrigen ist der Brauch jedoch nicht auf Österreich und sein südliches Nachbarland beschränkt. Wir finden das Blochziehen auch in der Schweiz in den Kantonen Appenzell, St. Gallen, Zürich, Luzern, Bern und Graubünden [246] sowie in Oberbayern im Werdenfelser Land. Es bildet sichtlich eine Einheit mit dem Blochziehen im westlichen Nordtirol, das einen kleinen Ausläufer nach Südtirol in den Vintschgau entsendet. Die Tiroler Vorkommen habe ich selbst von Ort zu Ort abgefragt und aufgenommen. Übrigens stammt auch der älteste Beleg für das Blochziehen überhaupt aus Tirol, nämlich 1460 aus Innsbruck. [247]

Auf das Verhältnis des Blochziehens zum Pflugumzug, die viele und alte Berührungspunkte haben, [248] soll hier nicht weiter eingegangen werden.

Der zweite Brauch, der noch einige Ausführungen erfordert, ist das *Faschingbegraben* oder *-verbrennen*. Wir haben es für die Gottschee allgemein nachgewiesen, nach der Auffassung des Volkes gehört es unbedingt als Abschluß dieser Festzeit.

Für Slowenien verdanke ich eine Verbreitungskarte gleichfalls den vorhin genannten Laibacher Volkskundlern. Sie zeigt „Pokladnja baba", das Begraben der Faschings-Alten, in großen Teilen des Landes verbreitet, wobei mit Ausnahme eines einzigen Beleges beim Übermurgebiet der Nordosten jedoch ausfällt. Hingegen ist die Verbrennung des „Karnevals" in den Städten Dalmatiens durchaus üblich, sehr verbreitet auch im Küstenstreifen von Triest. Das hängt wahrscheinlich mit der gleichen Sitte zusammen, die in Italien sehr lebendig ist und die ich selbst im Trentino näher verfolgt habe. In Slowenien nimmt der Brauch übrigens noch ständig zu.

In Österreich finden wir das Faschingbegraben und -verbrennen gleichfalls höchst allgemein. G. Gugitz [249] weist es in allen Teilen Niederösterreichs und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts selbst noch in den Vorstädten Wiens nach. Die niederösterreichische Brauchtumsaufnahme von H. Fielhauer, in deren Ergebnisse er mir Einblick gewährte, bestätigt dies. Wir finden diesen Faschingsbeschluß aber auch in Oberösterreich, Salzburg, Kärnten, in der Steiermark, in Tirol, Vorarlberg, in der Schweiz, in Schwaben, im Allgäu, Lechrain, in Baden, im Elsaß, in der Eifel — hier mit einer Gerichtsverhandlung gegen die Strohpuppe, der man die Diebstähle des Jahres zur Last legt. Über den Scheiterhaufen der brennenden Puppe muß die jüngste Frau springen —,

---

[246] Vgl. den Atlas der Schweizerischen Volkskunde II, Karte 172; ferner H. Hürlemann, Die Bräuche des Appenzellerlandes, Urnäsch o. J., S. 11—14. Im Appenzellischen heißt der Brauch ähnlich wie bei uns „Blochziehen", im weiter westlich gelegenen Hauptverbreitungsgebiet „Tannenfuhr".

[247] A. Dörrer, Tiroler Fasnacht, Wien 1949, S. 195 ff.

[248] Vgl. u. a. V. v. Geramb, Sitte und Brauch in Österreich, 3. Auflage, Graz 1948, S. 38 ff. S. Walter erinnert daran, daß „Bloch" der behauene Stamm ist und nicht der Baum an sich. Er sieht im Blochziehen ein mißverstandenes Pflugziehen. Dem steht aber doch entgegen, daß es auch Namen gibt, die den Baum meinen (Baumhochzeit, Föhrenhochzeit, Fichtenhochzeit, Tannenfuhr), ferner die Verbindung mit den ausgebliebenen Hochzeiten, also der menschlichen Fruchtbarkeit, nicht der des Ackers.

[249] G. Gugitz, Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Österreichs, Wien 1949, I. Bd., Kapitel Faschingsbegraben, S. 86 ff.

Köln (wo ich es selbst miterlebte), Westfalen, im Münsterland, in Minden, Dortmund, Nassau, im Sauerland, in Böhmen, England usf. Das französische Material findet sich bei A. Van Gennep,[250] das spanisch-katalanische bei J. Amades.[251] Gugitz erklärt (S. 89), „man findet es in fast ganz Europa mit Ausnahme von Skandinavien", was vielleicht — besonders im Osten — noch im einzelnen zu überprüfen wäre. Sicher ist jedoch eine ungemein große Verbreitung.

In Siebenbürgen, wo der Strohmann am Aschermittwoch angeklagt, verurteilt, gehenkt und verbrannt oder ertränkt oder begraben wird, gibt es einen verwandten Brauch noch am 25. März zu Lätare. Unterblieb er, zog er das Ableben eines Burschen oder Mädchens oder anderes Unglück für die Gemeinde nach sich.[252] Das ist bereits die Entsprechung zum „Todaustragen" des Ostens. W. Liungman[253] hat das Winteraustreiben am Sonntag Lätare, das östlich des Spessarts bis weit hinein nach Rußland Todaustreiben heißt, in einem zweibändigen Werk genau verfolgt. Ob man sich nun seiner Wanderungstheorie vom Rhein zum Jenissei anschließt oder nicht, jedenfalls sind die beiden Bräuche, einerseits Faschingbegraben (-verbrennen, -ersäufen) und andererseits Winter- und Todaustreiben, sichtlich verwandt. Nur wird das Faschingbegraben als scherzhafte Trauerzeremonie gehalten, weil mit ihm eine fröhliche Zeit beendet wird, während das Wintervertreiben und Sommereinholen eine auf das nahe Erwachen der Natur gerichtete freudige Handlung ist. Insofern dürfte hier eine sehr alte Schichte kaum überlagert hervortreten.

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß das Beseitigen des Alten, Abgelebten, aber auch Drohenden, wie wir es hier vor uns haben, eng mit dem Austreiben des Sündenbocks verknüpft ist. Ein Gedanke, der uns bei der Verurteilung des Strohmannes beim Faschingbegraben deutlich entgegentritt. Er ist in der Gottschee gut belegt. In seinem zweiten großen Werk, „Traditionswanderungen Euphrat — Rhein",[254] behandelt W. Liungman verwandte Vorstellungen nicht nur in nahezu ganz Europa, sondern auch im westlichen und nordöstlichen Afrika, Vorderasien, Indien, Tibet, Australien, China, Japan, Korea, dem nordöstlichen Asien, Alaska und bei den höherstehenden Indianern im mittleren und nördlichen Amerika. Es handelt sich wohl um einen Grundgedanken der Menschheit beim Anbruch einer neuen Zeit. Die Verkörperung des Übels ist meist eine Puppe, eine Ziege oder ein Bock.

Die Theorien gehen hier freilich etwas auseinander. Kluge und Vogt sahen in dieser Austreibung oder Tötung ein Sühneopfer, Meuli ein Opfer an die Totendämonen, U. Jahn ein Bittopfer, Wrede und Gugitz das Beiseiteschaffen des Schädlichen. H. Freudenthal[255] schließt sich keiner dieser Meinungen an. Er ist der Ansicht, daß es hier eine vorausschauende Abwehrhandlung mit dem Zweck ist, den schädigenden Dämon der neuen Saat frühzeitig zu beseitigen.

Wie dem auch sei, das Gottscheer Brauchtum vereinigt auf jeden Fall Züge des Sündenbock-Gedankens mit dem Anprangern der Unfruchtbarkeit und der Beseitigung des Abgelebten, aber auch Bedrohenden. Der Gedanke des Festabschlusses ist natürlich auch vorhanden, doch ist er — soviel ich sehen kann — nicht in gleicher Weise weitergesponnen wie in manchem Kirmesbegraben oder beim „Schleicherlaufen" in Telfs. Hier

[250] A. van Gennep, Manuel des Folklore Français contemporain, I/3, Paris 1947.
[251] J. Amades, Costumari Català, Bd. II, Barcelona 1951, S, 495 ff.
[252] J. Haltrich, Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen, Kleinere Schriften, hrsg. v. J. Wolff, Wien 1885, S. 285.
[253] W. Liungman, Traditionswanderungen Rhein — Jenissei, FFC 129 u. 131, Helsinki 1941 u. 1945.
[254] W. Liungman, Traditionswanderungen Euphrat—Rhein (vgl. Anm. 230), S. 61 ff.
[255] H. Freudenthal, Das Feuer im deutschen Glauben und Brauch, Berlin 1931, S. 278.

wird die „Naz" genannte Puppe zu Dreikönig wieder ausgegraben und am Faschingdienstag neuerlich eingegraben. Aber in der Gottschee tritt das Begraben zurück gegenüber dem Beseitigen durch Verbrennen oder Ersäufen. Die älteren Züge sind in der Gottschee somit noch deutlich zu merken. Im übrigen ist ein Brauch auch kein bloß logisch aufgebautes Gebilde, das nur in eine einzige Richtung weist. Meist ist vieles zusammengeflossen, so daß ein Brauch gewöhnlich verschiedene Seiten hat, wozu auch der starke gefühlsmäßige Anteil beiträgt. Eine einzige Bedeutung gültig zu setzen, heißt in der Regel, den Sachverhalt über Gebühr vereinfachen. Dafür ist das Gottscheer Faschingbrauchtum ein anschauliches Beispiel.

XII. Die Osterbräuche

1. Palmsonntag

Das Osterfest, das älteste und Hauptfest der Christenheit, läßt durch seine Einbettung in den Jahreslauf die geschichtliche Auferstehung und das stete Neuwerden der Natur wundervoll zusammenklingen. Das beginnt bereits mit den Bräuchen des Palmsonntags.

Im Namen dieses Festes spiegelt sich die Rolle, welche seinem besonderen Brauchgerät zukommt. Beim Nachvollziehen der im Johannesevangelium geschilderten Begrüßung des Herrn durch Palmenzweige wandelte sich das pflanzliche Mittel aus einem festlichen Schmuck zu einem krafterfüllten Segenszweig. Das knüpft sicher an ältere, schon aus der Antike bekannte Vorstellungen des Volkes an und wurde durch die im Frühmittelalter einsetzende kirchliche Segnung der Zweige bekräftigt und erhöht. In der Gottschee findet das mannigfachen Ausdruck.

Die für die Palmen benötigten Weidenzweige wurden auch in der Gottschee schon eine Zeit vor dem Feste abgeschnitten, um zu verhindern, daß die Kätzchen weiter austreiben. Der „Palm" selbst bestand in der Regel aus einem Bündel ziemlich langer Ruten — eineinhalb bis zwei Meter waren keine Seltenheit —, die unten zusammengebunden wurden. Dies geschah meist mit Bändern. Es gab auch Regeln wie sie der Spruch andeutet: „wie größer der Bauer, wie größer der Palm" (Suchen). Vor allem aber bestimmte die Besitzgröße der Umfang des Bündels. Denn so viele Parzellen Ackerland, so viele Ruten (Langenton). In jeden Acker kam nämlich zu Sonnwend eine Palmrute oder zwei in Kreuzform, die in die Erde gesteckt und oft auch geschmückt wurden. In das Grasland gab man dagegen keine Palmen.

Auch in der Gottschee bestanden die Palmen nicht lediglich aus Weidenzweigen. Hinzu kam Laub von der Haselstaude, das man im Fasching eingefrischt, also vorgegrünt hatte (Masereben), ferner Wacholder, Efeu und zuweilen auch ein Ölzweig oder anderes Grün. Geschmückt wurden die Palmen mit Blumen, Papierrosen, Büscheln der bei der Musterung tauglich Befundenen und Heiratsbüscheln der Brautführer. Auch seidene Bänder fehlten als Aufputz selten.

In Lienfeld und Grafenfeld mußten die Bündel bis zur Aussaat fest verschnürt bleiben, damit der Segen beisammenbleibt. Sonst allerdings nahm man den Palm bereits während der Karwoche auseinander. Man schnitt Stücke von den Ruten ab, spaltete sie und steckte sie zu kleinen Kreuzen ineinander. Diese nagelte man an die Stall- und Kellertüren zum Schutze gegen Hexen. Da die früheren nicht entfernt wurden, war manche Türe in ihrem Oberteil wie besät mit solchen kleinen Kreuzen.

Dieses Annageln geschah an unterschiedlichen Tagen der Karwoche. Es konnte bereits am Palmsonntag erfolgen (Tappelwerch, Gehag, Tschermoschnitz, Mitterdorf, Pöllandl, Seele, Unterlag), in einigen Fällen am Gründonnerstag (Langenton, Komutzen, Reichenau, Warmberg), der Haupttag war aber der Karfreitag.[256] Einige wenige Orte

[256] Masereben, Hohenegg, Morobitz, Mösel, Lichtenbach, Suchen, Masern, Göttenitz, Tschermoschnitz, Nesseltal, Oberdeutschau, Rieg, Verdreng, Mrauen, Stockendorf, Mairle, Graflinden, Prerigl, Hohenberg.

machten dies in der Weihnachtszeit zu Dreikönig (Altlag, Gehag, Koflern). Beim Annageln treffen wir häufig die Vorschrift, daß dies vor Sonnenaufgang erfolgen sollte. In Komutzen ging man beim Sonnenaufgang „Christus schauen". Man konnte sehen, wer mit ihm ist oder wer gegen ihn ist. Wer kein Kreuz aufgenagelt hatte, war gegen ihn.

Bevor man die Palmruten verwendete, war es allgemein üblich, die Kätzchen abzustreifen. Diese gab man gewöhnlich dem Vieh am Karfreitag zu fressen, [257] und zwar auch bevor die Sonne aufgeht. Die Kühe wurden dann anschließend gemolken. Wilhelm Tschinkel [258] hat hier zusätzlich noch eine Aufzeichnung, die ich nicht machen konnte: „Auch der Hirt bläst vor Sonnenaufgang sein Liedchen, damit seine Herde nichts von wilden Tieren zu fürchten habe." Daß auch Menschen drei Palmkätzchen schlucken, um während des Jahres von Halsweh verschont zu werden, wie dies in Österreich allgemein bekannt ist, wird aus der Gottschee kaum berichtet. Auch daß Palmruten als Blitzschutz unter das Hausdach kommen, ist selten. Meist wird der Palm anders verwendet, wie das bei den verschiedenen Terminen noch gesondert erwähnt wird. In Ebenthal wirft man die Kätzchen am Gründonnerstag ins Feuer.

Während der Weihe hielten die Kinder in mehreren Ortschaften die Palmen möglichst hoch, „damit sie die größere Weich erwischen". Die Kühe kommen dann als erste heim (Suchen), oder sie geben besonders viel Milch (Mrauen). Zu hoch darf man sie allerdings auch nicht heben, sonst gehen die Kühe beim Weiden durch (Mösel, Unterlag, Göttenitz).

In Gehag und Merleinsraut eilte man bei der Rückkehr von der Weihe rasch in den Stall, nahm den Palm auseinander, streifte die Kätzchen ab und schnitt das Grüne klein. Davon wurde dem Vieh sogleich etwas zum Fressen gegeben und der Rest aufbewahrt, so daß man die ganze „große Woche" (= Karwoche) etwas davon für das Vieh nehmen konnte.

Die weitere Verwendung der Osterpalmen bezieht sich fast durchwegs auf das Vieh und den Acker. Es wird sehr häufig angeführt, daß in die erste Ackerfurche ein Stück vom Palm oder von den Kätzchen („Mutzen") kam. [259] Die allgemeinste Verwendung fanden die Ruten beim Ackersegnen zu Sonnwend. Im 3. Kapitel über das Ackersegnen, Abschnitt Nr. 8, habe ich den betreffenden Stoff bereits vorgelegt. Er betrifft das Einstecken von Palmen in jedes Feld, das Frucht trägt, einzeln oder in der Form eines schrägen Kreuzes, aber nicht wie bei uns zu Ostern, sondern eben zu Sonnwend. In Morobitz ging man am Pfingstsonntag vor Sonnenaufgang mit fünf geweihten Ostereiern und einer Palmrute, die man nachzog, in der Richtung des Sonnenlaufes um die ganze Gemeindegrenze, grub die Eier an verschiedenen Stellen ein und schloß den Kreis durch Rückkehr zum Ausgangspunkt. „Dann kann der Hagel nicht hinein in die Felder." In Graflinden ist die Hegung besonders deutlich, denn da zog man mit der Rute einen großen Kreis, damit die Rüben gut wachsen.

Beim ersten Austreiben des Viehes aus dem Stalle im Frühjahr war es allgemein üblich, jedem Stück Vieh mit einer Palmrute drei Schläge zu versetzen. [260] „Das Vieh

[257] Göttenitz, Mrauen, Wetzenbach bei Rieg, Tiefental, Masereben, Unterloschin, Mösel, Warmberg, Kukendorf, Morobitz, Suchen (am Karsamstag), Verdreng, Mairle (am Ostersonntag), Gehag, Merleinsraut. In Göttenitz betonte man, daß das Vieh die Kätzchen auf nüchternen Magen fressen sollte.

[258] „Gottscheer Volkstum", 1931, S. 9. Die in meiner Arbeit mitgeteilten Aufzeichnungen stammen im übrigen alle von mir, wo etwas aus den meist ziemlich kurzen Abschnitten der Literatur über das Osterfest übernommen wurde, habe ich das angemerkt.

[259] Kukendorf, Koflern, Suchen, Verdreng, Graflinden, Prerigl, Stockendorf, Reichenau, Gehag bei Tschermoschnitz, Tschermoschnitz.

[260] Ebenthal, Mösel, Göttenitz, Rieg, Stockendorf, Langenton, Komutzen, Obergras, Tappelwerch, Gehag (damit es keine Schlange beißt), Kukendorf, Unterbuchberg (die Rute soll drei Augen am Ende haben), Merleinsraut, Graflinden, Prerigl, Tschermoschnitz.

treibt man zum ersten Mal mit einem Palmzweig aus und besprengt es auch damit. Den darf man nicht verlieren, man muß ihn in den Stall bringen" (Masereben). Auch kam es vor, daß man sie über Geweihtes schreiten ließ, darunter auch Palmruten.

Die Segenskraft der Palmen spricht sich auch in einer anderen Verwendung aus. In Rieg und Stockendorf tat man Palmkätzchen und Geweihtes in ein Säckchen und band es mit einem Spagat dem Tier auf die Hörner, damit die Hexin ihm nichts tun kann. In Langenton machte man das gleiche, wenn eine Kuh, die ein Kalb gehabt hatte, zum ersten Mal wieder auf der Hutweide ist.

2. In der Karwoche

Nicht nur die Karwoche hat im Gedenken an die Leiden Christi eine ernste Stimmung. In Masereben heißt bereits die Woche vor dem Palmsonntag die „schwarze Woche", die Karwoche nannte man dagegen in der Gottschee, ähnlich wie bei den Serbokroaten, die „große Woche".

Mit dem Gründonnerstag setzen die Bräuche und Glaubensvorstellungen im ganzen Umfang ein. Wobei wir uns hier nicht mit den kirchlichen Handlungen im engeren Sinne beschäftigen, sondern mit den Meinungen und Bräuchen des Volkes.

Nach der Aussage von Gewährsleuten in der ganzen Gottschee galt die Regel, daß man vom Morgen des Gründonnerstags an, wenn die Glocken nach Rom fliegen, bis zu ihrer Rückkehr am Karsamstag nicht in der Erde arbeiten darf. Dies wird durch eigene Aufzeichnungen aus 28 Orten in allen Bereichen der Gottschee bestätigt. [261] Es bestehen nur insofern geringe Unterschiede, als z. B. in Masereben und Stockendorf allein am Freitag das Verbot für Erdarbeiten zu gelten schien. Im grenznahen Langenton betonte man, daß die Slowenen diese Regel nicht beachteten, „die haben ruhig gearbeitet". Doch gilt dies — wie weitere Erkundigungen zeigen — nicht allgemein.

Das Arbeitsverbot richtete sich in der Gottschee vor allem gegen Erdarbeiten. „Wenn die Glocken fort sind, die Erde ganz in Ruhe lassen, keinen Kren ausgraben und nichts" (Obergras). Andere Arbeiten konnte man in einem gewissen Ausmaß schon vornehmen, z. B. das Haus putzen und Mehlspeisen machen (Suchen), weißeln, Bäume putzen oder das alte Holz aus den Weingärten entfernen (Nesseltal, Mairle). In Göttenitz war auch das Wäschewaschen und Bodenreiben untersagt, am Karfreitag durfte man sogar kein Rind austreiben.

Der besondere Bedacht auf die Erde bei den Arbeitsverboten wird noch durch einen anderen Brauch unterstrichen, der in der bisherigen Gottscheer Literatur nicht aufscheint und erst in meinen Aufzeichnungen herauskam: In den beiden Zeitpunkten, in denen die Glocken fortflogen und wiederkamen — also das letzte und erste Läuten —, war es üblich, *die Erde zu küssen.* Ich habe darüber Nachrichten aus zwölf Orten, [262] nur vom Suchener Hochtal und vom Unterland fehlen mir bisher Belege. Dabei gibt es Nachrichten, die nur von dem Augenblick sprechen, in dem die Glocken am Samstag wiederkehren — in Österreich besonders beachtet und als „Glorialäuten" bezeichnet —, in Hohenegg, Altlag, Hohenberg, Buchberg, Mitterdorf und Seele ist jedoch von beiden Zeitpunkten die Rede. Manche Aussagen sind bemerkenswert. In Hohenegg mußte man z. B. dreimal die Erde küssen. In Grafenfeld kniete man im Garten nieder, betete und

---

[261] Masereben, Morobitz, Mösel, Altlag, Hohenberg, Suchen, Mittergras, Masern, Göttenitz, Nesseltal, Verdreng, Mrauen, Unterlag, Stockendorf, Langenton, Unterloschin, Obergras, Reichenau, Lienfeld, Grafenfeld, Gehag bei Tschermoschnitz, Mairle, Koflern, Kukendorf, Buchberg, Seele, Hohenegg.

[262] Unterbuchberg, Hohenegg, Mösel, Grafenfeld, Lienfeld, Seele, Mitterdorf, Hohenberg, Koflern, Kukendorf, Buchberg, Tschermoschnitz.

küßte die Erde oder — in Tschermoschnitz — das Gras. Mitterdorf sprach sogar ausdrücklich vom „Grashlan bushn". In Lienfeld mußten alle hinaus und die Erde küssen. Niemand durfte im Hause bleiben. Aus Seele berichtete der Gewährsmann: „Der Vater hat sich der Länge nach ins Gras niedergelegt im Garten und die Erde geküßt." Allem Anschein nach ging es um die grünende Erde. In Mösel sagte man auch ausdrücklich: „Wenn die Glocken zu läuten begannen, da hat jeder geschaut, daß er auf einem grünen Fleck niedergekniet ist und hat gebetet, damit er frisch bleibt, und ein Eisen angefaßt, das schützt vor Krankheiten." Demgegenüber ist es wohl nur ein Ersatz, wenn man in Altlag bei der Wiederkehr der Glocken die Kirchenbank küßte oder zu Hause den Tisch. Wobei eine Heiligkeit des Tisches, wie sie in der Gottschee vor allem im Weihnachtsbrauchtum sichtbar wird, neuerlich hervortritt. In Altlag gab man aber als Grund an, daß man dann kein Zahnweh bekommt.

Koflern kennt eine christliche Begründung: „Die blutgetränkte Erde vom Heiland war so heilig und die Glocken haben die frohe Osterbotschaft gebracht." Um die Erde geht es also auch hier. Aber die Osterglocken sind nicht der einzige Augenblick, wo man dergleichen tut. In Merleinsraut und Gehag „hat man sofort den Boden geküßt, wenn man den Kuckuck zum ersten Mal schreien gehört hat." Also ein deutliches Frühlingszeichen. Was insgesamt durchzuschimmern scheint, ist eine Heiligkeit der wieder sprießenden und fruchtbringenden Erde. Nach der Rückkehr der Glocken konnte man dann wieder an die Arbeit gehen (Masereben).

Kartage und Osternacht sind ferner gekennzeichnet durch *Lärmbräuche*. Außer dem auch sonst üblichen Ratschen fällt hier ein Lärmen auf, das bisher in der Gottschee noch nicht bezeugt war. Es ist ein Zerschlagen von Kisten durch die Burschen, also ein Anklang an die bei uns bekannte „Pumpermette". In Lienfeld und Grafenfeld beginnend am Mittwoch, jedesmal nach der Mette, in Altlag am Gründonnerstag und Freitag, in Merleinsraut, Gehag und Mösel am Karfreitag. In Mösel geschah es, wenn die letzte Kerze in der Kirche nach der Trauermette ausgelöscht war, und zwar „unter Jubel" der Kinder. Lienfeld sagte, er richte sich „gegen alle Feinde, die auf den Herrgott losgegangen sind". Das Holz verwendete der Mesner für das Feuer der Feuerweihe. Das Kistenzerschlagen war auch in der Stadt Gottschee selbst, und zwar vor der Kirche. Am Donnerstag Nachmittag war eine liturgische Feier, bei der Kerzen brennen, in denen Kugeln sind. Wenn beim Herabbrennen die dritte Kugel auf die Metallunterlage klingend gefallen war, kam der Mesner heraus und gab ein Zeichen. Dann zerschlugen die Buben mit Knüppeln die Kisten, welche sie bei den Kaufleuten zusammengebettelt hatten. Die Späne verwendete der Mesner für die Feuerweihe.

Nicht sehr viel erfahren wir aus der Gottschee über das Ratschen. Lärminstrumente waren vor allem Hämmer gegen ein Brett. Das scheint das Übliche bei den Buben gewesen zu sein. „Die ganze Woche is schon daham gangen mit Ratschen" (Suchen). Auf dem Kirchturm gab es auch eine große Ratsche. Entweder kam das Signal zum Beginn des Aufgelärmes vom Mesner (Suchen, Mittergras) oder dem Pfarrer: „Der hat mit einer Rute dreimal geschlagen, und da haben die Kinder mit Triangeln (Ratschen) gelärmt" (Merleinsraut, Gehag).

In Merleinsraut gab es außerdem am Karfreitag zur Zeit der Eltern noch einen Sonderbrauch: „Da sind die Burschen mit Lärm herum, daß die Wölfe nicht kommen. Mit Glocken, und sie haben geschrien und gejucherzt in den Wald hinein und überall herum. Der Wald war ganz in der Nähe. Die Wölfe sind im Weltkrieg im achtzehner und neunzehner Jahr sogar bis ins Dorf gekommen. Bei Linkesch haben sie den Hund von der Ketten gerissen. Die Wölfe haben im Wald oft Musik gemacht. Am Weihnachtsabend war es einmal so arg, daß sich viele nicht getraut haben, die zwei Kilometer nach

Suchen zur Kirche zu gehen.“ [263] Suchen berichtet, daß die Burschen von 15 bis 16 Jahren vor Sonnenaufgang am Karfreitag mit Sensen, Kuhglocken und Stockschlagen auf alte Töpfe Lärm machten. Um 3 Uhr oft schon, in einem großen Umkreis, wo die Schafweide ist. So weit man geht und es zu hören ist, kommen keine Wölfe her.

Zum kennzeichnenden österlichen Lärmbrauch gehört auch in der Gottschee das Böllerschießen. 27 über das ganze Gebiet verteilte Orte berichten davon Einzelheiten. Das Schießen konnte bereits am Karsamstag als Begrüßung der wiedergekehrten Glocken einsetzen (Hohenegg) oder beim Herauskommen der Mädchen aus der Kirche mit den Körben von der Speisenweihe (Suchen). „Und da ist man erschrocken, einer ist dabei einmal der Korb vom Kopf gefallen, denn sie haben die Körbe auf dem Kopf getragen.“ In Lienfeld war das Böllerschießen von Samstag an ununterbrochen. In der Hauptsache verdichtet sich das Schießen in der Osternacht und am Ostermorgen. Rieg berichtet, daß man Samstag Nacht die Mörser geladen und bei der Kirche abgeschossen hat. Sie legten auch eine Pulverschnur von einem Mörser zum anderen, so daß sie der Reihe nach von selbst abgebrannt sind. „Ohne Schießen keine Ostern“, hieß es in Hohenegg, „daß die Fenster gezittert haben“ (Koflern). Darin stimmt die Gottschee ganz besonders mit Kärnten überein, wo das österliche Böllerschießen mit größter Stärke und Ausdauer betrieben wird. Lienfeld spricht sogar von einer Kanone, die auf dem Kirchturm war und abgeschossen wurde. Nach 1918 wurde das Schießen von den jugoslawischen Behörden vielfach verboten.

Auch die Kirchenglocken stimmten in den klanglichen Jubel ein. Von ihnen hieß es in Wetzenbach, daß sie am Donnerstag nach Rom gehen um Ostern zu holen. „Sie tragen ein Butscherle Öl hin nach Rom und am Karsamstag bringen sie Wein.“ In Göttenitz wurde in der Osternacht um 3 Uhr morgens feierlich geläutet, sonst war nur das „Klenken“ üblich (Anschlagen), außer zu Weihnachten, in der Fastenzeit und bei Begräbnissen. In Mairle „war das Geläute die ganze Nacht in der Kirchn“.

Eier spielen im Osterbrauchtum eine besondere Rolle. Dabei unterscheidet man geweihte und ungeweihte, gefärbte und ungefärbte. In Österreich werden jenen Eiern, die in den drei Kartagen gelegt werden — den sogenannten „Antlaßeiern“ —, besondere Kräfte zugeschrieben. In der Gottschee sind die Auskünfte darüber uneinheitlich. Eine Reihe von Orten, wie Hohenegg, Suchen, Mittergras, Verdreng, wußten nichts von solchen Eigenschaften der von Donnerstag bis Samstag gelegten Eier. In Morobitz dagegen grub man Eier, die am Donnerstag gelegt wurden, am Ostersonntag ein. Die „Weichnpfinztageier“, wie sie bei uns heißen, sind auch in Österreich besonders herausgehoben. A. Hauffen (S. 73) berichtet, daß man in einigen Gegenden der Gottschee gegen das Hagelwetter neben einer Kapelle am Karsamstag drei von einer schwarzen Henne gelegte Eier vergrub. Hier wird nichts über den Tag gesagt, an dem diese Eier gelegt worden waren. Ich habe eine solche Aufzeichnung aus Koflern, wo die drei von schwarzen Hennen gelegten Eier am Ostersonntag vor Sonnenaufgang auf drei Seiten der Grenze gegen Unwetter eingegraben wurden. „Das war wirklich wahr.“ In Morobitz grub man die Eier, die am Donnerstag gelegt wurden, am Ostersonntag ein. Außerdem nahm man — wie schon erwähnt — fünf geweihte Eier vom Ostersonntag und umkreiste mit ihnen vor Sonnenaufgang am Pfingstsonntag die Gemarkung und grub sie gegen Hagel an verschiedenen Stellen ein. Auch Mösel kannte eine ähnliche Hegung: „Die Wetterbeschwörer haben am Karfreitag vier Eier genommen und sind herum um den Zaun des Dorfes und haben ein Ei in jeder Himmelsrichtung außerhalb des Zaunes um die Felder und Wiesen eingegraben. Dann kam kein Unwetter.“ Ein anderer eigenartiger Eierbrauch bestand in

[263] Dem Aufgelärme gegen Wölfe am Karfreitag vergleichen sich Lärmbräuche gegen Raubtiere beim Beziehen von Almen in Schweden.

Altlag. Da wurden Eier zum Heiligen Grab gelegt. Da liegt ein Kreuz daneben. „Das tut man, damit die Hühner lieber legen. Die Eier gehören der Kirche."

Das Färben der Ostereier geschah meist nach althergebrachter Weise. Überlieferungsgemäß überwogen die roten Eier. Um diese zu erzielen, nahm man das „einwendige" rote Holz der Zwetschkenbäume und kochte es aus. Später nahm man Späne oder gekaufte rote Farbe. Auch mit Zwiebelschalen hat man Eier gefärbt und mit der Rinde vom Dreidorn. Wenn man die Eier mit dieser gekocht hat, waren sie gelb. Es gab auch „gestreute" Eier. Die Mädchen schrieben auf die Eier, die sie den Burschen gaben, auch gerne mit Wachs darauf „zum Andenken" (Rieg, Stockendorf). Es gab auch gekratzte Eier (Masereben).

Naturgemäß war auch das Fasten in den drei Kartagen streng. „Manche alte Frauen haben so gefastet in der Zeit, wo die Glocken weg sind, daß sie nur Brot und Wasser gegessen haben" (Unterlag).

3. Auferstehung

Die österlichen *Feuerbräuche* begannen gemäß der alten Liturgie in den Morgenstunden des Karsamstags mit der Feuerweihe. Das für das Feuer benötigte Holz bestand — wie schon erwähnt — aus den zerschlagenen Kisten. In Rieg gingen sie am Karfreitag abends mit einem Wagerl holzfechten (betteln) für das Feuer, in Gehag wurden die alten Palmruten mitverbrannt. Der Mesner entzündete das Feuer mit Stahl und Stein (Mösel, Koflern). Vom neugeweihten Feuer brachte man etwas in jedes einzelne Haus und gab es dort in den Ofen. Wer das Neufeuer brachte, war in den einzelnen Orten verschieden. Häufig war es der Mesner, der dafür eine kleine Entschädigung erhielt. [264] „Bereits jedes Haus hat a klans Brot bachn für den Mesner, der mit dem Feuer ins Haus kommen ist." In Kukendorf, Komutzen und Steinwand brachte ein Bewohner der Siedlung, der jährlich wechselte, das Feuer für alle. In anderen Dörfern holten es die Kinder (Stockendorf, Nesseltal, Tappelwerch, Suchen, Neugereut, Merleinsraut, Gehag) oder „alle" (Altlag, Rieg). Zuweilen waren es die Ministranten (Göttenitz, Masern, Krapflern). Gewöhnlich brachte man das Feuer mit Hilfe eines an einem Draht befestigten glühenden Baumschwammes. „Alle kommen mit Waldschwämmen vom ganzen Sprengel, stehen herum, und wenn das Feuer um $^1/_2$7 Uhr geweiht ist, laufen alle damit davon" (Mösel). In Suchen trugen sie Glut auf einer Schaufel. „Und wir waren so froh, daß wir ein geweihtes Feuer im Ofen haben" (Merleinsraut). Etwas kam in den Herd, den Ofen und in den Schweinekessel hinein (Nesseltal). Die für den Feuertransport benötigten Buchenschwämme legte man im Herbst schon auf den Dachboden zum Trocknen (Pöllandl).

Mit dem Bringen des neuen Feuers sind verschiedene Vorstellungen verknüpft. Es ist, „daß man keine Not leiden braucht" (Lienfeld, Grafenfeld). In Masereben glaubte man, daß dadurch das Haus vor einer Feuersbrunst geschützt ist. In Reintal löschte man früher alle Feuer, ehe das geweihte kam, es war also eine richtige Feuererneuerung, die aus der Gottschee bisher nicht belegt war. Das Fleisch wurde erst gekocht, wenn der Mesner mit dem neuen Feuer da war (Göttenitz). Auch mit dem Backen des Osterbrotes wartete man vielfach, bis das neue geweihte Feuer kommt. Das Osterbrot wird dann außerdem noch einmal bei der Speisenweihe geweiht (Hohenegg). Auch hier löschte man in den Häusern vorher das alte Herdfeuer und zündete mit dem geweihten ein neues an. „Während der Osterfeiertage darf dieses Feuer nicht abkommen. Kein Zündholz wird angezündet. Vom Samstag bis Montag muß dieses geweihte Feuer immer brennen", ein Gegenstück zum weihnachtlichen Dauerfeuer. Dies gilt jedoch nicht für alle Orte der

[264] Masereben, Hohenegg, Schalkendorf, Langenton, Unterloschin, Obergras, Morobitz, Koflern, Mittergras, Mrauen, Warmberg, Komutzen.

Gottschee, z. B. nicht für Morobitz. Überhaupt darf man sich die Handlungen in mancher Hinsicht nicht zu einheitlich vorstellen. „Es war familienweise verschieden" (Warmberg, Komutzen). In Obergras mußte das neue Feuer nur den ganzen Karsamstag brennen, aber auch da achtete man sorgsam darauf, daß es nicht verlöschte. Von dem bei der Feuerweihe angekohlten Holz steckte man ein Stück unter das Dach als Schutz gegen den Blitz (Mösel).

Wenn die Glocken kommen, ist die Wasserweihe (Altlag). In Merleinsraut kam die einfache Wasserweihe nach der Feuerweihe und dann die Taufwasserweihe. Das hl. Chrisma hat man von Reifnitz geholt.

Das Glorialäuten am Karsamstag ist in Österreich auch der Zeitpunkt für verschiedene *Wasserbräuche*. Tschinkel (S. 9) berichtet darüber auch aus der Gottschee: „Am Karsamstag während des Glockengeläutes wird Wasser geholt, von dem alle Hausbewohner trinken und mit dem sich alle waschen. Damit wäscht man sich von allen Krankheiten rein. Auch schüttet man von diesem Wasser etwas in die Rüben- und Krautbottiche, damit das ‚Saure' das ganze Jahr frisch bleibt." Meine eigenen Aufzeichnungen bringen dazu nur einige Ergänzungen: „In der Stadt (Gottschee), wenn die Osterglocken kommen, sich waschen, damit man schön wird." Ähnlich in Lienfeld und Grafenfeld. Das half gegen Blindheit und „Unabat" (alle Verkühlungen) oder „Bildmisch".

Die *Speisenweihe* war in der ganzen Gottschee üblich.[265] Für die Geistlichkeit war es eine anstrengende Aufgabe, alle Filialkirchen und Nebenorte zu besuchen. Herr Juran, mein Gewährsmann in Rieg, erzählte mir, wie er oft mit dem Pfarrer mitging: „Vormittags nach Kotschen, Moos und Handlern, um 9 Uhr sind wir fort nach der Feuer- und Wasserweihe. Um $^1/_2$11 Uhr waren wir zurück. Dann ging es nach Oberwetzenbach, Unterwetzenbach und nach Bröse hinauf. Zu Mittag haben wir uns im Schachen unter einen Birkenbaum gesetzt. Da hat der Pfarrer ausgepackt, Geweichtes und Wein und Zigarren. Wir haben ein Feuerle gemacht, gegessen und Zigarren geraucht. Dann war der schwierige Weg nach Mrauen hinunter. Dort hat uns der Bürgermeister Wittine von Rieg mit dem Pferd abgeholt. Dann sind wir nach Stalzern gefahren, von da nach Hinterberg und dann nach Rieg. So um 4 Uhr waren wir zurück. Um 5 Uhr war dann die Auferstehung."

In Suchen war die Speisenweihe am Samstagnachmittag. „Sie haben einen großen Korb gehabt, darin ein ganzes Lamperl, Brot, Eier, drei Erdäpfel, Kren, große Oblaten, Orangen. Von der Hostie hat jeder am Sonntag ein Stückerl gekriegt. Schöne Deckerln waren auf dem Korb, umso feiner. Weiße und neue Schürzen hat man anhaben müssen. Wer früher ham gekommen ist, wird zuerst heiraten. Sie haben mit Böllern geschossen, wenn sie aus der Kirche heraus sind, da ist man oft erschrocken. Einer ist einmal der Korb heruntergefallen, denn sie haben den Korb auf dem Kopf getragen. Runde, schön geflochtene Körbe, und ein neuer Kopfriegel (Tragpolster) zum Weichtragen." „Die letzte, die mit dem Osterkorb herausgekommen ist, kriegt nur einen Witwer" (Mitterdorf).

Das sind typische Züge, die immer in den Schilderungen wiederkehren. Der Korb wurde nur für diese Gelegenheit verwendet (Hohenberg). Er war selbstverfertigt und etwas gefärbt (Lichtenbach). Über den Korb breitete man besondere Tücher „mit alten Figuren". Sie wurden später durch Seidentücher oder Tischtücher ersetzt (Hohenegg). Unter den Teiggebäcken waren die „Wöchitze" und der „Kolatsch". „Die Wöchitze waren rund, gefüllt, und man hat fünf kleine Löcher hineingemacht, eines in der Mitte, die vier anderen rund herum. Das waren die fünf Wunden Christi. Die Löcher hat man durch Messerstiche hineingemacht. Die Wöchitze wurden nur auf dem Herd gebacken.

[265] Die Gottscheer hängen so daran, daß sie den Brauch auch heute noch in New York in der traditionellen Weise ausüben.

Der Kolatsch war nicht verziert" (Hohenegg). „Zu Ostern hat man einen Haufen Brot gebacht und Schaf gestochen usw. 14 Tage hat man gegessen davon. Nußbrot, Mohnbrot, ganze Öfen voll. Ein ein Viertel Meter hohes Brot aus Weizen" (Suchen, Mittergras).

Eine typische Speise war auch die „Wille" (Fülle): „Brot in Vierecken (Würfel) geschnitten, etwas Milch dazu und dann zerriebene Eier und Fleischgrammeln hineingegeben, aber kein Mehl dazu, und das in einen dicken, getrockneten Schweinsdarm. Das wurde gebacken" (Lichtenbach). Auch Schinken, Speck, Lauch und Würste waren unter den zur Weihe getragenen Sachen und gefärbte und ungefärbte Eier. Der „Wochiz" (ein Gebäck) war in Langenton so groß wie die ganze Zischte (Korb). „Den ganzen Sommer hat man nie so gut gegessen wie zu Ostern" (Obergras). Ferner gab es das etwas süßliche Boxhörndlbrot (Obermösel). Den großen Kolatsch deutete man in Merleinsraut als Gottes Krone, die Eier sind die Steine und der Kren die Adern Gottes. „Die ganze Woche hat man gestärkt und gebügelt. Oft hat man zehn Deckerln obenauf auf dem Korb gehabt. Die unteren Deckerln waren groß, die oberen kleiner und mit Spitzen am Ende, und so ist alles Spitzen über Spitzen gewesen. Das war angeheftet. Dazu hat man eine weiße Schürze angezogen. Man hat für die Deckerln schon im Winter gehäkelt. Alles war gestärkt. Obenauf war eine große Masche, schwarz, rot, gelb. Die Slowenen haben eine weiß-blau-rote. Die Maschen wurden dann auf den Palm hinaufgebunden. Wir haben so einen Glauben gehabt und so eine Freude und das immer gemacht" (Merleinsraut). In Pöllandl legte die Hausfrau drei Ostereier und etwas Geld auf die Tücher, welche die Weihzischte bedeckten. Das nahm der Mesner vor der Weihe für sich.

So gut wie in der ganzen Gottschee und darüber hinaus herrschte der Glaube, wer mit seinem Weihkorb als erster aus der Kirche kommt oder als erster heimkehrt, wird heiraten, [266] oder er bringt das Heu als erster ein (Koflern, Reichenau). Daher gab es ein Wetteifern: „Da sind sie geloffen die Mädel" (Obergras), „sie sind gerannt beim Türl heraus, daß sie sich völlig umgestoßen haben" (Reinthal). Aber auch das Gegenteil konnte angestrebt werden: „Da sind sie oft zur Sakristei hinaus, oder sie haben alte Frauen vorgeschoben" (Rieg). In Steinwand war außerdem noch eine besondere Abart des Glaubens an die Flinkheitsprobe. Dort hieß es: „Am Ostersonntag von der Auferstehung wollte jeder der erste zu Hause sein. Wer zuerst kommt, die werden immer mit der Feldarbeit die ersten sein. Wenn ein Mädel zuerst heimkommt, kriegt man meist Hendln, wenn es ein Bub ist, Hahndln." Eine weitere Besonderheit war in Unterloschin: „Wenn sie von der Speisenweihe nach Hause kommen, haben sie die Ziste zuerst auf den Mitter-Boden niedergestellt, daß die Bienen nicht fortfliegen. Auf das hat der Vater viel gehalten."

Die Auferstehung geschah in der üblichen prächtigen Form. „Alles ist mitgegangen, Feuerwehr, Blechmusik, alles ist ausgerückt, es gab keine Zuschauer" (Unterloschin). Der Zeitpunkt der Auferstehung war freilich verschieden, da die Geistlichen mehrere Kirchen zu betreuen hatten. Er konnte zwischen Samstagnachmittag und Sonntagmorgen schwanken. Auch in der Gottschee galt die Regel, daß man sich zu dieser Gelegenheit möglichst neu anzieht (Reichenau, Nesseltal). In Ebenthal war die Auferstehung um 5 Uhr. Die Burschen hatten eine Fahne mit, und die Ortschaften sind nach ihren Fahnen in der Prozession gegangen.

Eine nicht ganz geklärte Frage bilden die *Osterfeuer*. Sie scheinen in der bisherigen volkskundlichen Literatur über die Gottschee nicht auf. Andererseits sprachen meine Gewährsleute vielfach von Feuern in der Osternacht, also keinesfalls solchen der Feuerweihe. Handelte es sich aber nur um jene Feuer, welche die Burschen entzündeten, um

[266] Hohenegg, Morobitz, Mösel, Altlag, Grafenfeld, Lichtenbach, Hohenberg, Suchen, Mittergras, Masern, Tschermoschnitz, Nesseltal, Mrauen, Unterlag, Stockendorf, Rieg, Obergras, Reichenau, Lienfeld, Gehag bei Tschermoschnitz, Mairle, Koflern, Kukendorf, Merleinsraut, Reintal. In Pöllandl hieß es, sie würde als erste mit der Arbeit fertig.

die Spieße beim Böllerschießen glühend zu machen? Oder sind es gesonderte, richtige Osternachtfeuer, wie sie gerade Südostösterreich allgemein kennt? [267] Die letzteren ziehen sich anschließend an das österreichische Gebiet noch nach Slowenien herein und reichen bis zur Grenze der Gottschee. Weiter südlich gehen sie nicht, auch Kroatien kennt sie nicht mehr. [268] Osternachtfeuer in der Gottschee stünden also nicht abgesondert im Raum. Unter den Gottscheer Nachrichten beziehen sich etliche deutlich auf Feuer, welche die Burschen nur wegen des Böllerschießens entzündet hatten. Wenn z. B. Hohenegg die Auskunft gibt: „Feuer nur zum Heißmachen der Spieße beim Böllerschießen." Wahrscheinlich hat es die gleiche Bedeutung, wenn es mehrfach heißt, „in der Nacht Feuer gehabt und geschossen". Im Zweifel kann man auch sein, wenn Grafenfeld berichtet: „Feuer und ein Lamm auf dem Spieß gebraten." Eher auf wirkliche Osterfeuer deutet die Angabe aus Altlag: „Feuer überhaupt, auf dem Bühel, aber nicht da, wo das Sonnwendfeuer ist." Solche Unterschiede in den Feuerplätzen von Ostern und Sonnwend pflegen auch in Österreich zu herrschen. Stockendorf meint aber sichtlich echte Osternachtfeuer: „Osterfeuer in der Nacht auf dem Gebirg", ähnlich die Formulierung aus Masern: „ein großes Feuer". Trägt man die wahrscheinlich auf wirkliche Osterfeuer bezüglichen Nachrichten in eine Karte ein, so liegen sie in den Randgebieten der Gottschee mit Ausnahme des Westens. Auch die Mitte der Sprachinsel bleibt ausgespart. Wenn Prof. Peter Jonke mir seinerzeit sagte, er kenne keine Osterfeuer in der Gottschee, so wird sich das wohl auf seinen engeren Erfahrungskreis bezogen haben, kaum aber auf die gesamte Sprachinsel. Jonkes Heimat Mösel liegt auch nicht im Osterfeuerbereich. Eine Besonderheit sind Gründonnerstagsfeuer in Langenton: „Am Gründonnerstag abends haben manche Feuer gehabt zum Andenken wie sie Christus gefangen haben."

Richtige Feuer, die nicht nur wegen der Böller brannten, hatte sichtlich auch Koflern. Hier eingebaut in einen größeren *Prozessionsbrauch der Osternacht:* „Ostersonntag Nacht haben gewöhnlich Burschen und Jungmänner in der Nähe der Kirche Feuer gemacht. Mädchen und junge Frauen haben Osterlieder eingelernt gehabt. Um 1 Uhr nachts sind die Burschen gekommen, die Frauen und Mädchen wecken. Bis sie sich angezogen hatten, war es 2 Uhr in der Nacht, da hat man zuerst im Dorf herum die Osterlieder gesungen. Zuerst ‚Der Heiland ist erstanden', und dann ist man gegangen bis zur Pfarrkirche, wo das hl. Grab war, und unterwegs noch gesungen, hie und da ein Ständchen gemacht. Um 3 Uhr in der Früh sind sie beim hl. Grab gewesen. Und so haben sich die Dörfer der ganzen Gegend bei der Pfarrkirche in Mitterdorf eingefunden: Malgern, Obern, Loschin, Koflern, Windischdorf, Rain, Kerndorf und Ort sind da zusammengekommen. Und dort hat man gebetet, dem auferstandenen Heiland zu Ehren, manche haben Litanei gesungen, zum Dank kniend um den Altar herumgegangen. Dann ist jeder in sein Dorf zurück, zum Feuer. Die Osterlieder hat man dann wiederholt und die Burschen haben den Frauen mit Schnaps aufgewartet. Sie haben auch mit Böllern gedonnert die ganze Nacht. In Mitterdorf ist die Auferstehung erst am Sonntag Morgen."

Osternachtumgänge und Singen gab es sichtlich in einer ganzen Anzahl von Orten. Die einfachste Form ist wohl jene aus Lichtenbach, wo die Frauen um 4 Uhr morgens zum Heiligen Grab beten, oder in Göttenitz um Mitternacht. In Schalkendorf gingen sie in der Nacht in die Kirche singen. Größer war es in Altlag. Dort gingen die Burschen und Mädchen um 3 Uhr mit Kerzen und Musik zuerst in die Kirche singen, und dann zogen sie zu einer Kapelle. Sie sangen Osterlieder. In Seele sangen sie zu Ostern auf dem Turm, gingen singend und Rosenkranz betend auch in einer kleinen Prozession um den Bichl und die Äcker.

---

[267] Österreichischer Volkskundeatlas, 3. Lieferung, Karte Nr. 52, Jahresfeuer — Termine.
[268] Etnološki Atlas Jugoslavije, Pokusne Karte, Zagreb 1963, Karte 6, Jahresfeuer.

Der größte Umgang bestand in einem Brauchtumskreis südlich der Stadt Gottschee in Lienfeld, Obermösel und Untermösel, dazu auch noch in Tschermoschnitz. Dort war in der Osternacht das „Kreiznacker-Gehen" üblich, das in Mösel völlig das Gepräge eines Flurumganges hatte. Prof. P. Jonke, ein gebürtiger Obermösler, berichtete mir darüber ausführlich. Es war ein Umgang um die alte Gemarkung, nicht die ganzen Fluren, wie sie später waren, sondern die einstige Rodung. „Es war eine reine Angelegenheit der Bevölkerung ohne Geistlichen, am Ostersonntag in der Früh. Der Grundsatz war, man mußte den ganzen Gereutweg gehen, etwa 5 km, und vor Sonnenaufgang schon wieder zu Hause sein. Das Ganze unter Gebeten. Zu Ostern scheint der Mond noch in dieser Morgenzeit. Während des ganzen Umganges wurde gesungen und gebetet, in der Hl.-Bluts-Kirche westlich von Obermösel — einer alten Wallfahrtskirche — war die Litanei. Eine Pause war immer an der gleichen Stelle bei den ‚Sipplitzen', wo nur noch ein Drittel Weg ist bis heim. Da hat man geraucht, geplauscht. Es ist ein sehr schöner Umgang, immer auf dem gleichen Weg. Es geht z. T. frei durch die Fluren, aber man hat genau gewußt, wo. Und das war das alte Gereut. Außerhalb heißt es ‚Neuäcker' usw. Der Ort wird bei diesem Umgang in der Richtung der Sonne umkreist. Dann beim Dorfanfang mußte die größte Kirchenfahne, die Kreuzfahne, sie erwarten. Bei der Prozession wurde nur das Kreuz vorangetragen. Das war die Krönung. Hinter der Kreuzfahne zu gehen ist hohe Ehre. Es sind drei Träger, einer in der Mitte und zwei Stützer. Das letzte Stück sind sie mit Singen von ‚Großer Gott wir loben Dich' durch das Dorf und in die Kirche. Dort war noch ein Vaterunser, und dann sind sie heim und haben gefrühstückt. Um 7 Uhr war dann der Ostergottesdienst. Ein ganz besonders altes Osterlied war in Niedermösel, ganz anders als im übrigen Gottscheerland. Es steht im Buch von Hauffen. In Obermösel sangen sie ‚Der Heiland ist erstanden'."

4. Die Feiertage

Vorstellungen, die sich auf den Aufgang der *Sonne* am Ostermorgen beziehen, gab es auch in der Gottschee, allerdings auch hier — wie anderswo — nicht auf die Ostertage beschränkt. In Hohenegg hieß es z. B. „am Ostersonntag, am Kreuztag (Himmelfahrt) und Pfingstsonntag kann man die Sonne tanzen sehen in der Früh beim Aufgehen. Das haben die alten Frauen schon gesehen. Sie haben durch ein verräuchertes Glas geschaut. Die Sonne dreht sich auf die eine und auf die andere Seite." Altlag weiß außerdem noch von besonderen Wirkungen des Sonnentanzes: „Wenn die Sonne aufgeht, wie sie sich draht, dann hat man ein schönes Kraut. Im März werden im Pflanzenbeet zuerst die Krautpflanzen gesetzt. *Die erste Frucht ist gut, wenn sich die Sonne dreht.*" Unterlag bestätigt eine Segenswirkung auf das Wachstum: „Wenn die Sonne schön aufgegangen ist, gibt es schöne Zwetschken." Auch in Göttenitz hieß es: „Ostersonntag und Pfingstsonntag sieht man beim Aufstehen, wie sich die Scheibe der Sonne dreht, gleich wie sie aufsteigt. Wenn sie am Ostersonntag schön tanzt beim Aufgehen, wird es ein gutes Jahr. Die Sonne dreht sich auch sonst beim Aufsteigen, aber man kann es nicht so sehen." Im Göttenitz und Katzendorf kann man den Sonnentanz aber sehen, wenn sie sich beim Aufgehen in einer Lacke spiegelt (zu Ostern und am Pfingstsonntag). In Morobitz gingen die Mädchen am Ostersonntag schon um 3 Uhr morgens auf eine Anhöhe, um die Sonne tanzen zu sehen. Welche von ihnen das zuerst erblickt, wird in diesem Jahr heiraten.

Am Ostersonntag stehen die Frauen in Lichtenbach besonders früh auf, schon um 4 Uhr, und gehen vor Sonnenaufgang in die Filialkirche, beten zum Heiligen Grab.

Eine Reihe von Handlungen galten dem *Heiligen des Hauses.* „Am Ostersonntag in der Früh, vor Sonnenaufgang, hat man Kranewitten (Wacholder) vom Palm angezunden

und Weihrauch und was. Mit dem ist man gegangen im Hof, symbolisch das Grab Christi rauchen. Vaterunser beten und die Erde geküßt" (Buchberg). In Mairle hat man am Ostersonntag morgens Wacholder angezündet und die Zimmer geraucht. Lienfeld und Grafenfeld weihten das Haus schon am Karsamstag. Die Hausmutter geht mit Weihwasser und nimmt ein „Tâschenastl" (Tannenzweiglein) zum Sprengen.

Bedeutsam ist die *erste Speise am Ostermorgen.* Darüber berichtet Obermösel: „Beim Frühstück hat man Ostergeweihtes gegessen. Mit dem muß man beginnen. Mit dem Feinsten wird angefangen, das ist der Schinken oder das Geselchte. Dazu muß man Kren essen. Man wird stark und es ist gut gegen Schlangenbiß. Der Kren ist nicht gerieben worden, sondern in dünne Scheiben geschnitten. Dann geweihte Wurst und eigene Gebäcksorten. Die ‚Fülle', in einer Blase ein gemischter Teig, viele Eier, etwas Wurst und Geselchtes dazu, aber keine Rosinen. Es mußte aber was sein, was das Ganze lockert, das sind die Speckgrammerl. Die werden beim Zerlassen schon vorbereitet, ganz wenig ausgedrückt und getrocknet. Dann werden sie wieder flockig. Das wurde in dem Mastdarm vom Schwein ausgebacken und geschnitten. Außerdem Boxhörndlbrot, das ist süßlich. An diesem Tag gibt es kein schwarzes Brot." Altlag betonte, daß man am Ostersonntag zuerst das rote Ei essen muß. Merleinsraut führt das noch näher aus: „Niemand hat von der Weihe früher gegessen vor Ostersonntag. Jetzt hat jeder ein Ei gegessen und Oblaten, wenn sie heim sind von der Auferstehung. Der Mesner hat die Oblaten gemacht und verkauft. Die Leute haben solche sogar nach Amerika zu ihren Verwandten geschickt. Das haben in der Gegend alle gemacht. Der Mesner hat einen Model gehabt, eine Zange. Die zwei großen Hostien und die zwei kleinen waren in der Zange. Die kleinen waren für die Kommunion. Die Hostie war auch im Weihkorb. Von der Hostie und dem anderen hat man am Ostersonntag zuerst gekostet."

In den Aussagen kommt immer wieder vor, daß man dem Essen des Krens eine Wirkung gegen Schlangenbiß zuschrieb,[269] „denn der Kren beißt schon" (Lienfeld). „Krian muß man am Ostersonntag zuerst in den Mund nehmen, dann stâchn (stechen) die Gâtschn (Schlangen) nicht. Sie haben sogar den kleinen Kindern was in den Mund gegeben" (Masereben). „Am Ostersonntag hat jeder drei Blattl Kren auf nüchternen Magen gegessen. Der wird von keiner Schlange gebissen" (Göttenitz). In Tschermoschnitz aß man am Ostersonntag in der Früh vom Lauch, damit die Schlangen nicht beißen, in Mairle rieb man den Kindern mit den Schalen des Lauches die Füße ein gegen Schlangenbiß. In der Gottschee mit den dort häufigen Giftschlangen war ein Sonderbedacht auf diese Gefahr durchaus verständlich.

Eine Rolle spielten auch Speisen, die man vom Faschingsende her aufgehoben hatte. Bereits H a u f f e n (S. 73) erwähnt dies: „Am Ostersonntage wird zum Frühstück eine Suppe aus ‚Woschonkrintlain', den Speiseresten des Faschingdienstags, gegessen." Meine Aufzeichnungen führen das noch näher aus: „Was vom Faschingdienstag übriggeblieben ist, haben sie auf dem Ofen getrocknet und zu Ostern gegessen" (Lichtenbach). Masereben spricht vom „Ritschoch". „Das war ein Hirsebrei, Schäler von einer Weißrübe, die im Winter getrocknet wurde. Das hat man zu Ostern gekocht und gemüßt essen. Gut war es nicht, aber es hat geheißen: Du must etwas essen, sonst kriegst du nichts Geweichtes" (ähnlich Warmberg). In Warmberg und Komutzen „hat man die Rübenschalen beim Stoßen zum Trocknen aufgehängt und am Ostersonntag mit Hirsebrei gemischt und Fleischsuppe gekocht. ‚Untschol' hat es geheißen. Ist gut gewesen, die Jungen wollten es aber dann nicht mehr." Eine Besonderheit kannte Reichenau: „Zu Ostern haben sie die klanen harten Äpfel, die Moschtgaitlein, genommen. Wenn man die da ißt, hat man das ganze Jahr kein Halsweh."

[269] Masereben, Hohenegg, Altlag, Grafenfeld, Göttenitz, Tappelwerch, Stockendorf, Obermösel, Lienfeld, Tschermoschnitz, Seele.

Die festen Überreste (Knochen, Eierschalen) vom Ostergeweihten werden entweder durch Verbrennen rituell beseitigt oder man verwendet auch sie als Segensträger. Vom Verbrennen der Knochen sprechen Oberdeutschau, Ebenthal, Krapflern bei Pöllandl, Komutzen, Unterloschin und Obergras. Die häufigste Verwendung der Knochen zu Segenszwecken ist es aber, sie unter die „Ruvn" (Rofen) des Daches zu stecken, dann „schlagt der Dunder (Blitz) nicht ein". [270] In Steinwand steckte man die Knochen des Geweihten in den Kuh- oder Schweinestall, z. B. wo ein Loch in der Mauer war. Göttenitz und Masereben legten sie auf Obstbäume, dann tragen sie gut. [271] In Merleinsraut vergrub man die Knochen gern in der Erde in einem Krautacker. Die Hohenegger gruben solche Knochen im Stall zu Füßen des Viehs ein gegen böse Geister.

Wie achtsam man sein muß, geht aus einem Bericht aus Mairle hervor: „Die Knochen vom Osterlamm oder Schunken und was geweiht war, durfte man nicht hacken. Das war aber wahr. Der Schwiegervater hat einmal eingeschnitten in den Knochen, bei der Schulter. Und dann ist beim Schwein immer wie ein Einschnitt gewesen in der Schulter."

Die Schalen der geweihten Eier streute man in Kukendorf um das Haus, „dann kommen die Schlangen nicht". In Schalkendorf grub man sie in der gleichen Absicht rund um das Haus ein. Ähnlich in Warmberg und Komutzen, dann kommt kein „Znichtoch" ins Haus. Hohenberg zerrieb die geweihten Eierschalen und gab sie den Hühnern, in Rieg vergrub man die Schalen in den Feldern.

Die Heiligkeit des Ostersonntags wird so recht aus der Meinung in Hohenegg deutlich: „Wer am Ostersonntag nicht in die Kirche kommt, dem steht der Himmel nicht offen."

Am Ostersonntag ging man — ähnlich wie am Weihnachtstag — nirgends hin, da waren die Gasthäuser leer, erst am Montag begannen die Lustbarkeiten. Von dem in Österreich weitbekannten „Emaus-Gehen" am Ostermontag berichteten Lienfeld und Grafenfeld: „Man hat am Friedhof die Toten besucht und ist dann zu Bekannten und hat dort Geweihtes aufgewartet bekommen."

In der letzten Zeit der Sprachinsel hieß es auch dort, „die Eier hat der Has gelegt. Das ist aber erst nun. Früher war das Hiandernescht (Hühnernest) mit 3 bis 4 Eiern, mehrere Nester. Die Kinder machen die Nester, holen Moos zusammen und getrocknetes Gras" (Masereben). Koflern und Unterloschin verharrten noch im früheren Zustand, da „hat man von dem Has nie gehört".

Die erwachsenen Burschen gingen am Montag zu den Mädchen um Eier (z. B. Hohenegg, Altlag, Masereben, Rieg, Stockendorf). „Nur wen man leiden kann, dem gibt man rote Eier."

Mit den nicht geweihten Eiern gab es die üblichen Spiele: gegeneinanderstoßen („Oirhockn") oder Geld einwerfen. Blieb das Geld im Ei stecken, gehörte es dem Werfer. Dabei konnte man das Ei entweder in der Hand halten oder es lag auf dem Boden, und man stand fünf Schuh weit davon weg. [272]

Im Gedächtnis der Gottscheer lebt besonders das Kinderfest am Ostermontag mit besonderer Stärke fort. Man nannte es „tschelln" von „Tschell" = Kamerad, Geselle. „Es ist die schönste Jugenderinnerung" (Zwischlern). Das Fest hielten die Kinder bis zur Schulentlassung zwischen 5 und 14 Jahren. Dabei waren die Kleineren unter sich und die

[270] Lichtenbach, Masern, Tschermoschnitz, Stockendorf, Reichenau, Mairle, Prerigl.

[271] W. Tschinkel, (S. 9) hat noch eine auf die Obstbäume bezügliche Nachricht vom Karfreitag: „Steht ein Baum im Garten, der schon einige Jahre keine Früchte mehr getragen hat, so belegt man ihn an diesem Tage mit Steinen. Hiebei pflegt man zu sagen: ‚Trägst du keine Früchte, so trage wenigstens Steine!' "

[272] Masereben, Hohenegg, Mösel, Unterlag, Suchen, Mittergras, Masern, Katzendorf, Langenton, Nesseltal, Steinwand, Komutzen, Reichenau.

größeren (Graflinden). „Sie haben nach dem Alter zusammengehalten, es waren mehrere Partien" (Morobitz). Die Gruppierungen waren verschieden. Entweder versammelte sich die Jugend des ganzen Dorfes oder auch nur die Kinder aus der Nachbarschaft, wie in Rieg. Hauffen (S. 73) berichtet dazu: „Jedes Kind wählt sich einen Gesellen und teilt mit ihm sein Essen, trinkt mit ihm Wein, spielt mit ihm Eierstoßen u. a. mehr." Das Gottscheer Wörterbuch von Walter Tschinkel (I, 225) enthält noch folgende zusätzliche Angaben: „Am Ostermontagnachmittag haben sich die Kinder in einem Stüblein oder im Stadel gesellt. Buben und Mädchen getrennt; die Buben haben den Mädchen manchen Schabernack gespielt. Jeder hat zum Gesellen ein Bündel mitgebracht: Eier, ein Würstlein, etwas vom geweihten Schinken und ein Sechserl; mit dem Geld wurde ein Liter Wein gekauft. Burschen und Mädchen haben sich im Gasthaus gesellt. Auch die ältere Generation kam dort am Abend zusammen. Der Wirt stellte einen Teller Geweihtes auf den Tisch, dazu wurde Wein getrunken. Die ‚Gesellen' vom ‚Geselltage' sind oft ein Leben lang Freunde geblieben."

Meine eigenen Aufzeichnungen haben dazu noch einige Aussagen: Daß sich Paare gebildet haben, bestätigte man mir auch in Hohenegg. Die Kameraden hielten zusammen, gingen in der Prozession gemeinsam (Lichtenbach). Neben dem meist üblichen Mitbringen von Lebensmitteln durch jeden einzelnen Teilnehmer gab es in Mittergras auch einen gemeinsamen Heischegang: „Ostermontag sind die Schüler von Haus zu Haus gegangen und haben überall Speisen bekommen, Mehlspeisen, Würste, Fleisch. Dann sind sie in ein Haus gegangen oder auf einen Stadelboden und haben sich unterhalten und fest getanzt. Das haben wir gemacht und meine Kinder auch." Die Nachbarzusammenkünfte fanden in Rieg im Garten statt, sonst war eine Scheune gewöhnlich der Schauplatz. „Jedes bringt einen Krapfen, ein Würstl, Eier und jeder schneidet seine Sache auf und gibt es auf den Tisch, und das wird dann gemeinsam verzehrt" (Morobitz). In Mösel holten sie Birkensaft und Most, auch der Wirt hat was gegeben. Jedes Kind hatte Krapfen und ein Laibl. In Lichtenbach bekam jedes Kind von der Mutter Geweihtes und „Bötzhernleishbroat, weißes, süßes Brot mit Boxhörndln. Die Mädchen waren extra und die Buben." Das Tschelln machten die Gottscheer noch als Flüchtlinge in den fünfziger Jahren in den Lagern. Ob dieses Kinderfest in allen Teilen der Sprachinsel üblich war, müßte noch untersucht werden. In Stockendorf und Schalkendorf wurde es z. B. verneint. Vom Tanzen am Ostermontag gibt es etliche Nachrichten, aus Morobitz sogar eine, daß sie einen frischen Boden dabei durchgetreten haben, es muß also recht fröhlich zugegangen sein.

5. Zusammenfassungen und Vergleiche

Das Osterbrauchtum ist in stärkstem Maße in das kirchliche Geschehen eingebunden; stärker als bei manchen anderen Festen. Daraus ergeben sich weitgehende Gleichklänge im Grundsätzlichen, wie auch in den Einzelheiten der Ausformung über große Gebiete hinweg. Trotzdem bleibt auch Raum für örtlich begrenzte Spielarten. Dies zeigt sich in Österreich besonders deutlich im Gestalten der Osterpalmen, die vom einfachen Strauß oder einem naturbelassenen und kaum geschmückten Weidenast bis zu den kunstvollsten Gebilden reichen, die in verschiedenen Stockwerken aufgebaut sind und 8 bis 10 m Höhe erreichen können. Unter diesen hohen Palmen gibt es gerade oder auch solche, deren Wipfel kunstvoll behandelt ist, so daß er in einen runden Halbbogen endet. Diese ganze Fülle geht nicht nur kunterbunt durcheinander (obwohl dies manchmal der Fall ist), sondern es gibt auch landschaftsbildende Formen. Eine große Schwierigkeit ist es, daß sie noch nicht genügend systematisch aufgenommen und untersucht sind. Für Tirol und Salzburg kann ich mich auf meine eigene Brauchtumsaufnahme Ort für Ort stützen. Ein großer, meist noch ungenützter Stoff über die Palmbuschen liegt in den Fragebogen des

„Atlas der deutschen Volkskunde". Für Österreich konnte daraus in der Schlußlieferung des Österreichischen Volkskundeatlasses eine Formenkarte der Palmbuschen erstellt werden. Für Oberösterreich gab E. Burgstaller[273] eine Übersicht.

Zur Form der Gottscheer Palmbuschen läßt sich sagen, daß zusammengebundene Rutenbündel ähnlicher Art in Kärnten wiederkehren. Ich beobachtete sie dort mehrfach, u. a. im Lavanttal. Was die Verwendung des Palmbuschens betrifft, gibt es Übereinstimmungen und Unterschiede. In Österreich werden Teile des Palmbuschens gewöhnlich im Herrgottswinkel aufgesteckt, etwas kommt in den Stall und meist auch unter das Dach als Blitzschutz. Vom letzteren erfährt man in der Gottschee weniger. Hingegen tritt hier das Annageln von kleinen Kreuzchen aus Palmholz an die Stall- und Kellertüren auffällig hervor, an das ich mich sonst bei uns nur in geringerem Ausmaß aus Kärnten erinnere. Slowenien hat dergleichen im Bacherngebirge.[274] In Lüsen (Südtirol) fand ich, daß kleine Kreuze aus Palmholz zum Bienenstand gegeben werden. Das Abstreifen der Kätzchen von den Ruten gibt es in größerem Ausmaß noch in Unterkärnten, Unter- und Innerkrain.[275] Bei uns ist es — soviel ich sehen kann — weniger häufig. Allerdings kennt man in Österreich sehr verbreitet das Schlucken von drei Kätzchen gegen Halsweh, worüber wieder in der Gottschee weniger berichtet wird. Daß man dem Vieh beim ersten Austrieb im Frühjahr mit einer Palmrute drei Schläge versetzt oder es über Palmzweige steigen läßt, ist auch in Österreich weitbekannt, auch in ganz Slowenien verwendet man Palmzweige beim ersten Austrieb.[276] Das in Österreich übliche Verbrennen von Palmzweigen bei herannahenden Gewittern scheint in der Gottschee nicht in gleichem Ausmaß üblich gewesen zu sein.

Das Feldersegnen durch Teile des Osterpalms gehört gleichfalls zu den verbreiteten Handlungen, z. B. daß etwas davon in die erste Furche kommt. Im Westen Österreichs (Salzburg, Oberösterreich, Oberkärnten usf.) steckt man gerne einen ganzen Palmbuschen in die Felder, in Niederösterreich sind es vielfach einzelne Palmruten, zuweilen schräg gekreuzt. Letzteres hat auch die Gottschee allgemein, nur ist der Zeitpunkt verschieden: bei uns geschieht es im Anschluß an Ostern, in der Gottschee zu Sonnwend.

Am Gründonnerstag sind Grünbräuche und Grünspeisen sehr allgemein. Häufig ist es das erste Gemüse des Jahres, das da aufgetischt wird. In den Vorbemerkungen des 2. Kapitels über Ackersegnen und Wachstumsbräuche habe ich bereits darauf hingewiesen, daß beim Auftragen der Erstfrucht, die zumeist Salat ist, in der Gottschee ein eigenartiger Brauch herrschte. Man rief „Haier shaliges" und griff nach dem Kopfe der auftragenden Person. Dazu gibt es in Kärnten überraschende Gegenstücke: „In Bleiburg und Völkermarkt werden an diesem Tage (Gründonnerstag) die ersten Frühlingsblumen auf dem Markt feilgeboten und ‚Heuerseligs', das Erstlingsgemüse des Jahres, verkauft. Vielfach werden heute noch zum Mittagsmahl nur grüne Speisen, aber auch Ölkrapfen verzehrt. Vor etwa siebzig Jahren (also um 1880) war es in Klagenfurt noch üblich, daß sich die Tischnachbarn beim Auftragen des ersten Gemüses gegenseitig an den Ohren zupften mit dem Ruf: ‚Heuerseligs, Heuerseligs!' "[277]

Die Kartage sind u. a. durch verschiedene Arbeitsverbote gekennzeichnet. Diese richten sich gegen mannigfache Arbeiten, insbesondere die Arbeit auf dem Acker. Bei den Slowenen war ab dem Gründonnerstag Feldarbeit nicht mehr gestattet; solange die

[273] „Die Palmbuschen in Oberdonau", Bayerisch-Südostdeutsche Hefte für Volkskunde, 14. Jg., München 1941, S. 17 ff.

[274] Die Vergleichsangaben aus Slowenien sind in dem Buche von N. Kuret, Pražnicno leto Slovencev (PLS) = „Das festliche Jahr der Slowenen", Bd. 1, entnommen. Für Übersetzungen daraus bin ich Frau H. Ložar-Podlogar zu Dank verpflichtet.

[275] PLS I, S. 125.

[276] Ebd., S. 117 f.

[277] G. Graber, Volksleben in Kärnten, Graz 1949, S. 236.

Glocken „zugebunden" sind, hatte in der ehemaligen Südsteiermark sogar das Vieh „Urlaub".[278] Auch die Serbokroaten beachteten dies in ähnlicher Weise. Doch sind solche Vorstellungen nicht auf die engere Nachbarschaft begrenzt, das Ackerverbot gilt z. B. auch in weiten Teilen Deutschlands.

Besonders merkwürdig ist in der Gottschee das Küssen der Erde oder des Grases in den Augenblicken, wo die Glocken fortfliegen und wo sie wiederkommen. Darüber gibt es auch Nachrichten bei den Slowenen: vom Zeitpunkt des Fortfliegens aus Slowenisch-Istrien,[279] bei der Glockenrückkehr ebenda und aus Weißkrain, also der engsten Nachbarschaft der Gottscheer.[280] Auch dies beschränkt sich aber sichtlich nicht auf Nahbeziehungen. Beim „Baumbeten" in Niederösterreich fand H. Fielhauer z. B. das Küssen der Erde erst in den letzten Jahren noch in der sogenannten „Buckligen Welt".

Die verschiedenen Lärmbräuche stimmen weithin überein. Sowohl das Ratschen wie auch der Lärm der sogenannten „Pumpermetten". In Niederösterreich sind die Ratscherbuben-Bräuche besonders reich ausgebildet und gut untersucht.[281] Die Slowenen nennen das Lärmmachen zwischen Mittwoch und Freitag der Osterwoche „den lieben Gott schrecken" (Boga strašiti).[282]

Kaum ein anderes österreichisches Bundesland hält heute noch so sehr am mächtigen und ausdauernden österlichen Böllerschießen in der Osternacht und am Ostersonntag fest wie Kärnten. Das stimmt mit der Gottschee völlig überein. Bei den Slowenen gab es früher auch Böllerschießen zu Ostern, doch kam es zumeist ab. Wahrscheinlich ist es darauf zurückzuführen, daß man in Langenton hervorhob, daß die Slowenen zu Ostern nicht mit Böllern schossen und darin einen merkbaren Unterschied erblickte.

Zum Feuerbrauch ist festzustellen, daß das Bringen des geweihten Feuers mit Hilfe von angeglühten Baumschwämmen ähnlich wie in der Gottschee auch allgemein österreichischer Brauch ist. Zwischen dem großen Osterfeuergebiet Südostösterreichs bei den bäuerlichen Osternachtfeuern und dem Vorkommen in der Gottschee bildet eine Zunge gleichen Brauchtums in Nordostslowenien die Brücke. Diese slowenischen Feuer werden von M. Gavazzi als Ausstrahlungen aus dem Alpenraum betrachtet.[283]

Die Art der Speisenweihe in der Gottschee stimmt mit unseren Bräuchen bestens überein, die Speisenweihe ist auch bei den Slowenen heimisch. Im ganzen erwähnten Gebiet gibt es den Glauben, daß jenes Mädchen, welches nach der Speisenweihe zuerst heimkommt, als erste heiraten wird oder bei den Feldarbeiten immer voran ist. Schon Valvasor[284] kennt dies im 17. Jahrhundert. Bemerkenswert ist, daß die Vorstellung vom Kren als Mittel gegen den Schlangenbiß den Slowenen unbekannt ist.

---

[278] PLS I, S. 149.
[279] PLS I, S. 156.
[280] Ebd., S. 196.
[281] Vgl. F. Schunko, Vom Ratschen in Niederösterreich, Jahrbuch d. Österr. Volksliedwerkes, Bd. 12, Wien 1963, S. 29—46; weitere noch unveröffentlichte Ergebnisse besitzt W. Geller. Eine gesamtösterreichische Übersicht gibt die Verbreitungskarte auf Blatt 107 c des Österreichischen Volkskundeatlasses.
[282] PLS I, S. 153 f.
[283] „Die Reichweite der ostalpinen Kultureinflüsse auf die benachbarten Gebiete Südosteuropas", in: Volkskunde im Ostalpenraum (Alpes Orientales II), Graz 1961, S. 12.
[284] J. W. v. Valvasor, Die Ehre des Herzogtums Krain, 1689, Bd. II, Buch 6, S. 335, Buch 7, S. 471: „Die Leute, sonderlich auf den Dörfern, tragen in den Ostern an stat deß Oster-Lämmleins allerley Eß-Waaren zur Kirchen in einem Körblein, als gedörrte Schwein-Schuncken und Schulter, imgleichen gesaltzenes Rindfleisch, auch in Brasilien-Holtz gesottene Eyer und einen Kolatsch. Solches muß ihnen der Geistliche nach gehaltener Messe segnen oder weihen. Alsdann lauffen diejenige Männer und Weiber, welche die Körblein und Torwitzen (wie manns in Crain nennet) mit dem Fleisch tragen, so geschwind als ihnen möglich ist nach Hause. Dieser Brauch ist fast im gantzen Lande üblich. Und haben die einfältige Leute gemeinlich diesen Wahn-Glauben dabey, daß derjenige, welcher seine geweihte Speise am ersten nach Hause bringt, in selbigem Jahr auch am ersten seinen Hirs ausjete."

Reste der Faschingsspeisen werden auch bei den Slowenen die Fastenzeit über für Ostern aufgespart. In Göttenitz sagten die Gewährsleute dazu: „Die Slowenen haben die süßen Rüben geschält und ausgetrocknet und am Ostersonntag in der Früh gekocht und gegessen. Das ist die Galle, die Christus gekriegt hat. Bei den Gottscheern ist es der Kren." Die Knochen von den österlichen Fleischgerichten werden bei den Slowenen verbrannt, was auch in der Gottschee häufig bezeugt ist. Nicht üblich ist es hingegen bei den Slowenen, solche Knochen als Blitzschutz unter das Dach zu legen.

Das Gottscheer Kinderfest des „Tschellens" gehört zur Erscheinung der Wahlbruder- und Wahlschwesternschaft. Nach der freundlichen Mitteilung von M. Gavazzi gibt es eine solche Wahlschwesternschaft auch im Draugebiet und auf der Murinsel als letzten Ausläufer, aber nur bei den Kindern. In den ungarischen Bezirken Göcsei, Somogy und Zala gibt es auch ein lückenhaftes Verbreitungsgebiet, bei den übrigen slawischen Völkern fehlt dies. Auf dem Balkan treffen wir nur die Wahlbrüderschaft an. B. Petrei ergänzte dies insofern, als die Mädchen in Westungarn einander Freundschaftsschüsseln schicken. Sie nennen es „Verlobung" und es begründet eine lebenslange Freundschaft. Der Zeitpunkt ist Ostermontag oder der „Weiße Sonntag", also der auf den Ostersonntag folgende Sonntag. Der Brauch reicht auch etwas ins Burgenland herein und ist dort zum „rotn Oa-Schickn" verkümmert. Tatsächlich übersenden sie einander nicht nur ein Ei, sondern auch anderes. Bei den Burschen ist das wenig, es kommt hauptsächlich bei den Mädchen vor. Ein verpflichtender Brauch, jemanden zu wählen, besteht jedoch nicht.

Eingebettet in die großen Kreise des allgemein kirchlichen Brauches, der Nachbarschaftsbeziehungen und der Herkunftszusammenhänge, zeigt die Gottschee auch im Osterbrauchtum eine reiche Entfaltung, die neben engeren und weiteren Beziehungen auch bemerkenswerte Eigenprägung aufweist. Nicht zu übersehen ist es, daß die Übereinstimmungen mit Kärnten — und zwar dem ganzen Bundesland — besonders stark sind.

XIII. Frühjahr, Sommer

An dieser Stelle ist ein Einschub angebracht. Die vier Großkapitel über Fasching, Ostern, Sonnwend und Weihnachten stellen den Gang des Jahres in seinen entscheidenden Abschnitten dar, sie enthalten auch die Hauptmasse der Bräuche. Dazwischen bleibt jedoch ein beträchtlicher Rest, auch wenn einiges an die Hauptkapitel angeschlossen wurde, wie etwa Allerheiligen-Allerseelen an das Totenbrauchtum. Ergänzen müssen wir jedoch vor allem im Frühjahr. Die folgende knappe Aufzählung will die Lücken zu schließen suchen.

Nach dem alten Kalender bezeichnete *Gregori* (12. März) das Winterende und den Beginn der Frühlingsarbeit. Die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche ist auch schon herangerückt. In der Gottschee war Gregori mit einem reizenden Orakel verknüpft. Es heißt, zu Gregori halten die Vögel Hochzeit. Für sie stellte an diesem Tage der Großvater in der Familie eines meiner Gewährsleute aus Lichtenbach Most auf einen Tisch im Garten. In Merleinsraut und Suchen gab man am Morgen dieses Tages acht, ob man zwei Vögel beisammen sah. Ein solches Paar würde bedeuten, daß man selbst auch in diesem Jahre zum Heiraten käme. Die Stockendorfer Buben waren auf anderes aus. Sie warfen ein Stück Holz über das Hausdach. Gelang der Wurf, hatte man Glück mit dem Finden von Vogelnestern. Geschehen mußte das aber vor Sonnenaufgang in der schon beim hochzeitlichen Baumbeten besprochenen mystischen Zwischenzeit.

Mit Ostern wendet sich das Jahr mit Riesenschritten dem Frühling zu und damit nicht nur neuer Arbeit, sondern auch vieler Freude und Fröhlichkeit. Das gibt sich im deutschen und österreichischen Volksbrauch schon im scherzhaften *Aprilschicken* kund. Es fehlte auch in der Gottschee nicht und ein Harmloser konnte leicht damit beauftragt werden, Vogelmilch zu holen oder einen linken Bohrer.

Ein alter Zeitpunkt des Frühlingsanfanges war *Georgi* (24. April). Mit ihm beginnt das Weidejahr, das bis Martini dauert, in der Gottschee war er auch der alte Termin des Dienstbotenwechsels, der später durch den Stephanstag ersetzt wurde. Vom „Juretag" an galt die Erde nicht mehr als giftig, die Kinder konnten von nun an unbesorgt barfuß laufen (Schalkendorf, Stockendorf). Die Ochsen hatten Feiertag und wurden an diesem Tage nicht eingespannt (Komutzen).

Von den *Hexen* war in der Gottschee unglaublich viel die Rede. Kein Gewährsmann, der nicht mit Beispielen zur Hand gewesen wäre und die Geschichten ergäben ein eigenes, langes Kapitel. Auch der Luftritt der Hexen fehlte nicht. Als Blocksberg galt der unweit der Sprachinsel im Kroatischen gelegene und absonderlich geformte Kleck, sie hatten aber auch andere Versammlungs- und Tanzplätze. Soviel ich sehen kann, heftete sich in der Gottschee der Glaube an ihre besondere Fest- und Schwarmzeit nicht in gleicher Weise wie anderswo an die Walpurgisnacht. Merkwürdigerweise hieß es, daß sie am Oster- und Pfingstsonntag frühmorgens herumgehen und es gab den Glauben an das Hexenstühlchen, mit dessen Hilfe man sie bei der Weihnachtsmette erkennen konnte.

Hingegen war der Vorabend des *1. Mai* von anderer Tätigkeit erfüllt. Es waren die Burschen, welche den Maibaum zu holen und aufzustellen hatten. Stellvertretend für viele ähnliche Berichte führe ich die Schilderung aus Rieg an:

„Den Maibaum hat man gewöhnlich (aus dem Wald) gestohlen. Einmal haben sie einen 40 m hohen Baum gestohlen, da hat man zu tun gehabt, daß man ihn in die Höhe gebracht hat. Am 30. April nach dem Mittagessen sind sie in den Wald. Ein paar sind fort und haben ihn schnell umgeschnitten und abgeschält, einige sind mit den Rössern nachgekommen. Er wurde aufgeladen und wenn er auf der Straße war, dann war er schon unser. Am Dorfplatz haben sie ihn abgeladen. Die einen haben schon das Loch gegraben am Nachmittag. Zur Bekränzung haben sie eine schwarz-rot-goldene Fahne hinauf und dann sind sie zu den Mädeln gegangen. Jedes hat a Tüchl geben müssen und die sind hinaufgebunden worden. Das Aufstellen hat um 7 Uhr abends angefangen, bis er gestanden ist, war es manchesmal schon zwölfe. Bei so einem großen Baum haben wir 5—6 Stunden gebraucht. Beim Aufstellen haben immer ein paar Liter Wein da sein müssen und ein Musikant auch, er ist immer mit Musik aufgestellt worden. Da ist auch ein Mailied gesungen worden und beim Umschmeißen des Baumes am Monatsende ein Abschiedslied vom Mai. Die ganze Ortschaft hat beim Aufstellen zugeschaut, alles hat geholfen, auch die Mädel, sie haben Zangen gemacht und Böcke. Die Schulerbuben haben dann probiert, hinaufzukrallen. Am 31. Mai ist er niedergelegt worden und in 4 m lange Klötze geschnitten. Das wurde dann versteigert und der Erlös vertrunken. Die Mädel wurden dazu eingeladen, es gab eine Unterhaltung und Tanz. Hie und da haben sie auch zu Sonnwend Bäume aufgestellt, die sind aber 3 Monate gestanden, vom 23. Juni bis September. Das war in Rieg aber nur einige Male."

Damit ist eine merkwürdige Spaltung der Termine in der Gottschee berührt. Dort war der Baum am 1. Mai keineswegs das allein Übliche. Ebensoviele Ortschaften errichteten ihn erst zu Sonnwend, ja es gab sogar Dörfer, in denen zweimal Bäume aufgestellt wurden, zum 1. Mai und neuerlich zu Sonnwend. Schließlich gab es auch zu Kirchweih da und dort Bäume. Über dies alles unterrichtet genauer der Maibaumabschnitt im folgenden Kapitel über die Sonnwendbräuche.

Ein Ort mit beiden Maibaumterminen war z. B. Koflern. „Manchmal haben sie 3 Moie aufgestellt (an verschiedenen Stellen). Die ‚Zechmänner', die unverheirateten Jungmänner, haben sich verabredet, wieviel Moie sie setzen, auch zu einem Mädchen. Die Bäume waren 25—28 m hoch. Tüchln und grüne Kränze kamen hinauf."

Nicht immer war das Aufstellen eine öffentliche Angelegenheit, vor allem da, wo der Baum eine Überraschung bildete. In Lienfeld und Grafenfeld wurde der Baum in der Mainacht vor dem Hause des beliebtesten Mädchens aufgestellt. „Das mußte still geschehen, so daß das Mädchen erst in der Früh gesehen hat, daß der Baum bei ihr steht und es war immer spannend, wer ihn bekommen wird. Beim Umlegen mußte sie dann ein Faß Bier zahlen oder 10 Liter Wein. Und sie hat Pobolitzen gemacht, die sind wie ein Rahmstrudel, aber noch fetter, oder Scharteln, das ist ein Rosinenguglhupf. Außerdem stand bei der Kirche noch ein Baum." In Altlag machten die Mädchen für den Dorfbaum die Girlanden und Kränze. Nach dem Umschneiden wurden die von den Mädchen gespendeten Tücher, die am Wipfel hingen, unter den Burschen verteilt. Natürlich war der Maibaum auch gefährdet, da Burschen aus der Nachbarschaft ihn umzuschneiden versuchten. Daher mußte er am Anfang auch bewacht werden.

„Zu *Floriani* (4. Mai) hat der Schmied Feiertag gehabt. Da hat er keinen Hammer gehoben, um die Welt nicht, er mußte den Feiertag halten, sonst brennt er ab" (Komutzen).

Auf die „Bittage" der Christi-Himmelfahrtswoche mit ihren Prozessionen zu den Filial- und Nachbarkirchen wurde bereits im Kapitel über das Ackersegnen hingewiesen. Hier sei nur nochmals betont, daß *Himmelfahrt* ein bedeutendes Datum des Frühlings-Festkalenders war. „In alten Zeiten hat sich das Jungvolk zu Himmelfahrt festlich ange-

zogen, die Mädel weiß, die waren ganz gekrönt und haben einen Kranz getragen, die Burschen lodene Joppen" (Gehag bei Tschermoschnitz).

An das *Pfingstfest* knüpften sich verschiedene Bräuche und Vorstellungen, einige von ihnen sichtlich übertragen von anderen Festen. In Hohenegg ging man zu Mitternacht auf den Annaberg und betete, in der Ortschaft wurde mit Böllern geschossen. Auch in Verdreng begrüßte man den Tag damit, daß man seinen Anbruch auf einem Berg erwartete. Dort sangen sie das Lied „Bia wria ischt äuf der Shüntog (Sonntag), der liabe, heilige Shüntog, do ischt Gott begegnet". An den Sonnenaufgang knüpfte sich zu Pfingsten ebenso wie am Ostermorgen der Glaube, daß die Sonne bei ihrem Erscheinen tanze. „Man sieht wie sich die Scheibe dreht, gleich wie sie aufsteigt. Sie tut es sonst schon auch, aber man kann es nicht sehen" (Göttenitz). Auch Grafenfeld, Altlag und Nesseltal berichten vom Tanz der aufgehenden Sonne sowohl am Ostermorgen wie am Pfingstmorgen. Mit dem Ostersonntag hat Pfingsten ferner gemeinsam, daß da die Hexen unterwegs sind (Gehag bei Tschermoschnitz). Hingegen stimmt das sonst in der Sonnwendnacht übliche Orakel, einen Blumenstrauß auf das Dach zu werfen und aus seiner Lage auf künftige Ereignisse zu schließen, im Hinterland mit Pfingsten überein. Das schützende Hegen der Flur geschieht vielfach in der Osternacht, in Morobitz aber zu Pfingsten. Die ganze Gemarkung wird vor Sonnenaufgang — immer wieder diese besondere Übergangszeit — im Sinne des Sonnenlaufes umschritten. Dabei wird eine österliche Palmrute nachgezogen, also ein richtiger Schutzkreis. An fünf Stellen dieses Kreises vergrub man geweihte Ostereier in der Erde, „dann kann kein Hagel hinein in die Felder". Man sieht, wie die Bräuche einander terminmäßig durchdringen.

Die große Prozession zu *Fronleichnam,* dem „Himmeltag", erforderte wieder viele Vorbereitungen. Bei ihr wird wieder die Siedlung umkreist. Es galt, den Prozessionsweg zu schmücken und bei den vier Stationen, bei denen zwei Evangelien und Fürbitten in deutscher und zwei in lateinischer Sprache gesungen wurden, Birkenbäumchen aufzustellen. „Am Quatembersonntag vor Himmeltuge sind die Burschen und Mädel zusammengekommen und haben den ‚Schein' von der Fahne (Kreuz) bekränzt und ein kleines Fest veranstaltet. Es wurde bestimmt, wer tragen wird. Das älteste Mädel trägt den Schein nach Haus. Der Kranz bleibt oben bis zum Herbst. Zu Fronleichnam hat man bei der Prozession einen Kranz um die Hand aus Peterschlüssel, Himmelschlüssel und anderen Feldblumen. Den Kranz hat man später bei Krankheiten zum Räuchern genommen. Gegen das schlechte Wetter hat man Astlan von den Birken bei den Evangelien unter das Dach gesteckt" (Mösel). „Für die Kirchenfahne hat man am Abend vor Fronleichnam grüne Kränzlein geflochten und hinaufgetan. Wenn ein kleines Kind die Fras hat, muß man von diesem Kranz etwas kochen und anschmieren, dann vergeht die Fras (Fraisen). Die Burschen sind in der Prozession mit der Fahne gegangen und alle sind dorfweise gegangen, die von den weitesten Dörfern zuerst. Sie haben gesungen und Rosenkranz gebetet" (Koflern). „Zum Himmeltuge hat jedes ein Kranzl aus Blumen geflochten, die Kinder, oder a Körbl, und die Blumen aufgehoben und gegen Gewitter angezündet" (Neugereut bei Unterlag). „Es waren bestimmte Blumen, die einem in der Heilkunde auch begegnen, der gelbe Klee usf. Das hilft wirklich" (Ober Mösel). Als geweiht und wirksam galten demnach sowohl die Blumenkränze, wie die von den Schmuckbäumchen abgerissenen Äste. Dabei bedurfte es zur vollen Wirksamkeit Äste von allen vier Stationen. Auf dem Dachboden aufgesteckt dienten sie als Dauerschutz gegen Unwetter, außerdem verbrannte man etwas von ihnen im akuten Falle bei Gewittern. Zusätzlich entzündete man dabei auch eine Kerze. „Machst du nicht Licht, so machen wir Licht", hieß es in Altlag. Die Blumen hingegen verwendete man als Heilmittel, vor allem „rauchte" man kranke Kinder damit, wie das im Kapitel über den Lebensanfang schon beschrieben wurde. Vom Räuchern mit Fronleichnamsblumen habe

ich Nachrichten aus Mösel, Rieg, Göttenitz, Graflinden — hier gegen Kopfschmerzen — Pöllandl, Masern, Tappelwerch, Stockendorf, Koflern und Merleinsraut; am letzteren Orte als Hilfe bei Erkältungen.

Eine spätsommerliche Zeitspanne wird noch von besonderen Glaubensvorstellungen begleitet, es ist die Zeit zwischen den sogenannten „*Frautagen*" (15. August und 8. September). Wobei der 15. August als der „große Frautag" gilt. Seine Wichtigkeit erhellt auch daraus, daß an ihm nach 3 Uhr kein Wagen mehr hinein darf, sie werden vorher abgestellt (Masereben). Im Kapitel über das Singen in der Gottschee ist schon erwähnt, daß die Burschen in der Nacht vor dem 15. August auf den Äckern zusammenkommen, ein Feuer machen und essen und trinken. Die Mädchen kommen um 3 Uhr morgens dazu, nachdem sie zuerst die Kirche besucht hatten. Sie bleiben bis zum Morgen beisammen und singen, zuerst Fraulieder, dann auch weltliche Lieder (Rußbach bei Tschermoschnitz).

„Am großen und kleinen Frautag beißen die Schlangen am giftigsten", heißt es außerdem. „Da gehen sie auch die Stauden hinauf. Man nimmt Skorpionöl gegen Schlangenbiß" (Ebenthal). Einer auch bei uns geltenden Regel folgt die Gottschee, wenn es dort heißt: „Zwischen den zwei Frautagen muß man die Gesundheitskräuter sammeln" (Pöllandl). Gleichfalls mit österreichischem Glauben übereinstimmend ist auch die Aussage, daß sich die zwischen den Frautagen gelegten Eier besonders lange halten, bis Weihnachten oder den ganzen Winter. Man nimmt sie zum Einlegen.

Zum Abschluß sei noch auf die *Kirchweihfeste* hingewiesen. In den Filialkirchen wurden dabei nach der Messe die Spenden der Dorfbewohner entgegengenommen, Butter, Eier, Geselchtes, Korn. Die Gaben wurden verlizitiert und der Erlös floß der Kirche bzw. dem Pfarrer zu.

XIV. Die Sonnwendbräuche

1. Vorbemerkungen

Die Sommersonnenwende ist eine der großen Hauptfestzeiten des Jahres. Es scheint berechtigt, von Festzeit zu sprechen, ähnlich den Zwölften zu Weihnachten, denn auch die Bräuche der sommerlichen Jahresumkehr finden sich nicht nur auf den Johannestag und seinen Vorabend beschränkt, sondern vor allem die Feuer beginnen vielfach schon am Veitstag (15. Juni) und erstrecken sich bis Peter und Paul (29. Juni) und sogar Ulrich (4. Juli). Daher sagte man auch in der Gottschee, der 14., 23. und 28. Juni sind die „drei Kriaßnachta". Bei Veit dürfte dies auf einer zeitlichen Verschiebung durch die Kalenderreform beruhen. Das trifft aber nur den Anfangstermin, nicht die Tatsache einer längeren Festzeit. Es bleiben die zwölf Tage zwischen dem 23. Juni und dem 4. Juli. Allerdings besteht ein deutlicher Höhepunkt um Johannis, der an sich nicht dem astronomisch längsten Tag entspricht, sondern dem Kirchenkalender verbunden ist. Das Bewußtsein einer Wende des Jahres geht aber aus Benennungen, Bräuchen und Glaubensvorstellungen hervor. Schon das Nibelungenlied spricht von den „Sunnewenden", und „Sunniwendn", „Sunwend" sagt das Volk im süddeutschen Bereich heute noch, der Ausdruck „Sonnwendfeuer" überwiegt sogar das „Johannesfeuer". Das alemannische Wort „Sunngicht" dürfte nach Lessiak in den Bereich von Zauber und Beschwörung gehören und somit eindeutig eine Wurzel im Volksbrauch aufzeigen.[285] Die Gottscheer verwenden durchwegs die Bezeichnung „Shumitn", die sich lautgesetzlich aus „Sonnwenden" entwickelt hat.[286] Vielleicht hält dieses Vorherrschen einen älteren Zustand fest. Die unmittelbaren slawischen Nachbarn haben andere Namen: „Kres", „Janževo", „Ivánje". Das Wort „Kres" übernahmen die Gottscheer als „Kriaß" zuweilen lediglich für die Feuer selbst.

Den Gottscheern bedeutete das Fest in mehrfacher Hinsicht eine Freudenzeit. Kehrten doch kurz zuvor die Männer, soweit sie Hausiererhandel betrieben, von ihren Fahrten in die Heimat zurück. Aber das war es nicht allein. Der kirchliche Feiertag zu Johannes d. T. war zwar aufgehoben. Er spiegelt sich in der Gottschee jedoch immer noch mehrfach. Etwa in Pöllandl: „Shumitn war Anbetungstag, da hat keiner gearbeitet", ähnlich in Mösel. Das altertümlichste Gottscheer Sonnwendlied spricht aber von den „lieben, heiligen Sonnwenden"[287] — nicht Johannesfest — und der ganze Juni hieß auch „Shumitnmuanot".[288] Ein Zeichen, daß das Volk hier doch offenbar einen Haupteinschnitt des Jahres empfand.

Die hervorstechendsten Züge des Gottscheer Sonnwendbrauchtums bilden neben den Feuern und allem, was damit zusammenhängt, eine Reihe von Bräuchen, die mit Pflanzen und Wachstum verbunden sind. Beginnend mit dem Großsymbol des Maibaumes, der in der Gottschee sogar häufiger noch an Sonnwend als am 1. Mai auftritt. Auch das Maiensetzen für Mädchen war zu diesem Termin üblich. Zahlreich sind die pflanzlichen Schutz-

[285] Primus Lessiak, Gicht, ein Beitrag zur Kunde deutscher Krankheitsnamen, Zs. f. deutsches Altertum 53, NF 41, S. 101—182.
[286] Vgl. bair. „Summit", „Simmet", Grimm, Deutsche Mythologie III, S. 176.
[287] Vgl. Kap. VIII. Vom Singen in der Gottschee.
[288] A. Hauffen, S. 76.

mittel für das Haus und seine Bewohner. Nicht minder vielfach aber auch Orakel, besonders mit Hilfe von Blumen. Schließlich findet am Johannestag selbst das Ackersegnen und -schmücken statt. Sehr reich und eindrucksvoll ist die Abfolge der brauchtümlichen Handlungen mit einem eigenen Liederschatz. Hier ist der binnendeutsche Raum im Vergleich dazu ärmer. Einzelne Landschaften haben auch innerhalb der Gottschee Sonderzüge, z. B. das Suchener Hochtal. Schließlich ist Sonnwend noch ein wichtiger Burschentermin, an dem die Aufnahme der Jungen in die Gemeinschaft der erwachsenen Jugendlichen stattfand.

Ehe wir uns den Einzelheiten zuwenden, stellen wir einige Schilderungen voran:

2. Zwei Gesamtschilderungen

„In Suchen haben die Kinder schon 14 Tage vorher Holz geholt für den ‚Krias', das große Feuer zu Johannes. Auf einer Anhöhe, so daß man es weit gesehen hat. Die Äste vom ‚Himmeltuge' (Fronleichnam, Buchenäste) wurden schon am Nachmittag von Fronleichnam auf den künftigen Krias-Platz getragen. Wegen des richtigen Schlichtens kamen dann die Burschen. Unten war dickes Holz, oben die Äste, daß es hoch aufflammt. Es war eine Konkurrenz, welcher Ort es höher hatte. Stundenlang haben sie Kränze geflochten. Ein Wipfel (Baum mit daran belassenem Wipfel) war in der Mitte vom Krias, und von dem zu den anderen Bäumen wurden Margeriten-Girlanden gespannt. Die Buam sind auf die Bam aufigeklettert, so hoch wie möglich dabei. Dann haben sie Stecken gehabt und Scheiben über ein Brett abgeschlagen und gesungen, Mailieder und so. Die Buam haben das „Kränzlradl" gehabt (an einer Schnur aufgereihte Scheiben) und die Radln abgeschlagen und die Mädeln sind gerennt, Radl holen, und wieder aufgesteckt und ins Feuer gehalten. Auch ganze Räder haben sie mit Stroh umflochten und mit Öl angeschüttet und herunterrollen gelassen. Auch über das Feuer sind sie gesprungen. Am Haus haben sie überall Blumen an den Balken angesteckt. Zu Shumitn abends, wenn die Hirten heimgegangen sind, haben die Kühe einen Kranz um den Hals herum, die anderen Tiere nicht. Am Nachmittag von Johannes hat man Zweigerl vom Palmsonntag auf jeden Acker ausgesteckt und mit Weihwasser besprengt. Zu Shumiten ist auch das Burschenrecht-Zahlen. Wenn man am Abend gebackene Hollerstrauben ißt, bleibt man das Jahr gesund." [289]

Gegenüber dieser Schilderung aus dem Suchener Hochtal am Westrand der Gottschee zeigt das in der Mitte der Sprachinsel gelegene Gebiet südlich der Stadt Gottschee (Grafenfeld, Lienfeld bis Mösel) etliche andere Züge. Vor allem treten die Sonnwendlieder in den Vordergrund. Das Gedächtnis meiner wichtigsten Gewährsfrau, Frau Josefa Michelitsch, geb. Wolf, geb. 1858 in Grafenfeld, reichte in eine Zeit zurück, die heute bereits mehr als ein Jahrhundert vor unserer liegt.

„Bei jedem Haus, wo das Mädchen einen Liebhaber gehabt hat, ist ein Baum gestanden. Das Mädel hat ihn bekränzt mit Tüchl und Blumenstrauß oben. Dabei haben sie gesungen:

Shaug ausha, shaug ausha, du schönai mai liabai,
bos heint ischt gebochsn (gewachsen) wor dainda Wenschtrle.
'S ischt et (nicht) aufgebochsn, 's ischt aufgeschtellet,
i bedonk mi, i bedonk mi, du schönai mai liabai,
daß du mai Moie so schean hoscht bekränzet.

Dann ist die Jugend nach dem Dorfplatz gegangen und sie haben die Shumitlieder gesungen. Beim Dorfrichter haben sie gesungen: Hoi Richter, gib uns unser Feuer . . ."

[289] Schilderung von Mathilde Rus, geb. 1892 in Suchen, sowie zweier weiterer Gewährsfrauen, die im Gespräch dabei Ergänzungen machten.

Im Liede sagt der Richter, der Knecht ist müde, er hat Zimmer gehackt und kann den Maibaum nicht aufrichten helfen. Auch alle anderen Hilfeleistungen und die Teilnahme seiner jungen Leute versagt er. „Dann ist abends der große, mit Bändern geschmückte Maibaum aufgestellt worden. Zu Shumitn war dieser am Ende des Dorfes, am 1. Mai bei der Kirche. Bei der Kirche ist eine große Wiese gewesen, das Moos, und dort haben sie das Feuer gemacht. Die Glocken haben geläutet. Zu viert sind sie gestanden die Mädeln in 3—4 Reihen. Sie haben sich langsam gewiegt im Takt und gesungen:

Won dort har kamen die Shumiten,
die liabn heiligen Shumiten."

Der weitere Text, den ich 1941 in Grafenfeld selbst aufzeichnen konnte, entspricht den Strophen 4 bis 11 des Liedes von Maria im Rosengarten (Hauffen, Nr. 5). Frau Michelitsch wußte auch noch die wunderbare und höchst altertümliche Melodie, die bei Hauffen, Nr. 35, fehlt. Da sich eine verwandte Weise nach dem freundlichen Hinweis von Prof. W. Wiora in Lothringen findet,[290] ist mit einem Typus aus sehr früher Zeit zu rechnen, der sich nur an Außenrändern des deutschen Sprachraumes erhielt. Dieses Shumitlied sangen sie so, daß die erste Reihe die erste Strophe sang, dann die zweite die nächste Strophe usw. „Die Burschen sind gestanden und haben gehorcht." Ein anderes Lied, das sie in Grafenfeld mit Vorsängerin und Chor sangen, war: „Die Wachtel schlägt im Feld, Gott geb uns heuer ein gutes Jahr im Weingart und auf dem Hirseboden" (Hauffen, Nr. 7). „Dann haben sie Scheiben geschlagen und zuletzt sind sie ins Wirtshaus und haben gefeiert die ganze Nacht. Eine Shumitroashe (Margerite) haben sie in die Hauswand gesteckt. Wenn sie (am Morgen) ‚genopfazt' hat (welk war), ist man früher gestorben. Büschlein haben sie auf das Dach geworfen und ein Büschlein unter den Tisch mit Shumitroashn für den Johannes. An dem Tag wird auch besseres Brot gebacken."

Hier klingen bereits viele der Brauchtumsmotive dieser Zeit an. Mösel ergänzt, daß die Kirchenglocken um 9 Uhr abends eine Stunde läuteten wie zu Weihnachten. Zuerst gingen sie zum Moile singen, dann zogen sie singend zum Feuer. Auch dort war das alte Lied „Von dort her kamen die Shumitlein" gebräuchlich. In Verdreng sangen sie beim Maibaum das Lied „In inshern Boude (Walde) schteat a Moaile, at öbm am Bipfl (Wipfel) ischt a Roashe".[291] In Kukendorf, Pöllandl und Tschermoschnitz sind sie abends auch gegangen „in Johannes auf gean shingen". Mit dem Liede „Johannes, shai Johannes, du hailiger Monn, lei bu (wo) bischt du gewânen (gewesen) in die 32 Johr?" gingen sie zu allen, die Johannes hießen und brachten ihnen ein Ständchen. In Masereben sangen sie dieses Lied draußen beim Feuer. Die Festlichkeit des Tages fand nicht nur im Suchener Hochtal ihren wunderbaren Ausdruck darin, daß Girlanden von Margeriten wie ein Blütenzelt vom Wipfel des Baumes im Holzstoß zu den umstehenden Bäumen ausgespannt wurden, sondern daß z. B. in Altlag jeder der jungen Leute auch einen Kranz im Haar trug. Soviel zur Ergänzung vor allem bei den Liedern. Ein Überblick über die Einzelmotive ergibt auf Grund einer Befragung von damals 40 Siedlungen folgendes Bild:

3. Die Feuer und Feuerbräuche

Die Probekarte Nr. 6 des Ethnologischen Atlasses von Jugoslawien („Etnološki Atlas Jugoslavije", Zagreb 1963, Pokusne Karte) stellt die Termine der Jahresfeuer dar. Auf ihr bildet die Gottschee eine leere Fläche. Begreiflich, denn die alten Bewohner

[290] Bei L. Pinck, Verklingende Weisen II, S. 61, Nr. 18.
[291] Melodie und Text nach meiner Aufzeichnung im Kapitel VIII über das Singen in der Gottschee.

haben dieses Gebiet ja verlassen und neues Brauchtum hat sich noch nicht angesiedelt. Von dem großen, geschlossenen Osterfeuergebiet im Südosten Österreichs (Steiermark, Burgenland, Ostkärnten) [292] reicht, wie schon im Kapitel über die Osterbräuche erwähnt, zwischen Oberdrauburg und dem Übermurgebiet ein rechteckiges Areal südwärts, das auch von Osterfeuern erfüllt ist und etwas südlich von Zagreb endet. Es hängt sichtlich mit den österreichischen Osterfeuern zusammen und ist besonders im Süden auch von Georgsfeuern durchsetzt. Diese Osterfeuer erstrecken sich bis zum Ostrand der Gottscheer Sprachinsel. An den drei übrigen Seiten ist die Gottschee von slowenischen Sonnwendfeuern umgeben, denen weiter südwestlich auch Petersfeuer beigemischt sind. Wie war nun der Bestand in der deutschen Sprachinsel selbst vor der Umsiedlung?

In sämtlichen 40 befragten Ortschaften war das Feuer zu Sonnwend üblich. Dies kann auf Grund des Erhebungsnetzes als repräsentativ für die gesamte Sprachinsel angenommen werden und wird auch durch Einzelaussagen bestätigt: „Jedes Dorf hat ein Feuer" (Morobitz); „überall waren Feuer im Gebirg" (Gehag bei Tschermoschnitz); „auf jedem Berg war ein Feuer" (Lienfeld) usw. Außerdem waren Feuer zu Peter und Paul vor allem am Ostsaum der Sprachinsel gebräuchlich, aber auch im Südwesten. Im „Hinterland" (Rieger Becken) gab es in einigen Orten zu Sonnwend sogar nur das „kleine Kriasn", zu Peter und Paul das große. Außerdem aber finden sich noch in einem Viertel der befragten Ortschaften Osterfeuer, und zwar nicht nur im Osten, wo sie an das Osterfeuergebiet der Nachbarn anschlossen, sondern auch im Süden und Norden der Sprachinsel, wo auf der slowenischen Seite die Osterfeuer fehlen. Das Suchener Hochtal fällt hier aus.

Die Schilderung aus Suchen sprach bereits davon, daß man einen möglichst hohen Stoß errichtete und einander darin zu übertreffen suchte. Dem entsprechen auch die Worte der Gewährsleute aus Warmberg und Komutzen: „Ein großes Feuer hat gebrunnen, wie ein kleines Häusl." Das erforderte nicht wenig Brennmaterial. Daher haben sie in Morobitz „8 Tage Holz geführt". Im Suchener Hochtal war der Bau der Feuerpyramide dadurch gekennzeichnet, daß im Mittelpunkt ein Baum mit einem Wipfel zuoberst aufgerichtet war. Dieses „Moale" war auch geschmückt wie ein richtiger Maibaum mit einem runden Kranz und mit Papier „angekrönt". Die Sonderform aus dem Ort Suchen selbst mit dem Blütenzelt aus Margeriten-Girlanden wurde bereits erwähnt. Daß die Fronleichnamsstauden des Prozessionsweges mitverbrannt werden, hat seine zahlreichen Gegenstücke in Österreich (vgl. den Kommentar zu den Karten der Jahresfeuer im Österreichischen Volkskundeatlas). Zuweilen brannte das gleiche Dorf nicht bloß ein Sonnwendfeuer ab. In Masern gab es eines auf der Anhöhe, wo die Scheiben geschlagen wurden und eines unten, bei dem die älteren Leute und die Kinder waren. Fackeln werden in Ebenthal erwähnt.

Die Gottschee erweist sich ferner als ein besonderes Dichtegebiet des *Scheibenschlagens*. Drei Viertel der befragten Ortschaften, verteilt fast über das ganze Land, übten diesen Brauch, nur in der Moschenitze war er etwas schwächer. [293] Die Scheiben waren gewöhnlich rund und hatten ein Loch in der Mitte zum Aufstecken auf einen Stock. So hielt man sie ins Feuer um sie glühend zu machen, dann schlug man sie über ein schräg gestelltes Brett ab, so daß sie weit in die Dunkelheit hinauszischten. Rieg, Lichtenbach und Graflinden erwähnen auch viereckige und achteckige Scheiben, die auch außerhalb der Gottschee zuweilen vorkommen. Ganz wie im Südtiroler Vintschgau waren

[292] Österreichischer Volkskundeatlas, Blatt 52, Jahresfeuer — Termine.

[293] Suchen, Ober Gras, Masereben, Masern, Göttenitz, Rieg, Hinterberg, Wetzenbach, Morobitz, Mrauen, Nieder Loschin, Seele, Lienfeld, Katzendorf, Hohenegg, Reichenau, Ober Mösel, Reinthal, Lichtenbach, Römergrund, Graflinden, Verdreng, Kukendorf, Ebenthal, Altlag, Neulag, Hohenberg, Langenton, Warmberg, Komutzen, Mairle. Dazu noch eine Abart in Gehag bei Tschermoschnitz.

die Scheiben an einer Schnur kranzförmig aufgefädelt. Die Burschen trugen dieses „Kränzlradl" über die Schulter gehängt, es enthielt meist bis zu 50 Scheiben. Die Buben bereiteten sich schon zwei Monate lang vor. Lange Sprüche und Rufe wie im Vintschgau und Vorarlberg fehlen, aber Zueignungen waren häufig. Man rief „dia Schaiba giltet für die . . ." (Graflinden), oder „wr (für) dai mai Liabe" (Wetzenbach). In Rieg rief man „die scheib ich für mein Madl! Die scheib ich für meinen Freund! Die scheib ich nach Amerika!" (seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war fast die Hälfte der Gottscheer nach Amerika ausgewandert). Diese kurzen Zueignungsrufe entsprechen der Art, wie sie auch beim Scheibenschlagen in Osttirol und Kärnten gebräuchlich ist.

Mit dem Flug der Scheiben wurden auch Vorbedeutungen verbunden. Wo sie hinfliegt, wird die Braut sein (Morobitz, Mösel, Mrauen). Wer am weitesten schlägt, der mäht auch am schnellsten (Warmberg, Komutzen). Oder „so weit die Glühscheiben brennender geflogen ist, so weit wird meine Geliebte arbeiten" (Verdreng). In Suchen rannten die Mädchen und holten die Scheiben, so daß sie nochmals geschlagen werden konnten, denn sie waren meist noch nicht wirklich verbrannt. In Ebenthal riefen die Burschen zwar keine Zueignung, aber die am Fuße der Anhöhe zuschauenden Mädchen behaupteten, sie wußten, wenn der Ihrige eine Scheibe geschickt hat. In Gehag bei Tschermoschnitz gab es eine Art Ersatz für das Scheibenschlagen: „Man hat Holz aufgelegt, ein brennendes Scheit darauf und geschlagen, daß es in die Luft ist."

Das starke Scheibenbrauchtum der Gottschee ist mit ein Zeugnis dafür, daß dieser auch heute noch in den Herkunftsgebieten der Gottscheer, Osttirol und Kärnten, übliche Brauch dort sehr alt ist. Schriftliche Zeugnisse lassen uns für das Mittelalter meist im Stich, doch können sprachliche einspringen. Das Scheibenschlagen findet sich auch bei den Slowenen in unmittelbarer Nachbarschaft Österreichs im Kanaltal, Sočatal und an der oberen Save. Ferner vereinzelt in der Gottscheer Nachbarschaft. Beide Raumbilder zeigen, daß es sich um eine Ausstrahlung unseres Brauchtums handelt. Das bestätigt auch die Sprache. Die Scheiben heißen slowenisch „šibe". Die Übernahme muß noch in althochdeutscher Zeit erfolgt sein, ehe die Diphtongierung im bairischen Dialekt von i zu ei am Anfang des 13. Jahrhunderts eintrat und das althochdeutsche Wort „shîbe" lautete. Wir kommen damit ins 12. Jahrhundert. [294] Sicher haben die Gottscheer bei ihrer Einwanderung im 14. Jahrhundert den Brauch bereits mitgebracht.

Meine Aufzeichnung aus Kukendorf läßt zwei weitere Motive anklingen. Dort berichteten sie: „Abends sind sie in die Kirche gegangen, die Glocken haben geläutet, sie haben Kerzen angezündet und Rosenkranz gebetet. Dann ist die Jugend zusammen und hat gesungen und hinaufgeschaut auf den höchsten Berg, den Kreuzbichl, wo ein Feuer war und sie die Scheiben geschlagen haben. Alles hat gefunkelt. Auch Feuerräder haben sie heruntergelassen. Das war jedes Jahr." Das erste Motiv, das hier hinzukommt, ist die abendliche Andacht, die auch bei den Slowenen vorkommt, das zweite das Herabrollen brennender Wagenräder.

Während das Scheibenschlagen in der bisherigen Literatur erwähnt ist, allerdings ohne genaue Angaben, kam das *Räderrollen* eigentlich erst durch meine Befragung zutage. Die Belege stammen aus elf Orten, [295] von denen lediglich Merleinsraut den Brauch als abgekommen bezeichnete („früher, vor sehr alten Zeiten"), die anderen ihn aber als durchaus gegenwärtig darstellten („jedes Jahr"). Sie verwendeten hölzerne Wagenräder, die zum Teil mit Stroh umflochten und mit Öl begossen wurden (Suchen, Katzendorf), aber auch ohne Stroh in Brand gesetzt werden konnten (Morobitz). Ein Stock wurde

[294] Milko Matičetov, Le rotelle infuocati nelle Alpi Orientali, Ce fastu? XXVII/XXVIII, Udine 1951/52, S. 111—127.

[295] Merleinsraut, Suchen, Ober Gras, Rieg, Morobitz, Unter Loschin, Mösel, Hohenegg, Katzendorf, Kukendorf, Gehag bei Tschermoschnitz. In 15 Orten wurde die Frage verneint.

durch die Nabe gesteckt, damit das Rad nicht umfällt, „und das hat schön gespielt" (Rieg). Bemerkenswert ist die Aussage zweier Ortschaften (Rieg, Mösel), daß es sich um „altvatrische" Räder handelte, die nur aus Holz waren und die lediglich vier Speichen besaßen. Sie bildeten also ein Radkreuz, vergleichbar den großen Osterrädern in Lügde in Westfalen, wo solches ausdrücklich vorgeschrieben ist. In Katzendorf war es der Mesner selbst, welcher das Feuerrad vom Annaberg hinabrollen ließ. Von Vorstellungen, welche mit diesem Brauch verbunden waren, konnte ich nur wenig erfragen. In Rieg erklärten sie jedoch, „das Herunterrollen der Räder muß man machen, dann haben sie große Rüben".

Nimmt man hinzu, daß auch das *Feuerspringen*[296] üblich war, so zeigt sich das Bild eines allseitig ausgeformten Feuerbrauchtums. Das Springen geschah in Merleinsraut zuletzt paarweise, ähnlich in Morobitz. In Mösel kannte man außerdem noch einen Wettstreit der Burschen, wer weiter springt.

Von einer Bedeutung, die dem Rauch des Feuers zugemessen wird, erhielt ich keine Kunde. Hingegen zeigte sich ein anderer Glaube an eine Segenswirkung im Suchener Hochtal. „Jeder hat einen Brand mitgenommen beim Heimgehen und in den Krautgarten gesetzt, damit es schön wachst" (Merleinsraut). „Jeder hat in seinen Krautgarten ein glühendes Stück vom Feuer hineingesteckt, dann sind die Würmer nicht gekommen" (Ober Gras).

Die *Sonnwendlieder*, von denen schon die Rede war, erklangen nicht nur am Beginn des Brauches im Dorf, sondern auch noch bei den Feuern: „Gesungen wurde rund um das Feuer" (Prerigl). „Beim Feuer sind sie rundum gesessen und haben gesungen und gegessen und getrunken und dann getanzt" (Mairle). „Die Mädel sitzen in einer Gruppe dabei und singen" (Altlag). Unten beim Dorf, wo sie zuschauen wie oben die Scheiben geschlagen werden, singen sie auch. „Im Kreis stehend gesungen. Die Männer auf der einen Seite, Weiber und Mädel auf der anderen Seite. Zuerst wird gesungen ‚Maria's Moronsch wria aufschteaht'. Nach dem Feuer noch Tanz im Freien und dann im Gasthaus" (Ebenthal).

Beim Feuer war gewöhnlich auch ein Spielmann mit dabei, so daß auch der *Tanz* zu seinem Recht kommen konnte. Auch Essen und Trinken fehlte nicht. Nach Mitternacht setzte sich die Unterhaltung gewöhnlich noch im Gasthaus fort bis in den Morgen. Die Schilderung aus Rieg möge für viele stehen: „Nachher, wenn das Scheibenschlagen vorbei war, haben sie eine Harmonika genommen und gespielt. Auch ein Schaf gebraten und gegessen und beim Feuer gesessen. Und dann haben sie angefangen zu tanzen und bis in die Stauden hinein, daß die Madln die Schossen oft zerrissen haben. Dann sind sie geschlossen durch das Dorf gegangen, haben gesungen und das Shumitbâmle aufgerichtet. Rundum dann gestellt und gesungen und gespielt. Von da ins Gasthaus und weiter gesungen und unterhalten." Getanzt wurde u. a. auch Siebenschritt, Kreuzpolka und Schusterpolka. Am Abend im Gasthaus war auch das „*Gahanaischshegn*" trinken. Der Wein war zwar nicht geweiht, aber sie haben einander zugetrunken mit Gahanaischshegn (Johannessegen).

4. Der Maibaum

Die Gottschee unterscheidet sich vom heutigen österreichischen Brauchtum dadurch, daß der Maibaum nicht nur am Vorabend des 1. Mai aufgerichtet wird, sondern ebensooft auch zu Sonnwend. Als dritter, weniger bedeutender Termin kommt noch die Kirch-

[296] Merleinsraut, Suchen, Rieg, Morobitz, Mösel, Reuter bei Tschermoschnitz, Reintal, Warmberg, Komutzen.

weih hinzu. Mein Befragungsnetz enthält 30 Orte für den 1. Mai, [297] 31 Orte für Sonnwend [298] und 3 Orte für Kirchweih. [299] Wobei sich die Termine nicht einfach ausschließen. 16 Orte errichten den Maibaum sowohl am 1. Mai, wie zu Shumitn, also zweimal kurz nacheinander. [300] In diesem Falle wird der Maibaum Ende Mai umgelegt und drei Wochen später der Sonnwendbaum aufgestellt. Ferner kennen 11 Ortschaften allein den Maibaum und 12 nur den Baum zu Shumitn.

Man legt Wert auf einen stattlichen Baum. In Masereben pflegte er 36 bis 40 m lang zu sein, in Reichenau 30 m, in Koflern 28 m, in Ebenthal 31 m. Die Burschen suchten oft schon lange vorher im Walde, um einen geeigneten Stamm zu finden. Wo ihn nicht die Herrschaft zur Verfügung stellte (Masern: „Der Fürst hat den Tannenbaum geschenkt") wurde er meist gestohlen. Das gehörte dazu. In Unter Loschin wurde der Baum schon einige Tage vorher gefällt, der Viehhirt mußte ihn mit Ausnahme des Wipfels abschälen, damit er etwas austrocknet. Das Aufstellen selbst weist Unterschiede auf. Es konnte in Zusammenarbeit und unter Anteilnahme aller geschehen, oder auch still und heimlich. Meist machten es die Burschen. Aber in Masereben half das ganze Dorf zusammen, in Unter Loschin heißt es: „Am Abend sind alle Männer zusammengekommen und haben ihn mit großem Trara aufgestellt." Im völligen Gegensatz dazu Mösel: „Der Maibaum muß gestohlen sein. Sie haben ihn das ganze Jahr ausgesucht. In der Nacht wird gearbeitet, gefällt und entrindet, dann aufgestellt. Man hört nur, wie sie die Löcher graben. Niemand darf hin. Wenn einer Licht machen wollte, würden sie ihm die Fenster einschlagen. Der Maibaum steht mehrere Wochen. Dann wird er herausgehoben und der Stamm verkauft und vertrunken. Früher ist der Maibaum nur zu Shumitn gewesen."

Manchmal steht der Baum vom 1. Mai und der zu Shumitn an verschiedenen Stellen im Dorfe, z. B. in Grafenfeld: „Zu Shumitn war das Moile am Ende des Dorfes, zum 1. Mai bei der Kirche." Das Aufrichten des Baumes hatte vielfach seinen festen Platz innerhalb des Brauchablaufes. In Rieg zogen sie nach dem Feuer geschlossen durch das Dorf und sangen und richteten dann das „Shumitbâmle" auf. Wenn es stand, stellten sie sich im Kreise um den Baum und sangen und spielten. In Mösel war zuerst das Singen beim Baum, dann erst gingen sie zum Feuer.

Es gab auch nicht immer nur einen Baum im Orte. Koflern: „Moie wurden manchmal zu drei aufgestellt. Oder auch bei einem Mädchen. Die ‚Zechmänner' haben sich verabredet, wieviel Moie sie setzen." Das Aufrichten geschah abends in der Dämmerung. „Wenn der Baum gestanden ist, dann das Feuer a bißl außern Dorf." Vor allem aber setzten die Burschen ihrem Mädchen auch einen Baum, sofern sie es nicht dabei bewenden ließen, ihr einen Blumenstrauß ins Fenster zu stellen. Langenton: „Ein großer Maibaum in der Mitte des Dorfes und oft auch 3—4 für Mädchen, auch keiner unter 12 m hoch. Manchmal aber haben sie nur einen Buschen ins Fenster gestellt. Die Mädchen haben gesungen. Wenn keinem Mädchen ein Baum aufgestellt wurde, hat man gesungen. Wie soll man ein Moile aufstellen, wenn keiner eine Tschellin (Gesellin) hat?" In Grafenfeld bestand — wie schon geschildert — ein eigenes Ritual. Das Mädchen bekränzte den

---

[297] Suchen, Ober Gras, Masern, Göttenitz, Koflern, Gottschee Stadt, Schalkendorf, Grafenfeld, Lienfeld, Rieg, Morobitz, Wetzenbach, Hinterberg, Katzendorf, Unter Warmberg, Krapflern, Stockendorf, Nesseltal, Ober Deutschau, Mitter Buchberg, Mairle, Stockendorf, Masereben, Hohenegg, Lichtenbach, Altlag, Komutzen, Tschermoschnitz.

[298] Suchen, Masereben, Masern, Göttenitz, Rieg, Hinterberg, Morobitz, Wetzenbach, Unter Loschin, Koflern, Mitterdorf, Grafenfeld, Kukendorf, Ebenthal, Langenton, Ober Steinwand, Reuter, Gehag, Tschermoschnitz, Tappelwerch, Mitterdorf, Hohenegg, Reichenau, Katzendorf, Mösel, Verdreng, Graflinden, Lichtenbach, Prerigl, Reichenau, Stockendorf.

[299] Ober Warmberg, Ober Steinwand, Reichenau.

[300] Suchen, Masern, Masereben, Göttenitz, Rieg, Morobitz, Wetzenbach, Hinterberg, Koflern, Grafenfeld, Mösel, Katzendorf, Ober Steinwand, Stockendorf, Hohenegg, Lichtenbach, Tschermoschnitz.

Baum, der Bursche richtete ihn auf, damit war das Lied verbunden „Shaug ausha, shaug ausha . . .“ Auch beim großen Dorfmaibaum war das Bekränzen Sache der Mädchen. Meist ist davon die Rede, daß ein waagrechter Kranz unterhalb des Wipfels am Stamm hing. An der Spitze war eine Fahne angebracht, Bänder und Tücher flatterten am Wipfel, weshalb da und dort auch das Maibaumklettern geübt wurde (z. B. Masereben, Mösel, Ebenthal). Es konnten aber auch mehrere Kränze übereinander am Stamm hängen, so in Unter Loschin oder in Ebenthal, wo es drei der Größe nach angeordnete Kränze waren, der größte zuunterst. Auch um den Stamm schlang sich hier eine Blumengirlande.

Der Maibaum war auch gefährdet. Burschen aus der Nachbarschaft konnten versuchen, ihn zu stehlen oder umzuschneiden. Daher wurde er — ähnlich wie in großen Teilen von Österreich [301] — auch von den heimischen Burschen bewacht. Meine diesbezüglichen Nachrichten stammen vor allem aus der Gegend von Tschermoschnitz. Reuter: „Wache alle Nächte gegen das Stehlen von anderen Orten.“ Gehag: „Wache, damit ihn niemand stiehlt oder umschneidet. Oft geschah es trotz Wache, daß rasch ein paar Sägezüge getan wurden und er umgefallen ist. Die sind aber dann gerannt. Der Baum steht bis zum Peterstag und bis zu dem Tag wurde er auch bewacht.“ Dieser Endpunkt Peterstag wird mehrmals angegeben. Das Ende des Baumes ist in der Regel der Verkauf oder die Versteigerung des Stammes, von dessen Erlös ein gemeinsames Fest bestritten wird.

5. Pflanzen, Blumenorakel

Im Sonnwendbrauchtum spielen Blumen und gewisse Kräuter eine wichtige Rolle. Das gilt für die Gottschee wie anderswo. Auch hier treten das gelbblühende Johanniskraut (Hypericum perforatum), die Margerite oder Wucherblume (Chrysanthemum leucanthemum) und das Farnkraut besonders hervor.

Daß die lieblichen Boten der voll erblühten Natur zum Schmuck verwendet werden, ist naheliegend. Sowohl an Häusern, wie in den Sträußen der Burschen für die Mädchen und am Maibaum. Merleinsraut: „Man hat viele Blumen gebracht und rund um das Fenster gekrönt, Böschlein.“ Im gleichen Suchener Hochtal bekamen die Kühe Kränze, wenn sie abends heimgetrieben wurden. Entweder um den Hals (Suchen) oder auf die Hörner (Ober Gras). „Die Kinder haben gejauchzt, aber die Kühe hatten oft Angst und streckten den Schwanz in die Höhe.“ In Altlag trug die ganze Jugend Kränze im Haar. Das Blütenzelt der ausgespannten Margeritengirlanden in Suchen hat meines Wissens keine direkten Gegenstücke, doch kennt man in Deutschland Blumengewinde über den Straßen in mannigfacher Form. Reinsberg-Düringsfeld [302] zählt die verschiedensten Beispiele für die Freude an prangendem Blumenschmuck bei diesem Feste auf.

Eine Besonderheit bilden zweierlei Arten von Blumenorakeln. Das eine knüpft die Vorbedeutung an das frühere oder spätere Welken von Blumen, die den fragenden Menschen zugeordnet werden. Das zweite, in dreierlei Form ausgeübte, liest die Antwort aus dem Werfen von Kränzen oder Sträußen über oder auf das Hausdach ab. Anscheinend spielen besondere Zeitpunkte für diese Handlungen eine Rolle, obwohl nicht alle Antworten dies erwähnen. Aber beim Dachorakel wird in Altlag gefordert, daß es beim Glockenläuten um 3 Uhr nachmittags geschehen soll. In Koflern mußten die benötigten

---

[301] Vgl. Blatt 50 des Österreichischen Volkskundeatlasses.

[302] O. Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr, Leipzig 1898, S. 226 f. Über die Blumen als ornamentales Mittel der Volkskunst vgl. auch R. Wolfram, Die Salzburger Prangstangen und ihre Verwandten, Mitteilungen der Gesellschaft f. Salzburger Landeskunde Bd. 104, Salzburg 1964, S. 271—299.

Blumen während des abendlichen Ave-Maria-Läutens gepflückt werden. In Ober Deutschau beim nachmittäglichen Drei-Uhr-Läuten.

Die gewöhnlichste Form der ersten Orakelgruppe geschieht mit Hilfe von Margeriten. In die Ritzen der Hauswände (Blockbau) steckt man so viele Blumen als das Haus Bewohner zählt, für jeden eine. Wessen Blume am Morgen welk ist, der wird als erster sterben. [303] Als Beispiel für viele Schilderungen diene Göttenitz: „So viele ‚Shumitroashn' (Margeriten) als Köpfe in der Familie waren, hat man in die Hauswand gesteckt; für jeden eine bezeichnet. Wessen Blume zuerst welkt, der stirbt zuerst." Die Gewährsfrau erzählte, daß dies bei ihren Eltern auch wirklich eingetroffen sei.

Die zweite Art der Handlung wählte das Hausdach als Schauplatz. Hier sind es nicht Einzelblumen, sondern Kränze oder Sträuße. Es hat den Anschein, als ob der Kranz die ältere Form sei. In Masern berichtete die 78jährige Gewährsfrau: „Die Mädel haben Flachskranzerln gemacht und über das Dach geschmissen. Die, welcher Kranzl darübergekommen ist, wird heiraten." Eine jüngere Auskunftsperson aus dem gleichen Orte sprach aber nur von der üblichen Art, daß ein Margeritenstrauß auf das Dach geworfen wurde. Kränze erwähnen noch Prerigl, Reuter und Mairle.

Als Orakelantwort gilt bei der zweiten Gruppe von Bräuchen a) das Gelingen eines Wurfes über das Dach hinweg; b) ob der Strauß bei einem Wurf auf das Dach liegenbleibt oder herunterfällt bzw. wie oft geworfen werden muß, bis das Ziel erreicht ist; c) die Stellung, in welcher der Strauß oben liegenbleibt. In zwei Fällen (Mairle, Reichenau) ist das Welkorakel mit dem Dachwerfen verbunden. Dort warf man Blumen oder Kränze auf das Dach, die für die einzelnen Personen galten, und schloß aus dem früheren oder späteren Trocknen auf die Lebensdauer. Das Orakel kann auch mit einer Abwehrwirkung verbunden sein. Ich zitiere die zur Zeit der Aufzeichnung 88jährige und besonders gute Gewährsfrau Agnes Eppich aus Ebenthal: „Die Shumitroashe (Margerite) ist wie eine heilige Blume. Man hat Sträuße gemacht von diesen Sonnwendblumen und auf's Dach geschmissen gegen Schlangen und Ungeziefer, die im Haus sein könnten. Ein Strauß, der so liegenbleibt, daß er herunterschaut, bedeutet einen Bräutigam, einer der hinaufschaut, eine Braut. Das macht man am 23. Juni gegen Abend."

Und nun nähere Angaben zu den drei erwähnten Wurfarten. Außer Masern kennt den Wurf über das Dach hinweg nur noch Graflinden, diese Art der Handlung ist also am seltensten erwähnt.

Zum Liegenbleiben oder Herunterfallen gibt es folgende Antworten: Masern und Göttenitz: „Wenn der Strauß heruntergefallen ist, war es nicht gut." Prerigl: „Einen Tag vor Shumitn hat man ein Kranzl gemächet von Roashn (Margeriten) und auf das Dach geschmissen. Wo es zuerst oben geblieben ist, der hat geheiratet in einem Jahr. Mancher hat es bis zehnmal hinaufschmeissen müssen bis es oben blieb, da hat man gesagt, du mußt noch lang warten."

Die häufigste Orakelart erschließt die Antwort aus der Lage, in welcher der Strauß auf dem Dache liegenbleibt. Hier herrscht freilich keine Einheitlichkeit in der Ausdeutung. Göttenitz, Kukendorf und Lienfeld: „Wenn der Strauß so liegenblieb, daß die Blüten nach oben sahen, bedeutete es Heirat im kommenden Jahr. Wenn sie herunter sahen, dann stirbt wer oder kommt fort vom Haus." Reichenau stimmt damit überein und kennt nur noch zusätzlich die Vorbedeutung einer Krankheit, wenn der Strauß waagrecht liegt. Altlag und Oberstein bei Altlag hatten noch einige weitere Feinheiten. In Oberstein bedeutete der gerade nach oben zeigende Strauß eine Braut, der schräge Strauß einen Bräutigam und der waagrecht liegende eine Leiche. In Altlag ist es noch komplizierter: Blüten nach oben = Braut; Blüten nach unten = Bräutigam; Blüten schräg nach

[303] Suchen, Göttenitz, Wetzenbach, Grafenfeld, Lienfeld, Hohenegg, Lichtenbach, Graflinden, Prerigl, Römergrund. Vgl. ferner Hauffen, a. a. O., S. 74.

rechts aufwärts = Kranzljungfrau; Blüten nach links aufwärts = Nachtrattar (auch eine Funktion bei der Hochzeit); waagrecht liegend, gleich in welche Richtung = Leiche. „Man hat mehrere Büschel hinaufgeworfen, fünf müssen oben bleiben." Noch eine weitere Möglichkeit kannten Warmberg und Komutzen: Lag der Strauß weit oben, bedeutete es eine Leiche, lag er weit unten, war die Vorbedeutung gut.

In Koflern waren es nicht Margeriten allein, die man zu dieser Handlung nahm: „Am 23. abends, wenn es Ave Maria geläutet hat, ist man schnell auf den Schachen, hat Blumen gepflückt und gebunden und auf das Dach geschmissen. Unter den Blumen war auch Farn."

Damit ist eine Pflanze genannt, die zu Sonnwend eine besonders wichtige und verbreitete Rolle spielt. Farnkraut streute man vor die Türen als Schutzmittel vor Schlangen. Rieg: „Am Nachmittag hat man Farnkraut nach Haus getragen. Man legt es vor jede Tür, Haustür, Kuhstalltür, Schweinestalltür, Stadltür, beim Tritt, damit die Schlangen nicht hereingehen." Das Aufstreuen vor den Türen wird auch anders gedeutet: „Da machen sie dem hl. Johannes ein Bett" (Langenton). Das kann auch innerhalb der Häuser geschehen. Lienfeld und Grafenfeld: „Man hat einen Blumenstrauß, bei dem auch Farnkraut und Margeriten sein mußten und noch etwas, zu Johannes unter den Tisch gelegt. Der hl. Johannes schläft in dieser Nacht auf dem Strauß. Man soll ihm ein schönes Blumenbett bereiten, das bedeutet Glück. Der Strauß mußte gebunden, nicht lose sein." In Mösel hatten sie außerdem Farnkraut immer unter dem Kopfpolster, so daß man in dieser Nacht darauf schläft.

Die geheimnisvollen Kräfte dieser Pflanze zeigen sich auch im Glauben an den Farnsamen. „Wer durch Farnkraut geht und es fällt ihm Samen in die Tasche, der kann die Blumen sprechen hören. Die haben angegeben, gegen welche Krankheiten sie gut sind" (Masereben). Tschinkel (S. 9 f.) berichtet außerdem, daß das Farnkraut am Johannistag eine Stunde blüht, der Same fällt aber gleich ab. Wer im Besitze dieses Samens ist, versteht die Sprache der Tiere. Daß Pflanzen zu Johannes eine besondere Kraft besitzen können, erwähnt Tschinkel auch andernorts:[304] „Am Johannistage vor Sonnenaufgang mäht der Landmann ein Büschel Gras, läßt es im Schatten trocknen und reicht davon allen Kühen im Stall, damit böse Menschen der Milch nichts anhaben können."

6. Fruchtbarkeit, Ackersegnen

Der Johannestag ist einer der wichtigsten Zeitpunkte für das Segnen der Äcker. Darüber berichtete ich bereits im Abschnitt 8 des 2. Kapitels über Ackersegnen und Wachstumsbräuche. Die Belege brauchen daher nicht im einzelnen wiederholt zu werden. Es ging um das Einstecken von Palmruten in die Äcker in der Form des Andreaskreuzes oder der Hagal-Rune und das „Krönen" der Felder durch zusätzlichen Blumenschmuck, welcher den „bösen Blick" auf sich ziehen sollte. Solche blumengeschmückte Palmruten nannten sie zuweilen ein „Shumitmoile" (Mösel). Es konnte auch ein Kranz sein, der an einer Stange aufgehängt war (Gehag bei Tschermoschnitz). Diese Handlungen schlossen sich oft an eine Feldmesse und Wasserweihe, die um diese Zeit stattfand.

Von einem bisher noch nicht erwähnten Brauch berichtete mir in Masern Frau Josefa Tschinkel, geb. Parte, damals 78 Jahre alt: „Die Mädeln haben sich, wo ein Flachsacker war, niedergelegt und gewälzt. Dann tut der Rücken nicht weh, wenn man den ganzen Tag hagen muß. Am nächsten Tag haben die Besitzer geschimpft. Wer war das? Wer hat meinen neien Flachs gewälzt? Er ist wieder aufgestanden, aber er war dann nicht mehr so schön wie er vorher war." Eine andere Form, sichtlich mit einem Ersatz-

[304] W. Tschinkel, Brauch und Volksglaube in der Gottschee, Zs. f. Österreichische Volkskunde, XIII. Jg., Wien 1907, S. 21.

gerät, kennt Katzendorf: „Am Sonnwendabend haben sie so Walzen genommen für das Glattwalzen der Erde und haben gewalzen über den angesäten Hirseacker in der Nacht und dann heiraten sie im nächsten Jahr." Sicher trat dies an die Stelle des einstigen persönlichen Wälzens, das in derlei Bräuchen auch außerhalb der Gottschee an verschiedenen Terminen bezeugt ist.

7. Einzelmotive

Immer wieder berichteten die Gewährsleute vom *Glockenläuten* zu Sonnwend, das zu den wichtigen und eindrucksvollen Handlungen gezählt werden muß. „Um 9 Uhr abends läuten die Glocken 1 Stunde lang wie zu Weihnachten" (Mösel). In Rieg läuteten die Glocken, während das Feuer entzündet wurde, ähnlich in Grafenfeld. In Kukendorf ging während des Glockenläutens eine Andacht in der Kirche dem Abbrennen des Holzstoßes und dem Scheibenschlagen voran. Dieses große Geläute ist der Besonderheit des Johannesvorabends zugeordnet. Aber auch das gewöhnliche tägliche Glockenläuten erhält an diesem Tage Gewicht. Während des nachmittäglichen 3-Uhr-Läutens wurden die Orakelblumen in Oberdeutschau gepflückt oder aufs Dach geworfen (Oberstein bei Altlag), das Gleiche geschah in Koflern während des abendlichen Ave-Maria-Läutens. Von den sonstigen mehrfachen Angaben, daß dies „gegen Abend" zu geschehen habe, sind sicher noch etliche hier hinzuzurechnen.

In Göttenitz war während des Ave-Maria-Läutens auch noch eine andere Art der Zukunftserforschung üblich: „Beim Schlagen von Kriasscheiben rufen sie aus, die Scheibe gehört für die und die Person. Wenn die Ave Maria Glocke geläutet hat, sind die Mädchen mit einem Fuß innerhalb der Schwelle gestanden und mit einem außerhalb, den Rücken gegen den Türpfosten. Und welchen Namen sie da rufen gehört haben vom Feuer, so heißt einmal ihr Mann." Die Schwelle, welche Drinnen und Draußen trennt, zeigt sich im Volksleben mannigfach als bedeutsamer Ort. Bei dieser Zukunftserforschung steht das Mädchen gewissermaßen zwischen den Welten, halb noch dem Bisherigen verhaftet, halb schon den Schritt ins Andere getan.

Ein anderer Platz sonderlicher Art sind Kreuzwege. Auch sie bevorzugte Stätten, um Blicke in die Zukunft zu tun oder mit der „anderen Welt" in Verbindung zu treten. Auch dieses Motiv fehlt im Gottscheer Sonnwendbrauch nicht. Meine Aufzeichnung von Bröse bei Tiefenbach berichtet: „In der Sonnwendnacht auf einen Kreuzweg gehen, einen Haselzweig von einem einjährigen Schießling nehmen und einen Kreis um sich herum machen. Von 11—12 Uhr warten. Der Teufel kommt und will versuchen, daß man aus dem Kreis kommt, dann ist die Seele verloren. Wasser, Feuer und Schlangen kommen. Wenn man das aushält, kommt der Teufel wieder und fragt, was man will. Meist wird gewünscht, daß er Farnkrautsamen bringt. Dann nach Hause. Man konnte dann die Sprache der Tiere in der Nacht verstehen."

Natürlich spielen auch die leiblichen Genüsse eine Rolle bei der Begehung des Festes. Von Sonnwendgelagen kann bei der Kargheit des Bodens und der Lebensführung in der Gottschee keine Rede sein. Wie einfach es war, klingt in den Nachrichten an, daß zu Sonnwend ein besseres Brot gebacken wurde (Grafenfeld), oder „man hat gutes Brot gehabt" (Oberdeutschau). Denn das tägliche bestand früher aus „Spelten" (Dinkel) oder war „mischochen" aus Mais, Hirse und Gerstenmehl. Brot aus Roggen oder gar Weizen war ein Festgebäck. Bier, Most und im Gasthaus Wein (Johannessegen) erhöhten natürlich die Stimmung. Beim Feuer wurde manchmal ein Schaf gebraten (Rieg) oder ein Lammbraten beschloß die gemeinsame Feier (H a u f f e n , S. 74). In Masern war es nicht ganz so großartig: „Shumitknödl wurden gekocht, die großen mit Zwiebelsoß, abends, und große Krauthappl." Und im Suchener Hochtal: „Am Sonnwendabend aßen wir in

Fett ausgebackene und mit Ei panierte Holunderstrauben. Da blieb man gesund, sagte Amö." [305] Daß das Einkaufen der Burschen am Johannisabend stattfand, wurde bereits erwähnt.

8. Zusammenfassungen, Vergleiche

Eine vielumstrittene Hauptfrage in der Betrachtung des Jahreslaufes gilt dem Gewicht der Sommersonnenwende. Bildet sie ein einigermaßen vergleichbares Gegenstück zur winterlichen Jahresumkehr und ist somit doch auch letzten Endes ein solar bestimmter Brauchtumszyklus anzunehmen, der im Gefüge der späteren Kulturentwicklungen noch durchschimmert? Wobei keineswegs alle auftretenden Handlungen auf die Sonne bezogen sein müssen. Kann das Fest, wie es die Gottscheer feiern, hiezu etwas aussagen?

Eine zweite Hauptfrage bildet die Stellung des Gottscheer Brauchtums innerhalb deutscher, slawischer und noch weiterer Zusammenhänge.

Überblicken wir das Jahresbrauchtum, so hebt sich nach der Wintersonnenwende die Vorfrühlingszeit in zwei Gipfeln mit Fasching und Ostern besonders heraus. Ihr folgt der eigentliche Frühling von Georg bis Pfingsten. Wobei Pfingsten wahrscheinlich verschiedene Maibräuche kraft seines kirchlichen Gewichtes noch an sich gezogen hat, so daß der Abstand zur Sonnenwende nicht viel mehr als einen Monat beträgt. Sonnwend ist durch seine kirchliche Anknüpfung an Johannes den Täufer mit dem Christgeburtsfest in Parallele gesetzt. Nach Lukas I, 36 und 60 war er ein halbes Jahr älter als Jesus. Der von nun an kürzer werdende Tag ließ sich auch mit den Worten des Evangeliums Johannes III, 30 in Beziehung setzen: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen." Voraussetzung für das Wirksamwerden dieser Gleichungen für den heutigen Termin des Volksbrauches ist die erst im Jahre 354 in Rom erfolgte Festsetzung des Christgeburtsfestes auf den 25. Dezember in deutlicher Beziehung zu dem damals sehr gefährlichen Fest des Geburtstages der „Unbesieglichen Sonne" der Mithrasreligion am 25. Dezember. Damals schwankte die Waage noch sehr zwischen dem aus dem Iran nach Rom gedrungenen Mithraskult und dem jungen Christentum. Aus dem europäischen Norden wissen wir mit Sicherheit, daß vor dem Vordringen des Christentums in jenen Breiten bereits ein einheimisches Mittwinterfest bestand. Gab es dieses Gegenstück auch im Sommer? Das ist die Frage. Und wieviel bedeutete das Mittwinterfest, das im Volksbrauch sehr stark als eine Wende empfungen wurde, möglicherweise dafür, um auch das sommerliche Sonnwendfest mit Zügen des Mittwinterbrauchtums anzureichern, falls solches überhaupt anzunehmen ist? Oder kommen die verwandten Züge aus einem auch zu Sonnwend empfundenen Gipfel des Naturjahres? Wobei die Abhängigkeit der Jahreswenden von der Sonne instinktiv vom Menschen gewußt sind, auch wenn sich die Einzelheiten des Brauchtums nur zum geringen Teil auf das Gestirn selbst richten.

Überblicken wir das Sonnwendbrauchtum, so ist nicht zu übersehen, daß sich sehr wenige Vorstellungen und Bräuche auf Johannes den Täufer selbst beziehen. Kein Vergleich mit der Rolle, die das Christuskind spielt. Der Heilige ist offensichtlich nicht der Kern, um den sich alles rankt. Ein Umstand, der stark ins Gewicht fällt. Im Gottscheer Brauchtum und Glauben sind es auch nur wenige Züge, die direkt den Täufer meinen. Der eine ist der Glaube von der nächtlichen Einkehr des Heiligen in den Häusern, weshalb für ihn aus Blumen das Johannesbett bereitet wird. Diese Einkehr des Heiligen und Göttlichen ist ein Gegenstück zum Glauben der Mittwinterzeit. Im Gegensatz zu diesem trägt er zu Sonnwend nur christliches Gewand. Der zweite, sicher alte Bezug, ist das Trinken der Johannesminne („Gahannaischshegn"). Der Minnetrunk zu Ehren des Täu-

[305] Maria Pospischil, Der Sommer im Suchener Hochtal, Gottscheer Zeitung, 62. Jg., Juni 1965, S. 21.

fers ist schon in Liudprands Legatio am Ausgang des 10. Jahrhunderts bezeugt,[306] vier Jahrhunderte früher als das Minnetrinken zu Ehren des Evangelisten. Letzteres entfaltete sich allerdings dann sehr stark, u. a. als höfische und ritterliche Sitte. In den Volksbrauch unserer Tage reicht dieser „Johanssegen" mit der Weinweihe des 27. Dezembers, sowie der Hochzeit. Für das Trinken der Täuferminne besitzen wir jedoch keinerlei Weiheformel. A. Franz faßt es daher auch als einen frühen profanen Minnetrunk auf, wie er nach der Bekehrung vom Trinken der Götterminne auf christliche Heilige übertragen wurde. Es handle sich bei ihm auch um eine eigenartige nationale Sitte der Deutschen (Franz, S. 303). Die Schwierigkeit ist nur, das später im deutschen Volksbrauch auch außerhalb der Gottschee bezeugte Trinken der Täuferminne — z. B. Zimmerische Chronik, Nürnberg, Schwaben, Norddeutschland usw. — mit jenen frühen Belegen in Zusammenhang zu bringen. Hier klafft nämlich eine ziemliche Bezeugungslücke, weshalb z. B. L. Mackensen im HDA[307] beim heutigen Brauch eine Übertragung vom Weihnachtsbrauch der Evangelistenminne erwägt. Jedenfalls kann die sommerliche Johannesminne kaum als Zeugnis für eine primär christliche Wurzel des Sonnwendfestes dienen. Im Volksbrauch trinkt man die Täuferminne übrigens nicht nur in Wein, sondern häufig im altertümlicheren Met, weshalb Johannes der Täufer in Bayern und der Steiermark auch der „Methansl" heißt.[308]

Auch wenn es im Gottscheer Brauchtum keine Rolle spielt, sei als ein Indiz dafür, daß zur Sommersonnenwende schon in vorchristlicher Zeit Bräuche bestanden, die sich zäh bis in unsere Tage hielten, nur das Baden an diesem Tage erwähnt, das trotz der naheliegenden Anknüpfung an die Jordantaufe älter zu sein scheint. Schon der hl. Augustinus klagt über das Bad im Meere als „solemnitas pagana" und ebenso warnt Caesarius von Arles das Volk vor der Teilnahme an den heidnischen Bädern in Flüssen und Quellen an diesem Tage. Noch heute ist es z. B. in Portugal üblich, daß ganze Dörfer an diesem Tage sehr früh am Morgen splitternackt baden und man neunmal untertaucht, trotzdem von der Polizei streng bestraft wird, wen sie dabei erwischen.[309] Man sieht, wie hier der Schein trügen kann und eine anscheinend an biblisches Geschehen angelehnte Handlung in Wirklichkeit einem anderen Bereiche zugehört.

Ein eigenes, vielschichtiges Problem sind mögliche Beziehungen der Jahresfeuer zum solaren Zyklus, das hier nicht abgehandelt werden kann.[310] Die zu Sonnwend so stark hervortretenden Feuerbräuche haben beim Mittwinterfest jahreszeitlich bedingt naturgemäß nur schwächere Entsprechungen, obwohl auch sie nicht fehlen. Ist die Zerdehnung der hochsommerlichen Feuerbräuche auf eine längere Festzeit, die etwa jener des Mittwinterfestes entspricht, durch das Anknüpfen an verschiedene Heilige bedingt, genügte da Johannes nicht? Die Frage ist offen. Kaum zu leugnen ist jedoch eine auffällige Brauchtumshäufung und eine Orakelfülle auch zu Sonnwend, wobei gerade die Orakelhandlungen fast alle mit den winterlichen übereinstimmen. Das spricht doch sehr für das Bewußtsein einer Wende.

Die Gottschee weist — gesehen im großen Zusammenhang — ein sehr reiches und vollständiges Brauchtum auf. Es reicht von den Feuern mit allen zugeordneten Handlun-

---

[306] A. Franz, Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter, Freiburg i. Br. 1909, Bd. 1, Seite 296.

[307] Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. IV, Berlin und Leipzig 1931/32, Sp. 758.

[308] U. Jahn, Die deutschen Opfergebräuche bei Ackerbau und Viehzucht, Breslau 1884, Seite 46.

[309] Frdl. Mitteilung von Prof. Arnold Niederer, Zürich.

[310] Ausführlicheres dazu: R. Wolfram, Die Jahresfeuer, Veröffentlichungen der Kommission f. d. Volkskundeatlas in Österreich Bd. 3, Wien 1972; Dort auch eine Auseinandersetzung mit dem grundlegenden Werk von H. Freudenthal, Das Feuer im deutschen Glauben und Brauch, Berlin u. Leipzig 1931.

gen (Scheibenschlagen, Räderrollen, Feuerspringen, Segensbedeutung der Brände) über die ungewöhnlich große Rolle des Maibaumes zu Shumiten und allem was mit Pflanzen und Kräutern zusammenhängt zum Höhepunkt des Ackersegnens. Hier sind die Orakel, ist das feierliche Brauchtum mit einem besonderen Liederritual, der Haupttermin im Burschenleben. Vielem davon wird man auch geschichtlich Bedeutung zuzumessen haben, da diese Sprachinsel trotz des Ausschwärmens eines Teiles der Männer als Wanderhändler einen Bewahrungsraum besonderer Art darstellte.

An Gleichklängen mit der winterlichen Jahreswende sei aus dem Gottscheer Sonnwendbrauchtum auf einige Einzelheiten verwiesen. An den drei Räucherabenden in den Zwölften sollen in den österreichischen Alpenländern sämtliche Hausbewohner beisammenbleiben. Ähnlich Grafenfeld und Langenton in der Gottschee: am 23. Juni sollen alle Hausgenossen bis zum Abend beisammenbleiben. Nach verbreitetem Volksglauben reden die Haustiere in der Weihnachtsnacht. Dazu der Gottscheer Wunsch nach dem Erwerb des Farnsamens in der Sonnwendnacht, weil man dann versteht, was die Tiere (aber auch die Pflanzen) sprechen. Dem „Kreisstehen" auf Kreuzwegen in der Mettennacht in Oberösterreich entspricht ein ähnlicher Brauch in der Gottschee zu Sonnwend, aber auch in Kärnten und bei Slowenen im Mislinja Tal in der ehemaligen Südsteiermark.[311] Auch das einstündige Glockenläuten gehört zu den Übereinstimmungen. Da sie in der Gottschee nicht alle belegt sind, sei nur noch kurz aufmerksam gemacht, daß Parallelen sonst noch in großer Zahl vorhanden sind. In Kärnten[312] z. B. fast alle Orakelhandlungen von Weihnachten auch zu Sonnwend (Eiklargießen, Schuhwerfen, Zaunstecken- und Prügelzählen, Bettstatttreten), Bleigießen in Wippach in Krain, in Tirol Elementeopfer,[313] in Serbien Verbot des Wäschewaschens und Wäscheaufhängens[314] usw. Es ist eindrucksvoll und hat beim Abwägen der Argumente für ein altes Fest der Jahresumkehr auch im Sommer sicher beträchtliches Gewicht.

Wenden wir uns nach diesen grundsätzlichen Überlegungen den Vergleichen zu.[315] Von der Verbreitung der Sonnwend- und Petersfeuer sowie der Osterfeuer in Slowenien rund um die Sprachinsel war schon die Rede. Ebenso davon, daß das Scheibenschlagen bei den Slowenen nur in der nächsten Nachbarschaft Österreichs vorkommt sowie vereinzelt nahe der Gottschee. Hier war der deutsche Brauch zweifellos der gebende Teil, die Gottscheer besaßen das Scheibenschlagen sicher schon zur Einwanderungszeit und brachten es in die neue Heimat mit. Die Sonnwendfeuer selbst sind aber eine gesamteuropäische Erscheinung, die sich heute von Spanien bis Rußland erstreckt, mit schmalen Zonen der Aussparung oder Mischung in einem Nord-Süd-Streifen Mitteleuropas. Auch die Erstreckung zum Peterstag ist vielfach bezeugt, ein besonderes Dichtegebiet ist hier z. B. in Oberösterreich und dem angrenzenden Chiemgau. Die Petersfeuer fehlen aber auch in Kärnten nicht. Beim Scheibenschlagen kennt Slowenien sowie die Gottschee, aber auch Österreich, zuweilen auch viereckige Scheiben. Der Flug der Scheibe gibt in der Gottschee wie in Slowenien einen Hinweis auf die Richtung, in welcher die künftige Geliebte wohnen wird. Auch das Rollen von Vierspeichenrädern ist in Slowenien bekannt. Erwähnenswert ist noch, daß die slowenischen Sonnwendfeuer nicht immer nur auf Bergen brennen, sondern oft auch in der Nähe von Kreuzwegen (Pöllander Tal, Reifnitz-

---

[311] Frdl. Mitteilung von Helena Ložar-Podlogar, Laibach.

[312] G. Graber, Volksleben in Kärnten, 3. Aufl. Graz 1949, S. 300 f.

[313] Ludwig v. Hörmann, Tiroler Volksleben, Stuttgart 1909, S. 117, S. 114 f., zahlreiche Parallelen zwischen den Weihnachts- und Sonnwendbräuchen in Tirol.

[314] K. Moser, Die Johannis- und Sonnwendfeier bei den Slowenen, Zs. f. österr. Volkskunde XI. Jg., Wien 1905, S. 124.

[315] Beim slowenischen Brauchtum verdanke ich viele Hinweise Herrn Prof. N. Kuret und Frau H. Ložar, die zeitweilig auch meine Hörerin war.

tal, Krka Tal). Im Goriča vas bei Reifnitz und in Weiß Krain wird der Holzstoß überhaupt nur auf Kreuzwegen errichtet.

Hervorstechend ist im Gottscheer Brauchtum das so häufige Errichten eines Maibaumes zu Sonnwend. Ihm hat der heutige österreichische Brauch wenig an die Seite zu setzen. [316] Allerdings gibt es dann mehr Entsprechungen im weiteren deutschen Bereich, [317] in Skandinavien, sogar in Frankreich und den Pyrenäen. In Slowenien ist der Sonnwendbaum in Weiß Krain, im Reifnitzertal, im Pöllandertal und auf der Bloke Hochebene bezeugt. Vieles davon also im Strahlbereich der Gottschee. Die slowenischen Sonnwendbäume sind bei weitem nicht so stattlich wie jene der Gottscheer. Nach den Mitteilungen, die ich erhielt, sind es Tannenstämme von etwa 8 m Höhe, während es in der Gottschee Bäume von 30 m und mehr sind. Es hat den Anschein, als ob auch hier der deutsche Brauch eigenständig gewesen sei.

Anders steht es mit den Tannen, welche in der Mitte des Holzstoßes aufgerichtet stehen. In der Gottschee trafen wir sie besonders eindrucksvoll im Suchener Hochtal. Hier hat Slowenien prächtige Beispiele aufzuweisen. In einigen Orten Oberkrains wurde diese Tanne „Blume" genannt. Die Kränze für die Tanne wurden von den Mädchen aus roten Nelken, Rosen und sogar Erdbeeren gewunden. Die Burschen gingen mit der Tanne am Abend, als der Holzstoß schon bereit war, von Haus zu Haus, um die Kränze einzusammeln. Das Mädchen stand beim Fenster im oberen Stock, ließ den Kranz fallen und die Burschen mußten ihn mit der Tanne auffangen. Die Tanne wurde auf diese Weise immer schwerer, denn es gab manchmal bis zu 20 solcher Kränze aufzufangen. Jedes Mädchen wollte den schönsten Kranz beisteuern und mit ihm in den „Himmel" (den Wipfel der Tanne) und nicht in die „Hölle" (deren unteren Teil) kommen. Je schöner der Kranz war, umso höher wurde er aufgehängt und desto später erreichte ihn das Feuer.

Geschmückte Bäume im Mittelpunkt der Holzstöße für Sonnwendfeuer gibt es auch anderswo. Besonders reich geschmückt etwa im Egerland mit Blumensträußen, Kränzen und Bändern. [318] Es gibt weitere Beispiele aus dem Riesengebirge, aus Frankreich, England usw. Unsere Bäume in Jahresfeuern weisen aber sonst im allgemeinen keinen so prächtigen Schmuck auf. In Österreich wird manchmal der alte Maibaum im Sonnwendfeuer verbrannt. Die poetische Ausgestaltung des Feuerbaumes sowohl in der Gottschee wie bei Slowenen ist sichtlich etwas Besonderes.

Ein deutlicher Unterschied zwischen dem deutschen und slawischen Volksbrauch liegt in den Sonnwendsängerinnen (Kresníce oder Ladaríce) bei Slowenen und Kroaten. Diese fast priesterlich auftretenden Mädchen sangen ursprünglich von Pfingsten bis zum Johannistag, später nur zu Sonnwend. Sie hatten eine feste Folge von drei rituellen Eingangsliedern. Das erste Lied schildert die Hochzeit der Sonne und der Erde, das zweite handelt von der Jesutaufe im Jordanfluß, das dritte von den Widersachern Christi. Dann folgt ein Lied vom erlöschenden Sonnwendfeuer und freier gewählte Lieder. Nach dem Niederbrennen des Feuers machten sie ihren Umgang durch Felder und Weinberge. Auch hier mit Segensliedern. Dann wurden die einzelnen Häuser des Dorfes besucht. Die

---

[316] F. Lipp, Die Sonnwendbräuche des Weinsberger Waldes, Das Waldviertel NF 10, 1961, S. 7—9; E. Burgstaller, Sonnwendbäume im niederösterreichischen Waldviertel, ebd., S. 138—144.

[317] Johannisstange in den oberharzischen Bergstädten, Johannismaien in Thüringen, im Voigtland, in der Mark usw.; Reinsberg-Düringsfeld (s. Anm. 302), S. 229, 230; P. Sartori, Sitte und Brauch, a. a. O., S. 230 und Anm. 47, 48; in der Gironde: W. Mannhardt, Wald- und Feldkulte, 1. Bd., Berlin 1804, S. 177; in Schweden: M. Fossenius, Majgren, majträd, majstång, Lund 1951. Auch Siebenbürgen kennt Maibäume zu Sonnwend mit der sogenannten „Johanniskrone" als Schmuck.

[318] Reinsberg-Düringsfeld, Fest-Kalender aus Böhmen, Prag 1862, S. 308; Mannhardt (wie Anm. 317) I, S. 178, 179.

„Kresníce" gingen gewöhnlich zu viert in weißen Kleidern, das Gesicht durch das Kopftuch verdeckt. Der Gesang darf auf dem Weg von einem Haus zum anderen nie unterbrochen werden, sonst bedeutet das einen Todesfall. Dazu hat der deutsche Volksbrauch und haben auch die Gottscheer kein Gegenstück.

Ungemein interessant sind auch Reminiszenzen an einen Sonnenglauben in dem so altertümlichen slowenischen Liedgut. Sie haben sich gerade an Randzonen wie im Gailtal und Rosental besonders erhalten. N. Kuret hat diesen von Matija Majar, Urban Jarnik und J. Scheinig[319] mitgeteilten Liedern und Liedresten eingehende Forschungen gewidmet. Das leider nur als Fragment 1851 veröffentlichte Gebet aus dem Gailtal beginnt mit der Zeile:

„Ich wende mich zur heiligen Sonne,
zu Gottesaufgang, zu Jesu Grab . . ."

Besonders das Lied von den drei Jungfrauen, die Sonnenwende feiern und das Feuer mitten im Dorf entzünden, und dem Königssohn, gibt die Möglichkeit zu mythologischen Anknüpfungen. Dies hat die slowenische Forschung auch getan und im „Kresník" den göttlichen Helden der Sonnenwende erblickt, der durch den Kult Johannes des Täufers dann in den Hintergrund gedrängt wurde. Gewisse Berührungen mit den slowenischen Sonnwendliedern von der Sonne hat anscheinend das Gottscheer Lied von Sonne und Mond „Nue auhar, nue auhar du Tuge geliacht" (nur herauf, nur herauf, du hellichter Tag). Leider konnte ich bisher nicht feststellen, ob es in der Gottschee auch zu den Sonnwendliedern gehörte.

Das große Sonnwendgeläute der Kirchenglocken kennen auch die Slowenen. In Inner- und Unterkrain und anderen Teilen Sloweniens läutet man am Sonnwendvorabend lange in die Nacht hinein. Heute gilt es im Volksglauben besonders als Schutz vor Hexen, die slowenische Volkskunde setzt es aber in Parallele zum Seelengeläute, das ja auch zu Allerheiligen/Allerseelen und Weihnachten ertönt. Nach dem slowenischen Volksglauben kehren die Seelen der Verstorbenen auch am Vorabend des Sonnwendfestes in ihre alten Behausungen zurück. Auch in der deutschen Volksüberlieferung kann Sonnwend Züge eines Seelenfestes aufweisen.[320] In Oberbayern sogar durch einen Seelentisch im Hause. In Dänemark kennt man den Glauben, daß sich die Toten am herabgebrannten Sonnwendfeuer wärmten. Im Allgäu entzündete man nach dem Anbrennen des Sonnwendfeuers Wachslichter und betete für die armen Seelen, ehe man zu tanzen begann.

Der Glaube an die besondere Rolle gewisser Blumen und auch das Farnkrautes hat seine Parallelen nicht nur in der slowenischen Nachbarschaft, sondern auch weit in Europa.

Am Sonnwendabend pflegte man seinerzeit in Slowenien große Sträuße des Adler-Saumfarns zu sammeln und auf dem Fußboden im Hausgang, in der Stube und unter dem Bett auszustreuen. Auch vor der Türe von Hof und Stall. Man glaubte, der hl. Johannes der Täufer würde in der Nacht kommen und auf dem Farnkraut ausruhen. Also ganz wie in der Gottschee. Doch kennt man ein Johannisbett dieser Art z. B. auch in Nordböhmen.

---

[319] Johann Scheinig, Narodne pesmi koroskih Slovencev (Volklieder der Kärntner Slowenen), Laibach und Bamberg 1889. Den Hinweis auf dieses Buch verdanke ich F. Koschier.

[320] M. Höfler, Gebildbrote der Sommer Sonnwendzeit, Zeitschr. f. österr. Volkskunde XVI. Bd., Wien 1910, bes. S. 87; K. Reiser, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus II, S. 151; Toteneinkehr zu Sonnwend im Görzerland schon 1583 belegt, langes Glockenläuten zu Sonnwend heute noch bes. in Inner- und Unterkrain. H. Ložar-Podlogar.

In Innerkrain, im Kärntner Eisenkappel und unweit von Laibach soll Farnkraut auch die Schlangen vertreiben. Das zeigte ebenfalls der Gottscheer Brauch. Der Glaube klingt aber im übrigen bereits bei Plinius an.

Bei allen Slowenen ist auch bekannt, daß man mit Hilfe des Farnsamens die Sprache der Tiere verstehen kann. Ein Glaube, der sich auch in Kärnten, in Schlesien und anderwärts findet. Bei den slawischen Völkern ist der Glaube an die Wirksamkeit des Farnkrautes besonders stark verbreitet. Er fehlt aber auch bei den Deutschen, Engländern, Franzosen, Portugiesen u. a. nicht. Von der Gewinnung des Farnsamens in der Johannisnacht berichten schon die Kräuterbücher des 16. und 17. Jahrhunderts. Außer der Sonnwendnacht tritt aber auch die Christnacht in Erscheinung, so z. B. in Oberfranken; [321] wieder eine Parallele zwischen den beiden Terminen.

Die Margerite als Sonnwendblume, die uns in der Gottschee als „Shumitroashe" so oft entgegentritt, hat ihre Rolle auch bei den Slowenen. Doch auch hier reicht ihr Bereich viel weiter. Ich erwähne als einen kennzeichnenden Beleg nur, daß z. B. im Vorarlberger Montafon Margeritensträuße an die Haustüre gehängt werden, um Unheil abzuwehren. [322] Bei den Lungauer „Prangstangen" wird der Untergrund der Blumenumwicklung aus „Sunnawendla" (Margeriten) gebildet.

Zahlreiche Gegenstücke haben auch die Blumenorakel der Gottschee. Das Einstecken einer Margerite für jeden Bewohner in die Fugen der Hauswände und den Schluß aus dem Welken auf früheren Tod oder längeres Leben bezeugt Matija Majar bei den Slowenen schon 1851. Genau dasselbe findet sich bei den Slowaken, [323] in Kärnten, [324] in der Iglauer Sprachinsel, im Erzgebirge, in Oberösterreich [325] usw. In Dänemark steckte man „Johanniswurzel" zu diesem Zweck in die Balken. [326]

Ebenso ist der Wurf eines Blumenstraußes auf das Dach fast überall in Slowenien bekannt. Ganz wie in der Gottschee werden Schlüsse auf Leben, Tod oder Heirat daraus gezogen, ob der Strauß mit den Stengeln nach unten oder oben zu liegen kommt, ebenso auch, ob er wieder herunterfällt. Weihnachtliche Gegenstücke dazu, wenn auch nicht mit Margeriten, gibt es im Krainer Wippachtale. Im übrigen kennt man solches Ablesen der Zukunft aus dem Wurf von Sträußen oder Kränzen auf das Dach von der Eifel bis Siebenbürgen. Die in der Gottschee auch anzutreffende Nebenbedeutung eines Schutzes (hier vor Schlangen im Hause) ist — etwas anders gewendet als Schutz vor Brand und Gewitter — in vielen Orten Deutschlands nachzuweisen. [327]

So lassen sich zu den meisten Einzelheiten des Gottscheer Sonnwendbrauchtums Entsprechungen auch außerhalb der Sprachinsel finden. Ich erwähne nur noch summarisch das Bekränzen des Viehes zu Sonnwend auch in der Slowakei, im Erzgebirge, in Dithmarschen, Bremervörde usw. Das Wälzen auf dem Felde in der Johannisnacht. [328] Die in Schmalz gebackenen Holunderblüten des Suchener Hochtales im Lechrain, Oberösterreich, Westböhmen usw.

Natürlich läßt sich aus Einzelnachrichten, die zum Teil aus weit entfernten Gebieten stammen, nicht ohne weiteres ein direkter Zusammenhang herauslesen. Darüber können

---

[321] F. Panzer, Bayrische Sagen und Bräuche, 2. Bd., München 1855, S. 73.

[322] K. Ilg, Landes- und Volkskunde, Geschichte, Wirtschaft und Kunst Vorarlbergs Bd. III, Innsbruck 1961, S. 210.

[323] R. Bednárik, Slowakische Volkskultur, Bratislawa 1943, S. 103.

[324] Graber, a. a. O., S. 300.

[325] A. Baumgarten, Aus der volksmäßigen Überlieferung der Heimat, Mus. Jahresbericht XXII Linz, S. 149, Mondseer Gegend.

[326] Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr, S. 226.

[327] Ebd., S. 226.

[328] Mannhardt (vgl. Anm. 317), S. 438; P. Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien Bd. I, Leipzig 1903, S. 147; J. Grimm, Deutsche Mythologie III. Bd., Seite 452.

wir Auskünfte aus den großräumigen Untersuchungen erhoffen, die sich jetzt durch den in Vorbereitung befindlichen Ethnologischen Atlas Europas anbahnen. Es wird aber auch auf das Gefüge der einzelnen Elemente im jeweiligen Bereich zu achten sein. Das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein von Bräuchen sagt noch nicht alles. Selbst bei Brauchübereinstimmungen kommt es noch auf die Art und Weise des Ausübens an. Gerade in den Stilfragen liegen oft bezeichnende Merkmale.

Die über die engere Nachbarschaft hinausreichenden Vergleiche beim Gottscheer Sonnwendbrauchtum können auch dazu dienen, voreiligen Schlüssen vorzubauen. Sicher haben Umwelt und jahrhundertelanges Zusammenleben bei Gottscheern und Slowenen viele Gleichklänge gefördert. Trotzdem ließ sich in mehreren Fällen zeigen, daß auf beiden Seiten auch Eigenständiges vorhanden ist, das nicht oder kaum in die Nachbarschaft hinübergreift. Unterstrichen wird dies noch dadurch, daß sich im Gottscheer Bestand Teile finden, die sichtlich bei der Einwanderung am Beginn des 14. Jahrhunderts mitgebracht wurden und dem Herkunftsbereich zugehören.

XV. Die Weihnachtsbräuche

1. Vorbemerkungen

Im Jahreslauf nimmt das Weihnachtsbrauchtum an Umfang und Bedeutung einen besonderen Platz ein. Es ist reich, vielschichtig, umfaßt eine längere Zeitspanne und ist an einen Entscheidungspunkt des gesamten zyklischen Geschehens geknüpft. Es bestimmt nach dem Volksglauben weitgehend das kommende Jahr und das Leben in ihm. Darum erfordert seine Darstellung auch eine größere Breite und ein weiteres Ausgreifen. Zudem ist es ein erstes Darbieten des gesamten Stoffes, bei dem auch die Varianten und landschaftlichen Unterschiede selbst auf dem begrenzten Raum der Sprachinsel berücksichtigt werden müssen.

Das Weihnachtsfest gliedert sich entsprechend dem christlichen Festkalender in die Zeit der Erwartung und der Erfüllung. Wobei der Zwölftageabschnitt zwischen Christgeburt und Dreikönig gewissermaßen verdichtet den winterlichen Jahreshöhepunkt zusammenfaßt, die Brauchtumsfolge der Wochen vorher etwas lockerer ist. Beides gehört jedoch zusammen und läßt sich auch in der Darstellung nicht trennen.

Diese Zusammengehörigkeit ist mehrfach begründet: durch den Ablauf des Kirchenjahres, durch die Brauchtumszerdehnungen infolge der Kalenderreformen, und die darunterliegende Schichte des aus dem Naturjahr stammenden Mittwinterbrauchtums mit seinem breiteren Rahmen. Schon die römischen Saturnalien und Kalendenfeiern umfaßten jeweils eine Folge von Tagen. Was wir von den Mittwinterfeiern aus germanischer Zeit wissen, deutet gleichfalls auf eine längere Festzeit, [329] die in Schweden sogar heute noch einen ganzen Monat währt, vom 13. Dezember bis zum 13. Jänner. Auch im alpenländischen Brauchtum Österreichs und der Schweiz treten verschiedene sichtlich zusammengehörige Masken- und Umzugsbräuche der Mittwinterfeiern sowohl am Ende der weihnachtlichen Zeit auf, wie auch schon in der Vorbereitungszeit, die eigentlich die stille sein sollte. Heißt die Nacht vom 5. auf den 6. Jänner in Österreich vielfach die „Perchtennacht", weil zu Dreikönig der Perchtenglaube und Perchtenbrauch seinen Höhepunkt hat, so laufen die Schiachperchten in der Rauris (Salzburg) schon im Advent, im Unterinntal zu Nikolaus. Die ganz in Stroh gehüllten peitschenknallenden „Strohschab" in Mitterndorf im Ausseerlande zeigen sich während 14 Tagen im Advent usf. In der Schweiz verteilen sich die Umzüge der „Chläuse", die mit der Bischofsgestalt meist wenig zu tun haben, über die ganze Zeit mit Schwerpunkten sogar um Neujahr, Dreikönig und noch später. Auch die sogenannten „lustigen Anklöckler" z. B. Salzburgs oder Kärntens in den drei Donnerstagsnächten des Advents haben mit dem „Herbergsuchen" nach biblischem Vorbild nichts zu tun, sondern gehören zu den Umzügen der „Rauhnachtler" alten Stils.

Die nun folgende Darstellung des Gottscheer Weihnachtsbrauchtums wird sich daher in neun Kapitel gliedern, welche einzelnen Festtagen oder Motiven, wie z. B. dem

[329] L. Weiser, Jul, Stuttgart 1923, S. 5. Die Angelsachsen nannten die Monate Dezember und Januar „Giuli". Dazu gotisch „fruma jiuleis" (= erster juleis) für November. Isländisch „Ylir" bezeichnet die Zeit von Mitte November bis Mitte Dezember.

Orakelbrauchtum, gewidmet sind. Den Abschluß bildet ein zusätzliches Kapitel, das den Bestand in seine weiteren Zusammenhänge vergleichend einzuordnen sucht.

2. Nikolaus, Perchten, Advent

Die Nachrichten über das Brauchtum zu *Nikolaus,* die ich aus 43 Ortschaften der Gottschee besitze, lassen die Entwicklung gut erkennen. In 16 dieser Ortschaften erschien bis zur Zeit der Umsiedlung keinerlei sichtbare Verkörperung von Besuchern aus einer anderen Welt. Die Kinder stellten nur Schuh, Teller oder Strohgefäß auf und fanden sie am nächsten Morgen gefüllt. Das Nahen geisterhafter Gestalten wurde jedoch häufig durch Rasseln mit einer Kette angedeutet. Erschienen aber tatsächlich Gabenbringer, so waren es zunächst bloß rauhe Dunkelgestalten. Eine ganze Reihe von Nachrichten besagt, daß der Nikolaus als Bischof früher nicht dabei war und erst später dazukam. [330] Die Namen der Dunklen sind neben „Krampus", der jedoch z. B. in Rieg unbekannt war, der „Höllische", „Lutzofar" oder „Schratl". Sie kamen oft für sich allein oder in größeren Gruppen.

Das Gottscheer Nikolausbrauchtum weist die allgemein üblichen Züge auf, aber auch etliche Besonderheiten. Von einem Reit- oder Tragtier des Nikolaus, für das die Kinder in verschiedenen Gegenden Österreichs Futter herrichten, auch wenn der Besuch nur unsichtbar erfolgt, weiß die Gottschee offenbar nichts. Nur in Masereben heißt es, „der Miklô kommt auf einem Roß". Dazu stellt sich ein nicht mehr deutlich erinnerter Bericht aus Koflern mit sagenhaften Zügen. „Einer ist geritten als Miklô und zwischen mehrere Pferde hinein und hat sich nicht mehr ausgekennt. Auf einem Schimmel. Er ist hineingekommen in eine Masse Pferde und war ganz erschrocken und wußte nicht, wie das war." Ob da ein Nachklang an Sagen von der Wilden Jagd vorliegt, die auch in der Gottschee gerne zur Weihnachtszeit umzieht, muß dahingestellt bleiben.

Werden die von den Kindern aufgerichteten Gefäße über Nacht gefüllt, leidet es die Kinder oft nicht mehr in den Betten und sie sehen schon ganz früh am Morgen nach. Kommt der unsichtbare Besuch abends, werden die Kinder in die Stube geschickt um zu beten, inzwischen wird in die im Vorhaus aufgestellten Behälter eingelegt. Das Zeichen, daß der Besuch da war, wird mit einer Glocke gegeben. Nüsse, etwas Zucker, ein Messer mit Holzgriff oder Schulsachen waren häufig die Gaben. Auch ein Apfel, in den ein Kreuzer gesteckt war. Daß der Höllische böse Kinder mitnimmt, war nur Drohung.

Kommen die Dunklen in Gruppen, sind auch die Mädchen in Gefahr. In Altlag heißt es: „Viele Burschen gehen, Krampusse mit Schafhörnern und Fellen und Ketten ... Wenn die Dämmerung kam, hat sich kein großes Mädel mehr gezeigt, die haben sich zusammen versteckt. Wurden sie erwischt, haben sie sie mit Ketten gebunden und mitgezogen. Einmal haben sie ein Mädel an einen Baum angehängt bis der Umzug vorüber war ... Dieser Umzug war immer schon." Also ein Benehmen wie von vielen „Rauhen" in den Alpenländern, z. B. den Berchtesgadner „Buttenmandln", denen sich der Nikolaus auch erst in unserem Jahrhundert hinzugesellte. Gewöhnlich hat bei den Buben eine Rute unter den Gaben nicht gefehlt. In einigen Fällen war die Bescherung anders. Es wurde nur die Tür geöffnet „und da haben schwarze Männer hereingeshânet (hereingesät, geworfen) bei der Tür" (Göttenitz, Koflern); was sonst in der Gottschee am Altjahrsabend üblich ist. Es ist eben vielfach noch die ältere Stufe: „Nikolaus sind sie beschenkt worden,

[330] Ebenthal: Daß sich wer als Miklaus angezogen hat, war früher nicht; Lichtenbach: Nur eine Art Krampus gespielt; Suchen: In der letzten Zeit erst, daß sich einer angezogen hat als Nikolaus; Warmberg, Komutzen: Der Nikolaus ist erst später üblich geworden; Mairle: Vor alten Zeiten wurde meist nur mit Ketten gerasselt.

Weihnachtsgeschenke waren nicht so üblich" (Lienfeld, Grafenfeld).[331] „Der Mikolô, was Schöneres hat es nie gegeben, man hat sich gefreut auf den Abend" (Koflern). Hingegen konnten schlimme Buben oder auch solche, welche für die Bescherung schon zu alt waren, aber trotzdem noch Hut oder Schuh aufstellten, arg enttäuscht werden. Sie fanden am nächsten Morgen nur Rüben oder Erdäpfel vor.

Reizend ist die Idee, welche mir aus Unter Loschin berichtet wurde. „Man hat die Teller zum Fenster in einem Zimmer, wo man nicht hinein ist gekommen. Wie man Abend gessen hat, hat die Mutter heimlich gefüllt. Der Onkel hat die ganzen Glocken vom Vieh zusammengesammelt. Damit ist er gesprungen draußen. Das sind die himmlischen Kälber. Und beim Fenster hat er gerufen: Könnt ihr beten? Dann haben wir gebetet, bis der Vater gerufen hat, jetzt ist schon gebetet, dann ist er abgezogen."

In Gehag und Merleinsraut erscheinen im Gefolge des Nikolaus Dunkelgestalten in sehr merkwürdiger Aufmachung. „Zu Nikolaus hat sich einer angezogen mit einem umgedrehten Pelzmantel und Mütze und Kranawetten (Wacholder) darum und ein Netz vor dem Gesicht. Eine Kette in der Hand und in der anderen Kranewitten." Es ist dies die einzige Andeutung von pflanzlicher Ausstattung unter diesen Verkleideten, bemerkenswert auch die Netzmaske, die zu den altertümlichsten Formen gehört.[332]

Man könnte dies dem Umstand zuschreiben, daß das Suchener Hochtal überhaupt gerne besondere und alte Formen hat. Tatsächlich gehört dieser Maskentypus aber nicht bloß zum Nikolausgefolge. Das zeigt sich sogleich, wenn wir von dieser bei der Nikolausfrage gemachten Aufzeichnung den größeren Zusammenhang suchen. Obwohl diese Masken auch bei Nikolaus vorkommen, erstreckt sich ihre Zeit auf zwei Wochen im Advent. Sie verkörpern das, was an *Perchtenüberlieferungen* in der Gottschee vorhanden ist. Diese beschränken sich auf das Suchener Hochtal und das anschließende sogenannte „Hinterland" zwischen Masern und Morobitz. Eine außerhalb dieses Bereiches fallende Nachricht ist lediglich ein nicht mehr verstandener Anklang, der zwar noch den Namen enthält, aber inhaltlich in einen anderen Zusammenhang gehört. Somit ist der Gottscheer Perchtenglaube und Brauch ein deutliches Beispiel dafür, daß es auch beim Brauchtum — ähnlich wie in der Mundart — Unterschiede in der Sprachinsel gab. Zumindest nach dem heutigen Bild.

Es könnte sich natürlich auch um ein Restgebiet einst verbreiteteren Glaubens handeln. Obwohl die Sprachwissenschaft nach Mitteilung des Verfassers des „Gottscheer Wörterbuches" Walter Tschinkel, aber auch der Herausgeber des österreichischen Mundartwörterbuches E. Kranzmayer und M. Hornung in Mundartunterschieden mehrerer Gebiete der Sprachinsel Herkunftshinweise auf verschiedene Ursprungsgegenden in Kärnten und Osttirol zu finden geneigt ist. Was eine verhältnismäßige Beständigkeit dieser Abgrenzungen im neuen Siedlungsland zur Voraussetzung hätte.

Jedenfalls aber sind die Perchtenüberlieferungen der Gottschee sehr alt. Allein hier finden wir die ursprüngliche deutsche Lautung einer Namensform der Percht, nämlich „Stampfo". Und zwar völlig isoliert und in der slawischen Umwelt nicht vorhanden. Erst in Tirol tritt der Name wieder auf, aber da in einer jüngeren Lautform, woraus man ermessen kann, wie aussagekräftig die Gottscheer Belege sind, sowohl in bezug auf die Herkunft wie das Alter. Ich habe bereits 1966 in der Arbeit über die Faschingsbräuche in der Gottschee[333] darauf hingewiesen, daß im östlichen Südtirol einschließlich der

---

[331] In älteren Zeiten war auch im binnendeutschen Volksbereich Weihnachten kein Schenktermin. Eine Bescherung in bescheidenen Ausmaßen gab es zu Nikolaus, gegendweise auch zu Neujahr oder Dreikönig.

[332] Über die Netzmasken vgl. das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (HDA) Bd. V, Sp. 1760; Netzmaske als Totenmaske.

[333] Erschienen in der Festschrift für Hanns Koren „Zur Kulturgeschichte Innerösterreichs, Sonderband 11 der Zeitschr. d. Histor. Vereins f. Steiermark, Graz 1966, Anm. 10.

Sprachinsel des Fersentales der Name dieser geisterhaften Gestalt nicht Percht, sondern „Stampe" lautet. Und zwar sichtlich schon im Mittelalter. In einzelnen verstreuten Resten gibt es ihn sogar auch noch nördlich des Brenners,[334] sogar so weit von der Grenze entfernt wie Nassereith und Eschenloh bei Partenkirchen, schon im Bayrischen. Für uns vor allem wichtig ist es aber, daß wir mitten im heute in Osttirol allein herrschenden Bereich des Perchtennamens vor rund 100 Jahren noch Spuren des Stampe-Namens im Defreggental feststellen können,[335] womit dieser dem Herkunftsbereich der Gottscheer schon sehr nahe gerückt ist. Der fast unbekannt gebliebene Beleg aus dem Defregger Mundartwörterbuch von 1878 ist eindeutig und lautet: „In der Fastnacht zogen früher (jetzt ist auch dieser Brauch verschwunden) junge Burschen, die Stamp'm, schrecklich vermummt und mit großen Stöcken versehen, von Haus zu Haus und führten ihre Luftsprünge und Faxen auf." Daran schließen sich noch Hinweise auf die „Stampen" als Varianten der Perchten.

Diese „Stampe" mit dem hellen „a" und dem „p" ist nach E. Kranzmayers mündlicher Mitteilung eine Rückentlehnung aus dem Alpenromanischen. Italienisch „stampare" = treten, stampfen, stammt ja ebenso wie französisch „étamper" von unserem Wort „stampfen", das in germanischer Zeit vor der Lautverschiebung „stampôn" gelautet haben muß. Da das mittelhochdeutsche Tiroler Gedicht „Von Berhten mit der langen Nas" auch schon den Namen „Stempe" neben „Berht" verwendet und von dieser Stempe sagt, daß sie „ûf den kumt ... und trit in", hat man in dieser Gestalt eine Verwandte der Trud gesehen, welche das Alpdrücken verursacht. Das ist aber keineswegs die einzige Möglichkeit. Viel wahrscheinlicher ist die Ableitung von „stampfen" als einem Bewegungsritus der Perchten. Die Maskenläufer kennen ihn noch heute. Es lebt im „Trestern" der Pinzgauer Schönperchten ebenso weiter wie in den Stampfrhythmen beim Huttlerlaufen in Thaur bei Innsbruck. Der Name solcher Handlungen ist sogar direkt im Nordtiroler „Martinsgestämpf" erhalten, das sowohl sagenhafte Geisterumzüge bezeichnet wie wirkliches Unterinntaler Brauchtum. Ich konnte darüber bei meiner Tiroler Brauchtumsaufnahme zahlreiche Aufzeichnungen machen.[337] Es kann auch gar kein Zweifel darüber bestehen, daß die Südtiroler „Stampe" eine Perchtengestalt ist und keine Abart der Trud. Das zeigen die Berichte der älteren Tiroler Sagensammlungen[338] ebenso wie meine neuen Südtiroler Aufzeichnungen. Übrigens fehlt auch der Perchtenname in Südtirol nicht ganz. Wir finden ihn eingesprengt in das Stampe-Gebiet um Klausen als ein Restvorkommen. Südlich des geschlossenen deutschen Sprachgebietes, in den sehr

[334] E. Kranzmayer, Name und Gestalt der Frau Bercht im südostdeutschen Raum, in: Bayerische Hefte f. Volkskunde, 12. Jg., München 1940, H. 6, S. 56, veröffentlichte eine Verbreitungskarte über die Perchtennamen. Diese Karte zeigt das Gebiet der Stampe auf Südtiroler Boden. Die Karte läßt sich jedoch vervollständigen und erweitern. In einer noch unveröffentlichten Entwurfskarte über die Namen Percht und Stampe konnte ich eigene Nordtiroler Aufzeichnungen aus Vinaders und Obernberg hinzufügen. A. Dörrer, Tiroler Fasnacht, Wien 1949, S. 151, kennt auch ein Vorkommen in Tannheim, ich kann auch Nassereith und Eschenloh bei Partenkirchen ergänzen. Meine Südtiroler Aufzeichnungen erweitern das Gebiet um einen Beleg westlich von Bozen und um das Sextener Tal.

[335] In: Beiträge zur Tirolischen Dialektforschung. Der Defregger Dialekt, von Dr. Val. Hintner, Wien 1878.

[336] Zum „Trestern" vgl. R. Wolfram, Der Pinzgauer Tresterertanz, Wiener Zs. f. Volksk., 41. Jg. 1936, S. 1—15; H. Lager und I. Peter, Perchtentanz im Pinzgau, Sitzungsber. d. Akademie d. Wissensch. in Wien, Phil.-Hist. Kl., 218. Bd., 5. Abhandlung, Wien 1940; über die Huttler vgl. W. Hein, Das Huttlerlaufen, Zs. d. Vereins f. Volksk., 9. Jg., Berlin 1899, S. 109 ff.; die Rhythmen auch von mir selbst beobachtet.

[337] Eine erste Erwähnung bei L. Hörmann, Tiroler Volksleben, Stuttgart 1909, S. 202; über das Alpererfahren vgl. R. Wolfram, Von der Brauchtumsaufnahme im Lande Salzburg, Mitteilungen der Gesellschaft f. Salzburger Landeskunde, Bd. 92, 1952, bes. S. 176. Die neuen eigenen Aufzeichnungen sind noch unveröffentlicht.

[338] I. V. Zingerle, Sagen aus Tirol, Innsbruck 1891, S. 26 f.

alten Sieben und Dreizehn Gemeinden, tritt der Perchtenname abermals auf. Es steht also auch hier beides nebeneinander. Daß die Percht auch Beinamen wie die „Stampferin" führen kann ist gar nichts ungewöhnliches. So gut wie alle Gottscheer Perchtenbezeichnungen sind Doppelnamen, von denen der zweite Teil eine Nebenbezeichnung darstellt, wie die „Stoßerin", die „Mürrische" usw.

Dieser Exkurs war nötig, um die Bedeutung der Gottscheer Überlieferung ermessen zu können. Die Gottschee zeigt nämlich unter den zwölf verschiedenen Namensformen, unter denen die Percht hier auftritt, siebenmal den Doppelnamen „Stampfo-Parto", also Percht und Stampe vereint, wodurch die Zusammengehörigkeit und Gleichwertigkeit beider Bezeichnungen noch unterstrichen wird. Vor allem wichtig ist es aber, daß die Gottschee nicht die Rückentlehnung aus dem Romanischen, nämlich die Form „Stampe" verwendet, sondern die deutsche Lautung „Stampfe", die wir auch als Ausgangsform für die einstige Entlehnung ins Romanische annehmen müssen. Ich erinnere nochmals an das „Martinsgestämpfe".

Die Gottscheer Perchtenbezeichnungen kommen als „Pârto", „Pârchto", „Pâchto" vor (Merleinsraut, Ober Gras, Masern, Göttenitz, Rieg, Morobitz, Mösel), so gut wie ausnahmslos aber mit einer zweiten Benennung zu einem Doppelnamen verbunden. In einigen Fällen sind es bloß anklingende Wortbildungen, wie „Achlo Pachlo", „Eckerle Peckerle", in anderen sinnvolle und deutbare Beinamen, wie „Parchto Müllo", die mürrische Percht, oder „Tsümpo Pâchto", die Stoßerin Percht, und durch eine volksetymologische Umdeutung von „Pârto" zu „Puarto Schtompfo", die bärtige Stampferin. [339] Insgesamt stehen sieben verschiedenen Doppelnamen, in denen die Perchtenbezeichnung vorkommt, noch fünf andere Bildungen gegenüber, die aber in den gleichen Zusammenhang gehören. Und nun nachstehend die Aussagen, die ich selbst in der Gottschee noch über diese Gestalten festhalten konnte.

So gut wie überall fällt das geglaubte oder wirkliche Erscheinen dieser Gestalten in den Advent um die Nikolauszeit. Ihr Hauptattribut ist sichtlich die Hechel, das bekannte Gerät aus der Flachsbearbeitung mit seinen in einem dichten Kreis emporstehenden Eisenspitzen, durch welche die Stengel gezogen werden. Auch damit weisen sich diese Gestalten als Perchten aus, denn eine ihrer Eigenschaften in der alpenländischen Überlieferung ist jene der „Spinnstubenfrau", welche die gute und fleißige Arbeit der Spinnerinnen überprüft und Faule bestraft. In der Gottschee besteht die angedrohte Strafe im gewaltsamen Draufsetzen auf die Spitzen der Hechel und einer Entführung der Betroffenen auf diesem schmerzhaften Reitgerät. Die ausführlichste Schilderung bekam ich in Merleinsraut: „Eine Woche oder 14 Tage vor Nikolaus hat man den Kindern gesagt, die kommen alle:

Zumpo Parchto
Trullo Mullo
Achlo Pachlo
Eckerle Peckerle
Horiges Pamperle.

Dann haben die Kinder gefragt, welches ist der Richtige, der welcher die Hechel hat? Hachlo Machlo wird die Kinder auf die Hechel geben. Die Mutter hat sich manchesmal angezogen und ist hereingekommen mit der Hechel. Einer war als Krampus mit der Kette. Zu Miklaus sind viele gekommen. Voraus der Miklaus, der schöne, und viele andere hinterher, die aufgezählt sind. Alle schiech (häßlich) angezogen, auch im Gesicht. Einige waren ganz wollig mit alten Pelzen. Die Zullo Mullo und die Zumpo Parto waren

[339] Über die Etymologie der Beinamen vgl. das Gottscheer Wörterbuch von Walter Tschinkel.

Frauen. Zerrissen und bucklig. Sie haben einen Besen gehabt und allerhand Wacholder und haben gezeigt damit, und große Glocken umgehängt gehabt und damit geläutet. Einer hinten nach hat einen großen Korb auf dem Rücken gehabt, die Kinder hineinzuschmeißen. Das war Eckerle Peckerle. Sie haben Netze vor dem Gesicht gehabt oder Larven. Am besten war das Netz, da hat man (die Maskierten nämlich, meine Anm.) gut durchgesehen. Wenn sie sind kommen, sind die Kinder auf den Ofen und haben gebetet, was sie konnten. Der Miklaus hat aber immer gesagt: beten, beten, wer ist brav? Und hat die andern immer zurückgeschoben und hat sie nicht lassen."

Ähnlich Ober Gras: „Vor Nikolaus hat man die Kinder geschreckt. Der Spruch war:

Chachlo Machlo
Tschümpo Pachto
Trüllo Mullo kummit.

Sie waren garstig angelegt (angezogen), alte Pelze, alte Röcke, voraus sind sie gekommen, vor Nikolaus. Vierzehn Tage hat das gedauert für Schreck. Angezogen aber erst zu Nikolaus. Ketten zum Rasseln."

Suchen: „Bevor der Miklaus kommen ist, ist die Zachlo Machlo kommen. Wie eine Hex. Die ist beim Fenster losn (horchen) gangen. Es hat sich auch wer als solche angelegt. Einige Tage vorher. Sie sagt es Krampus und Nikolaus und sie ist auch mit dem Miklaus hint mitgangen und nur in Häuser, wo die Kinder schlimm waren."

Dem entspricht die Schilderung aus Masern: „Die Kinder hat man geschreckt, die Schtampfo Parto kommt, die wird dich hinaufsetzen auf die Hacheln. Ein paar Tage nachher, nach Nikolaus, ist die Schtampfo Parto herumgegangen mit der Hachel mit den Nägeln. Und wenn eins nicht brav war, auf die Nägel gesetzt. Sie war angezogen mit Tüchl und schäbig, für brave Kinder hat sie gestreut (Obst)." In Morobitz stellte man sich die Schtompfo Parto als dicke schwarze Frau vor, welche die Kinder mitnimmt. „Ben de et brav börscht, bört di de Schtompfo Parto ahitrugen."

Als geisterhaftes Wesen kennzeichnet sie auch ein Abdruck ihrer Gestalt in einem Felsen. Göttenitz: „Die Schtampfo Parto hat es in Göttenitz gegeben. Von den Kindern wurde sie sehr gefürchtet. Mit dieser Gestalt drohte man auch den Kindern, wenn sie nicht folgten. Schtampfo Parto kam um nachzusehen, ob die Mädchen viel und schön gesponnen haben. Die Fleißigen belohnte sie, die anderen führte sie fort. Man mußte sehr darauf achten, daß man Schtampfo Parto nicht beleidigte. Zwischen Göttenitz und Rieg war ein Stein. Dieser Stein hatte eine kleine Mulde, wie wenn ein Mensch gelegen ist. Es wird gesagt, daß auf diesem Stein die Schtampfo Parto gerastet haben soll. Von diesem Stein wußte jeder. Er war neben dem Weg. Insbesondere sind wir Kinder, wenn wir da gegangen sind, immer von den Eltern aufmerksam gemacht worden, daß die Schtampfo Parto da gelegen ist." Eine andere Aussage zeigt ihr eigentliches Wesen bereits verdunkelt. Auch in Göttenitz „machte man zu Fasching auf eine Stange einen Kopf mit Schnappkiefer und Hörnern und roter Zunge und ein Tuch darüber und ein Mann hat das getragen. Das ist die Schnåppo oder Schtampfl Parto." Masken dieser Art sind im Brauchtum weiter Teile Europas sehr gebräuchlich. In Südtirol beim Egetmannumzug tragen sie z. B. den bezeichnenden Namen „Schnappviech".

In Mösel, schon außerhalb des eigentlichen Verbreitungsgebietes, wird der Perchtenname nur mit dem Hexenwesen in Zusammenhang gebracht: „Die Schtampfo Parto soll die Oberhexin gewesen sein. Auf dem Kleckbichl ist der Versammlungsplatz. Sie haben gesagt: nun drauf und dran und nirgends an." Der bekannte Spruch der Hexen, wenn sie sich eingesalbt haben und auf dem Besen durch die Luft reiten wollen. Percht ist das keine mehr. In Klindorf verband man den Namen nur mit der Vorstellung einer häß-

lichen alten Frau. „Shi kimmat duhâr wia a Schtampfato Pârto" sagte man von einem alten Weiblein, das dahergewackelt kam.

In den von mir gesammelten Aussagen erscheinen die perchtenartigen Wesen sehr stark als Kinderschreck. Das mag damit zusammenhängen, daß ich die Aufzeichnungen hauptsächlich im Zusammenhang mit den Fragen nach dem Nikolausbrauchtum machte. Nur Göttenitz deutete die Eigenschaft der Spinnstubenfrau an, welche zu den Erwachsenen kommt. Das bestätigen auch einige Sagen bei Wilhelm Tschinkel[340] von der „Pachto Mullo": „Diese soll an drei Weihnachtsnächten von Haus zu Haus ziehen um nachzusehen, wieviel die Mädchen schon gesponnen haben. Den fleißigen spendet sie Glück und Segen, faule Mädchen hingegen müssen sich auf ihre Hechel setzen und dorthin reiten, wohin sie die Pachto Mullo führt."

Nicht sehr reichhaltig ist, was aus der übrigen *Adventszeit* berichtet wird. Man ging zu den Roratemessen Montag, Mittwoch, Freitag oder Samstag, wobei ein brennender Span beim Kirchgang als Leuchte diente (Mösel). „Es war eine ‚Sonntagsmesse' mit festlicher Beleuchtung in der Kirche. Jeder Gottesdienst wurde von mindestens einem Mitglied der Familie besucht" (Göttenitz). Mannigfache Vorbereitungen für Weihnachten erfüllten die Abende, z. B. das Anfertigen der Girlanden aus buntem Papier für den Schmuck des Herrgottswinkels oder Christbaumes. Schweineschlachten sorgte für die entsprechenden Nahrungsvorräte. Vom Schneiden und Einwässern der Barbarazweige wird aus einigen Orten berichtet, z. B. Ebenthal, Stadt Gottschee, Lienfeld, Grafenfeld. Blühten sie bis Weihnachten auf, ging ein Wunsch in Erfüllung. Im übrigen sollen es früher Schlehdornzweige gewesen sein, später erst Zweige von Kirschbäumen. Das Keimenlassen einer Tellersaat tritt auffällig zurück gegenüber der slawischen Umgebung. Ich besitze Nachrichten aus Schalkendorf, Lienfeld, Grafenfeld und Göttenitz. Die letztere sei angeführt: „Beim Luzienweizen stellte man in die Mitte eines kleinen Tellers ein Trinkglas. Rundherum gab man Weizenkörner, die man dann anfeuchtete, so daß sie keimten. Bis zu Weihnachten hatten die Keime etwa eine Höhe von 5 bis 8 cm rund um das Glas herum. Diese Tellersaat wurde dann zur Krippe gestellt. In das Glas gab man Öl, auf dem ein ewiges Lichtlein schwamm. Dies brannte während der ganzen Weihnachtszeit bei der Krippe, Tag und Nacht." Bemerkenswert ist, daß der Luzientag sonst keine weitere Rolle spielt.

Der in ganz Österreich verbreitete Brauch des „Herbergsuchens" oder „Frautragens",[341] den auch die Slowenen kennen, fand ich in der Gottschee bloß in Reichenau bezeugt. Dabei wird eine Marienstatue von Haus zu Haus getragen, bleibt über Nacht und wird verehrt, am nächsten Abend wandert sie dann weiter.

Die sehr bekannte Wettervorhersage für die Monate des kommenden Jahres entsprechend dem Wetter einer weihnachtlichen Zwölftageperiode gab es auch in der Gottschee. Jedoch nicht nur — wie sonst meist — nach der Witterung der Tage in den eigentlichen Zwölften zwischen Weihnachten und Dreikönig, sondern auch den zwölf Tagen vor Weihnachten; so z. B. in Masereben und Morobitz.

3. Eine Weihnachtsschilderung

Ehe die Einzelheiten des eigentlichen Weihnachtsfestes in eigenen Abschnitten besprochen werden, ist es vielleicht angezeigt, eine Gesamtschilderung anzuführen, die einen Überblick und Eindruck von dieser hohen Festzeit des Jahres gibt, wie sie in der Gottschee gefeiert wurde. Dies um so mehr, als sie von einem ganz vorzüglichen Ge-

[340] „Gottscheer Volkstum", S. 45 f.

[341] Vgl. R. Wolfram, Das Frautragen, Mitteilungen der Gesellschaft f. Salzburger Landeskunde, Bd. 97, 1957, S. 173—190; Österreichischer Volkskundeatlas (ÖVA), 4. Lieferung Wien 1971, Karte 71, Herbergsuchen und Kommentar dazu.

währsmann aus einer am Hergebrachten hängenden Familie stammt. Es war der schon mehrfach zitierte 1881 geborene und leider schon verstorbene spätere Mittelschulprofessor Peter Jonke aus Ober Mösel. Nachstehend meine Mitschrift seiner Worte:

„Das Brauchtum ist in den verschiedenen Familien unterschiedlich gehalten worden. Im Hause der Jonkes (in Mösel) ist am meisten üblich gewesen.

Zu Weihnachten hat man einen ‚Winkel' gemacht. Die Wand herum wird mit Zweigen geschmückt. Das ‚Winterlaub' war hier viel Efeu und Sinngrün. Oben war immer ein großer Kranz von Efeublättern, der wurde auch geschmückt mit Blumen und selbstgemachtem Zeug und den vier Kerzen. Der Kranz hat nie gefehlt. Aber den Namen (gemeint ist der Adventkranz) kannte man nicht. An den Sonntagen wurden die Kerzen auch entsprechend angezündet, eine Kerze am ersten usf. Das ist von 1885 an sicher schon belegt (!) und ist geblieben.

Die Vorbereitungen für Weihnachten waren abends und haben immer die letzten drei Wochen in Anspruch genommen. Man hat ein Brett in Dreiecksform ausgeschnitten. Dann mußte man Moos vorbereiten. Das geschah schon im November, damit es trocken war. Daraus hat man einen ‚Berg' gemacht. Das Moos wurde aufsteigend aufgelegt. Auf Stäbchen hat man die Figuren ins Moos hineingesteckt, wenn es Kunsterzeugnisse aus Papier waren. Holzfiguren haben nur wenige gehabt. In der Mitte ist die Geburt Christi. Da legt man eine kleine Puppe hinein. Die Krippe dazu hat man selbst gemacht aus Brettchen. Beinahe jedes Jahr wurde sie neu gemacht. Die Bildln an einem Staberl steckte man ins Moos. Die kleine Puppe haben die Mädchen gemacht. Die Mutter des Kindes, auch eine Figur, mußte daneben stehen. Auch sie war von den Mädchen verfertigt. Der Kopf war aus einem gefüllten Sackerl. So war es in den ganz alten Häusern. Später hat man im Handel von der Industrie die Köpfe gekriegt, der Maria. Eine Krone wurde aus Goldpapier ausgeschnitten und kam auf den Kopf, in der Hand hatte sie ein Goldszepter, das hat den Flimmer erzeugt. Und herum wurden die passenden Figuren aus dem Bilderbogen aufgestellt. Die Bergform war dazu da, daß jede Figur zu sehen und keine verdeckt war. Der Stern ist oben an einem Draht heruntergehangen mit einem Schweif. Dazu ein Öllamperl, das ewige Licht. Das Heilige ist immer ans Licht gebunden. Für den Schmuck hat man verschiedene Dinge genommen, Mark aus Gräsern des Moores, verschieden geformt. Das mußte auch gemacht werden, ehe die Moore frieren oder der Schnee kommt. Eine Papierkette aus Glanzpapier mußte zu Weihnachten sein, schon im Winkel. Den rückwärtigen leeren Teil hat man so ausgenützt. Die Kette ist dann (später) hinaufgewandert auf den Christbaum.

Der erste Christbaum ist nicht gestanden, sondern an der Decke gehängt. Es gibt eine Schilderung davon aus dem Jahre 1893 oder 94. Der Cousin von mir (Jonke) hat den ersten Weihnachtsbaum (in Mösel) aus Linz gebracht. Als der Christbaum kam, hörte die Krippe auf. Das ganze Dorf bestaunte den neuen Christbaum, Lehrer und Wirt haben ihn dann nachgemacht. Die Bauern aber blieben noch weiter bei ihrer Krippe.

Zu Weihnachten wird auch die Kirche ausgeschmückt mit Kunstblumen, prachtvoll. In den gewöhnlichen Zeiten des Jahres stehen drei höhere Leuchter rechts und drei links und dazwischen zwei niedere. Bei großen Gottesdiensten brennen die großen. Zu Weihnachten ist die Kerzenzahl vermehrt, vier große auf jeder Seite und kleine auch mehrere. Oben Kerzen auf Armleuchtern. Die Pracht muß im Licht auch sein. Es gibt Kugeln, die hinten hohl sind, und da hinein kommen Öllamperln. Sie leuchten von abends bis zum Segen am nächsten Tag, etwa 15 Stunden. Und am Sylvesterabend bis zum Neujahrstag und zu Dreikönig am Hochgottesdienst. Wo sonst nichts ist, sind nun diese vielen färbigen Hohlkugeln. Auf beiden Seiten des Tabernakels sind immer analoge Farben. Und ein Ersatz für die Flügelaltäre, ein Bild, das gehoben werden kann. Dann sieht man die Altarbilder. In Mösel ist der heilige Bernhard. Zu Weihnachten wird der Heilige

heruntergestellt und dann kommt eine prachtvolle Mariengestalt hinauf mit einem wunderschönen Kopf mit gläsernen Augen. Die hält ein Kind auf dem Schoß. Die Kirche hat noch zwei Luster aus Venezianerglas mit Kerzen. Das brennt alles bei der Messe zu Mitternacht und am Tag.

Der 24. Dezember wurde als strenger Fasttag gehalten. Bis Mittag war absolutes Enthaltungsfasten, nachher nur Enthaltung von Fleischspeisen.

Am Weihnachtsabend können es die Kinder kaum erwarten bis es finster wird. Man muß den Stall rechtzeitig fertigmachen, daß man nicht mehr herunterzugehen braucht. Dann kommt das Räuchern, auch im Stall und in der Stube. Das macht meist der Hausvater oder die Mutter. Dann ist das Nachtmahl. Alles ist in Hochspannung. Wie die Küche fertig ist, tut man noch ein bißl reden. Um sieben Uhr kommt das schöne Läuten, eine ganze Stunde lang. Bei drei Glocken kann man viel variieren. Zuerst die große Glocke allein. Dann eine Pause, dann die mittlere, das war die Wetterglocke. Dann die kleine Glocke, die auch die Sterbeglocke ist. Das alles war für sich allein geläutet. Dann läutet die große und die kleine zusammen, dann die Wetterglocke und die kleine. Und dann kommt das ‚Klenken' mit Handbedienung. Mit der großen wird geklenkt (angeschlagen) und in ihr Klenken hinein läuten die zwei anderen. Dann wird die Wetterglocke geklenkt und die anderen gezogen. Dann die kleine geklenkt und die beiden größeren gezogen. Dann wird bei allen dreien geklenkt. Zunächst eine allein auf den gleichen Ton, dann abwechselnd hoch, mittel und tief. Dann in zwei Tönen abwechselnd: hoch, tief, hoch, tief usw. Bei Kupferglocken klingt es noch lang. Das Volk horcht sehr darauf. Wenn nach dem Ziehen der Klöppel noch nachschlägt, gilt es als ein schlechtes Zeichen. Da horcht alles mit Andacht.

Um acht Uhr ist das aus und nun ist man schon gestimmt. Da wird der Rosenkranz gebetet. Den freudenreichen kniend, und das dauert zwölf bis dreizehn Minuten. Dann kommen die einzelnen Gebete und jedes mit einem Vaterunser und gegrüßet seist du Maria verbunden. Ein Gebet sitzend: ‚Du heiliger Andreas, beschütze unser liabes Güatle' (Vieh). Dann das Vaterunser und Gegrüßet seist du. ‚Heilige Mogréatitzle' (Margaretha) . . . (das ist gegen Schlangenbiß und Ungeziefer) und noch andere. ‚Hl. Leonhard, beschütze unsere Pferde' (denn er ist der Pferdemann). Alles zusammen dauert eine gute halbe Stunde.

Dann sitzt man gerne noch eine Zeit. Es werden a bißl Weihnachtsgeschichten erzählt. Denn zu Weihnachten geschieht allerhand. Nach dem Gebete gehen viel gern ‚lîshn' (lauschen). Man kann das im Garten machen, aber zwischen zwei Grenzen. Einen Fuß auf jeder Seite der Grenze. Dabei darf man nichts Eisernes an sich haben, Nagel im Schuh oder Knopf aus Eisen. Und man muß schweigen. Man hört singende Stimmen. Der Lackner hat gesagt: ‚durlumpabumpa dum dum dum'. Oft aber auch Rauschen, oder die Wilde Jagd, oder es kommen Geisterstimmen. Auf diesem sonnigen Hügel, wo Ober Mösel liegt, ist eine bewegte Luft, Stimmen können auch weit hergetragen werden. In Mösel ist es wärmer als in der Stadt Gottschee. Zu Weihnachten sind sie oft ohne Überrock in die Metten gegangen. Selten war ein Weihnachten ohne frische Blumen, nicht nur Schneerosen, auch Primeln. Mitunter waren die Anemonen schon heraus.

Die Leute kommen zuhar von den auswärtigen Ortschaften, die wollen ein Unterkommen für die Mette, die um elf Uhr beginnt und die, welche um zwölf Uhr beginnt. Um neun Uhr sind oft schon welche da. Dann ist die Stube voller Leute. Da wird geredet und erzählt. Auch Geistergeschichten. Eine Stunde vor Beginn des Gottesdienstes wird wieder geklenkt, aber jetzt nicht mehr eine Stunde lang, das ist das ‚Zuherläuten' zu Weihnachten. Nicht immer ist Mondschein. Wenn es finster ist, haben sie Lichter und Fackeln, wunderschön, man sieht sie von weither kommen, auch die Schwarzenbacher und Haselfelder.

Am 24. um zehn Uhr früh ‚fliegen die Tauben (Gebildbrote) aus'. Jedes Familienmitglied hat eine eigene Taube. Die Zieraten mußte man selbst hineintun. Vom ‚Shiplink', wie das Brot heißt — der Name hängt mit ‚Sippe' zusammen — muß jedes lebende Wesen etwas bekommen. Auch das Schwein bekommt etwas, denn es gehört zur Sippe auch.

Die Glockenläuter machen einen Kirchendienst. Das ist Arbeit. Oben sind keine Fenster, nur Balken, der Wind pfeift durch. Oft kommen sie ausgefroren herunter. Sie müssen dafür entschädigt werden beim Mesner. Wenn die ‚Tauben ausgeflogen sind', geht der Mesner mit einem Sack und noch einigen Begleitern reihum von Haus zu Haus einsammeln. ‚Amo, sind die Tauben schon ausgeflogen?' heißt es. Der Mesner sammelt ab: gutes Brot oder nur Schmalzrein gebacken. Mancher Bauer ist gut aufgelegt und sagt: ‚auch für die Läuter a paar Groschen' und gibt ihm noch was. Andere lösen das ganze in Geld ab, geben ihm einen Gulden. Mösel hat so 70 Häuser, von denen er was kriegt. Das Geld wird in Schnaps und Wein und Apfelmost verwandelt. Läuter sind meist fünf, mit dem Mesner sind es sechs Leute. Da geht es dann interessant zu bei dem Fest.

Bevor man in die Mettn geht, kommt ‚auf und unter den Tisch': Auf den Tisch der Shipling und die zwei ‚Nachbarn'. Diese letzteren Brote sind anders geziert. Über dem Shipling ist immer eine Krippe mit Kranz aus einem härteren Nudelteig und was eine Kerze vorstellen soll und einige besonders schön geformte Täubchen. Der erste der ‚Nachbarn' wird schon am Christtag angegenzt (angeschnitten). Die Nachbarn haben nur Täubchen als Schmuck. Der zweite Nachbar wird zu Neujahr gegessen und der Shipling am Dreikönigstag. Unter den Tisch kommen die Werkzeuge. Von allem muß was da sein, auch die Waldsäge, Geschirre der Tiere, Joch usw. Und man geht sonntäglich gekleidet in den Gottesdienst, zum Tisch kommen auch die Kleider der Angehörigen. Zuerst geht das Mannvolk aus der Stube. In der Früh werden die Kleider angezogen, nach dem Gottesdienst abgeräumt.

Die Mettn ist um zwölf Uhr Mitternacht. Nach Hause kommt man müde und erfroren. Da muß man doch sich mit etwas erwärmen. Da wird Krambambuli gemacht oder Schnaps getrunken. Die Stamperl eingeschenkt, angezündet und mit einer alten Gabel ein Stück Zucker darübergehalten. Der zischt tropfenweise hinein und wird dann geschleckt. Dann geht man ins Bett. Die Messe am Christtag ist schon um sieben Uhr, eine Doppelmesse. Innerhalb von acht Stunden sind es drei Messen, die der Geistliche feiert. Stille Messen und ein großes Amt, in der Früh auch. Um sechs Uhr ist schon alles auf, weil vorher noch ein Frühstück ist. Man hat nur vier Stunden Schlaf gehabt. Wenn man zur Mitternachtsmesse geht, muß einer als Gâmer oder Gâmerin oder Gâmerle (Wächter) zu Haus bleiben. Im Haus selbst ist keine Mettenkerze üblich.

Am Christmorgen gibts ‚Waklaisch Oahrn' (die Ohren des Ferkels), vom Ferkel der Kopf wird genommen. Der wird waagrecht gespalten, die untere Hälfte ist die Kaie, die obere senkrecht in zwei geteilt, das ist je ein Ohr. ‚Am Chrischttuge Waklaisch Muge' (Magen). In Mösel haben sie den Kopf aber zu Mittag gegessen, nicht am Morgen. Den Magen hat man gefüllt und am Stephanstag gegessen.

Der Christtag war hochheilig. An ihm durfte keinerlei Arbeit verrichtet werden außer dem Füttern des Viehes. Beim feierlichen Segenamt am Nachmittag wurde die Lauretanische Litanei gesungen.

Am Stephanitag müssen die Pferde ausgeritten werden, wenn der Morgen graut. Zum Frühstück sind sie wieder da. Der Reiter will auch protzen und reitet bis Reintal oder Römergrund (7 km). In die Richtung Schwarzenbach reitet man nicht, man bleibt in der Pfarre. Vielleicht auch weil es da stark abwärts geht.

Am Johannestag ist ‚Hanaischshegn' (Johannessegen), wer einen Weingarten hatte. Das ist ein Werktag, aber doch eine kirchliche Besonderheit. Etwas mehr Leute als sonst

gehen in den Gottesdienst. Auch jüngere Leute, nicht ganz selbstlos. Nach der Messe gibt es immer noch Weiblein, die streuen draußen — vor der Linde ist ein großer freier Platz — Hasel- und Walnüsse und einige Münzen. Dazu rufen sie: ‚Kinder, klaubat, Buam klaubat, Madl klaubat' usw. Die Erwachsenen warten bis die Kinder etwas haben.

Der Unschuldige Kindertag (28. XII.) ist der ‚Pishntak'. Ein nutzer Pishner muß eine schöne Pishnrute haben. Die schönste ist die, die färbig ist. Die gelbe Weide, die Bindweide. Vier Ruten werden genommen, je zwei gegenüberliegende werden abwechselnd geflochten. Man kann damit niemand weh tun. Sie sind sehr weich. Die Größeren, das Jungvolk, haben die Ruten in der Tasche und ziehen sie heraus, sobald ein Mädel ihnen begegnet. Das Mädel ist auch froh, wenn es Beachtung findet von einem netten Dorfburschen. Die Ruten sind immer zwei und zwei geflochten. Unten mit einem dünnen Weidenzweigerl spiralig umwunden. Die unteren Enden sind schön, ein wenig schräg abgeschnitten. Das spiralige Winden ist so, daß ein Ende hineingesteckt wird und dann herumgewunden, das andere Ende wieder hineingesteckt. In Moschen sagt man ‚schnappen' zu dem Brauch, in Mösel ‚pishn' und in Verdreng ‚leaschtn'. Da wo die Jonkes zu Hause sind, hört man das ‚leaschtn' oft als ‚leaschkn'.

Das Aufbreiten von Weihnachtsstroh in der Stube ist in Mösel nicht üblich.

Zu Neujahr ist das Tür Aufmachen und Hereinstreuen von Obst und dabei rufen: ‚Kinderlein, Rindrlain, Lamplain, klaubet'. In der Früh ist das Neujahrswünschen. Das geht mit einem schönen Fichtenendzweig, der drei Sprossen haben soll. Man verziert ihn mit künstlichen Blumen und Bändchen. Der wünscht, hat einen ganzen Buschen davon und gibt dem, dem er wünscht, einen Zweig in die Hand oder legt es auf den Tisch. Zuerst hält er den Wunschzweig in der Hand, sagt den Spruch, und gibt ihn dann her."

In den Weihnachtserinnerungen, wie sie mir Professor Jonke erzählte, ist manches mit einem Reichtum an Einzelheiten berichtet, wie sie nicht leicht ein anderer Gewährsmann bietet. Anderes ist wieder kürzer gefaßt oder gar nicht erwähnt, weshalb es der Ergänzungen bedarf. Sie werden in den folgenden Abschnitten zugleich mit den zusammenfassenden landschaftlichen Übersichten geboten.

4. Der Hausaltar, Krippe, Christbaum und Weihnachtsgrün

Ziemlich deutlich spiegelt sich in den Erinnerungen der Gewährsleute eine Entwicklung in vier Stufen:

a) Bloßes Schmücken der Zimmerecke rund um den Hausaltar im sogenannten Herrgottswinkel;
b) Aufstellen einer einfachen Krippe ebendort;
c) Hinzutreten des Christbaumes in der Form eines an der Stubendecke hängenden Baumwipfels;
d) Ersatz des hängenden Bäumchens durch einen stehenden Baum der heute üblichen Art.

Die älteste Stufe ist in den Berichten der Gottscheer nur angedeutet. Sie läßt sich veranschaulichen durch den Brauch der slowenischen Umgebung, die auch nur im Ostteil des Landes die alte Form bewahrt hat. Dort gab es zuerst nur das sogenannte „Paradies" (paradiž) oder „Weihnachtsparadies" (božični paradiž), im Nordosten auch „Betlehem" genannt. [342] Der Winkel in der Stubenecke über dem Eßtisch, in dem sich der kleine Hausaltar befindet, wird geschmückt. Einbezogen sind die Wände zu beiden Seiten und ein Stück der Stubendecke darüber. Verwendet wird Pflanzenschmuck (Tannenzweige, Efeuranken), Kunstblumen, Kränze und Papiergirlanden. Auch die Heiligenbilder und das Kruzifix sind geschmückt, Girlanden hängen von der Decke, vor dem Kruzifix wird

[342] Frdl. Mitteilung von H. Ložar-Podlogar.

oft ein Kranz mit einem Hl. Geist in der Mitte schwebend aufgehängt. In den Zweigen, welche die beiden Wände und ein Stück der Stubendecke verkleiden, sind vergoldete Nüsse und rote Äpfel befestigt.[343] Die Mitteilungen, welche ich den slowenischen Kollegen verdanke, besagen ausdrücklich, daß dieses „Paradies" vor der vom Westen vordringenden Krippe im Rückzug begriffen ist.

Wir haben damit die Möglichkeit, die beiden ersten Stufen des weihnachtlichen Stubenschmuckes der Gottscheer zu beurteilen. Bemerkenswerterweise scheint die Weihnachtskrippe in ihrer höchst einfachen Art, wie sie Professor Jonke in seiner Schilderung beschrieb, in der Gottschee bereits überall vorhanden gewesen zu sein, während sie sich in der slowenischen Umwelt erst langsam einbürgerte und erst in jüngster Zeit allgemein durchdrang. Diese Priorität der Gottscheer dürfte auf den doch verhältnismäßig lebhaften Kontakt mit dem binnendeutschen Gebiet zurückzuführen sein, wo die Kirchen- und dann Hauskrippe vor allem in der Barockzeit ihre Blüte erlebte. Da die Krippe nach Aussage der slowenischen Forscher vom Westen aus das Land eroberte, war dies sichtlich ein anderer und jüngerer Einflußstrom, der wohl nicht von der Sprachinsel ausging.

Die alte, einfache Art des Stubenschmuckes schimmert in den Gottscheer Beschreibungen allenthalben durch. Schon Professor Jonke sprach davon, daß man einen „Winkel" machte und die Wand herum mit Zweigen schmückte,[344] besonders auch Efeu und Sinngrün. Beim großen Efeukranz, „der nie fehlte", tritt nun — nur bei diesem Gewährsmann — die merkwürdige Nachricht von den vier darauf gesteckten Kerzen auf, die wie beim Adventkranz in steter Steigerung an den Sonntagen angezündet wurde. Das soll schon 1885 so gewesen sein, obwohl der Adventkranzname nicht bekannt war. Der anscheinend um 1870 in Norddeutschland entstandene Adventkranz[345] kam erst um 1920 nach Wien, hatte aber verschiedene deutsche Vorläufer. Können Gottscheer Wanderhändler so früh diese Anregung in die Sprachinsel gebracht haben? Warum dann aber nicht öfter dort bezeugt? War es eine lokale Spontanform? Das hätte aber dann zur Voraussetzung, daß zumindest der Kranz, wenn nicht der ganze Schmuck des Stubenwinkels, nicht erst kurz vor Weihnachten gemacht worden wäre, sondern schon am Beginn der Adventzeit, was nicht belegt ist. Oder ist es eine Fehlerinnerung des zur Zeit der Aufzeichnung 72jährigen Gewährsmannes, der schon lange von seiner Heimat fort war? Allerdings zeigte sich sonst Professor Jonke sehr genau in seinen Angaben. Klarheit ist hier nicht mehr zu erhalten.

Auch aus anderen Gottscheer Ortschaften hören wir immer wieder vom Ausschmücken des Winkels: „Früher Laub in der Ecke, kein Baum" (Hohenegg); „den Herrgottswinkel mit Tannenästen hergerichtet, Äpfel und Nüsse darauf, wenig Christbäume" (Mösel); „Christbaum erst seit 1898. Oder nur Winterlaub (Efeu) und Tannenäste" (Lichtenbach); „da haben sie Äste aufgenagelt in den Herrgottswinkel, Blumen hinauf und Äpfel" (Neugereut bei Unterlag); „den Herrgottswinkel hat man bekränzt, es war

[343] Es ist die Frage, ob das schon ein vorausgeeilter Einfluß vom Christbaum als Gabenbaum ist, auch wenn dieser selbst noch nicht bis zu den Slowenen gekommen war. Andererseits spielt gerade der rote Apfel im slowenischen und ungarischen Weihnachts- und Neujahrsbrauch eine besondere symbolische Rolle, die sichtlich alt ist und unabhängig vom Gabenbaum. Hier spiegelt sich wohl die Eigenschaft des Apfels als Lebensfrucht, nicht im Sinne des biblischen Erkenntnisbaumes, sondern in jenem der alten Unsterblichkeitsspeise. Das sollte einmal vergleichend untersucht werden. Ob ich diesen Plan noch selbst ausführen kann, wird von der mir noch zugemessenen Frist und Arbeitskraft abhängen.

[344] Ansätze dazu gab es auch anderswo. Für das Salzburgische vgl. K. Adrian, Von Salzburger Sitt' und Brauch, Wien 1924, S. 30; für Norwegen: H. Celander, Nordisk Jul, Stockholm 1928, S. 137.

[345] Vgl. dazu R. Wolfram, Adventkranz, Kommentar zu den Adventkranzkarten des ÖVA.

impulsiv" (Lienfeld); „vom Christbaum hat man nichts gewußt in den 1870er Jahren. Nur im Eck Bilder, Verzierungen, ein Altartrühele, eine Krippe" (Prerigl).

Die Krippe war das zweite Element, das sich in der Gottschee zur Zeit, in welche die Erinnerungen der Gewährsleute und ihrer Eltern hinabreichen, sichtlich schon überall mit dem „Autar' (Altar), wie der Herrgottswinkel im Volksmund ja eigentlich heißt, verbunden hatte. Ihr Aufbau wurde mir auch in Lichtenbach und Merleinsraut in ganz ähnlicher Weise wie von Professor Jonke geschildert: das schräggestellte dreieckige Brett, belegt mit Moos, das man holen mußte, ehe der Schnee fiel, und hineingesteckt die aus Papier ausgeschnittenen Figuren, Hirten, Lämmer usf. Alles umgeben von Grün, farbigem Papier und Kunstblumen. Auch das Öllicht, das vor der Krippe brennt, ist erwähnt.

Eindeutig als neuer Brauch kam dann der Christbaum, vor dem die Krippe dann sichtlich etwas zurücktrat, wie das auch Jonke andeutete. Die erste Form, in welcher der Christbaum auftrat, war jene des an der Stubendecke hängenden Wipfels, später erst trat die Wandlung in den üblichen stehenden Baum ein. Die Gottscheer Nachrichten lassen das noch gut erkennen.

In seinem 1895 erschienenen grundlegenden Buch schreibt A. Hauffen (S. 64): „Die schöne Sitte des Christbaumes kennt der Gottscheer, wie der Krainer, überhaupt nicht. Sie ist nur langsam nach dem Süden vorgedrungen und z. B. bei den deutschen Bürgern Laibachs erst vor etwa 25 Jahren eingeführt worden", das wäre demnach um 1870. Die Aussagen meiner Gottscheer Gewährsleute bestätigen dies mehrfach, sie wußten davon noch ein Halbjahrhundert später. „Als wir Kinder waren (um 1870) hat man vom Christbaum noch nichts gewußt. Es gab nur im Eck Bilder ..." (Prerigl). Der zur Zeit der Aufzeichnung 91jährige Gewährsmann aus Gehag bei Tschermoschnitz erinnerte sich, daß der Christbaum in seinem Heimatort um 1880 auftauchte. In Lichtenbach gab es den ersten Baum 1898 und nach Ober Mösel brachte ihn Professor Jonkes Vetter aus Linz 1893 oder 1894, ohne daß sich das Vorbild zunächst weiter als auf den Lehrer und den Wirt ausgewirkt hätte. Daß es früher keinen Baum gab, wußte man auch noch in Hohenegg, Tschermoschnitz, Nesseltal, Ober Deutschau. Wie es einem Fragenden oft geht, zeigte Verdreng. Einem Gewährsmann galt der Christbaum als immer schon vorhanden, ein anderer wußte aber noch, daß es zur Zeit seiner Eltern noch keinen gegeben hatte.

Zunächst treffen wir den an der Stubendecke aufgehängten Wipfel.[346] Bezeichnend sind die Angaben aus Masereben: „Den aufgestellten Baum haben erst die Jungen jetzt angefangen (1941 aufgezeichnet). Der Christbaum ist ein Fichtenwipfel, der aufgehängt wird. So vier bis fünf Äste, wie sie das Glied eben gehabt hat. Und oben zusammengebunden und Äpfel dran. Am Wipfel rundum ein Papierkranz. Oben war er, wie er gewachsen ist. Der Wipfel ist mit einer Schnur an der Decke aufgehängt." Diese zu einem mehr oder weniger runden Gebilde zusammengebundenen Äste erwähnen mehrere Quellen, z. B. Suchen: „In alten Zeiten hat man die Äste zusammengebunden, mehr bauchig, und oben an der Decke aufgehängt"; Göttenitz: „Der Christbaum ist auf dem Tisch aufgestellt. Wo alte Leute waren, da bestand er auch aus einem Wipfel, der an der Stubendecke aufgehängt war. Die vier Äste, die einen Astkranz bildeten, waren zusammengebunden. Das Ganze hat man geschmückt mit Äpfeln, Blumen, Sternen." Von einem mit dem Wipfel abwärts hängenden Baum, wie er außerhalb der Gottschee auch vorkam, konnte ich nichts erfragen. Hingegen wurde betont, daß am bauchig zusammengebundenen, hängenden Wipfel keine Kerzen waren: „In der Zeit von meinem Aufwachsen (etwa um 1880) haben sie nur den Wipfel hinaufgebunden und unter die Decke gehängt. Keine Lichter waren oben, nur Äpfel. Das war, bevor ich in die Schule gegangen bin. Dann

[346] Masereben, Morobitz, Suchen, Göttenitz, Schalkendorf, Rieg, Masern, Ober Gras, Ober Mösel, Koflern, Merleinsraut, Lienfeld, Grafenfeld.

kam der stehende Baum" (Masern). Gehag bei Tschermoschnitz kannte den stehenden Baum bereits um 1880.

Die Verbreitung des hängenden Bäumchens in Europa verläuft in einem großen Bogen, der im Süden in der Gottschee beginnt. In Slowenien gehört das Bacherngebirge in der ehemaligen Südsteiermark zum alten Verbreitungsgebiet, Kroatien kennt das hängende Bäumchen schon nicht mehr. Hingegen finden wir es in Österreich im östlichen Kärnten, einem großen Teil der Steiermark und im Burgenland. Der weitere Verlauf der Verbreitung ist außerhalb Österreichs. Er geht nach Mitteldeutschland, West- und Süddeutschland, bezieht auch Sprachinseln und etliche westungarische und tschechische Gebiete ein. Ich habe dies in meinem Kommentar zur Karte 29 des Österreichischen Volkskundeatlasses „Weihnachtsgrün — Sonderformen" näher ausgeführt.[347] In dieser Arbeit konnte ich auch auf zahlreiche Beispiele dafür hinweisen, daß auch ein verhältnismäßig junger Brauch wie der Christbaum in Österreich in die alte Glaubenswelt hineinwachsen kann. Das zeigt sich auch in der Gottschee. Durch seine Verbindung mit dem Weihnachtsfest ist er eben doch kein gewöhnlicher Baum mehr. Daß aus dem Astquirl Sprudler gemacht werden, wäre nicht weiter verwunderlich. Katzendorf, Mrauen, Unterlag und Neugereut bezeugen dies in ähnlicher Weise wie die Alpenländer. Suchen fügt aber noch etwas hinzu, das über das rein Praktische hinausreicht: „Für das Erdäpfel- oder Sterzrühren hat man das untere Stück genommen, wo das dicke Ende ist mit den Ansätzen von vier oder fünf Asteln, und geschält. Denn das ist gesegnet." Und weiter wird aus Suchen berichtet: „Den Christbaum hat man nach Dreikönig auf den Apfelbaum geworfen. Wenn er oben blieb, dann wurde es ein gutes Jahr." Ähnlich in Gehag und Merleinsraut: „Den Christbaum hat man dann unter die Obstbäume oder hinauf auf einen Apfelbaum gegeben, daß viel Obst wird." Ganz Ähnliches konnte ich z. B. auch in der Umgebung von Graz aufzeichnen. In Rieg nahm man den kleinen Fichtenzweig zum weihnachtlichen Weihwassersprengen auch vom Christbaum und verbrannte ihn hinterher. Göttenitz und Koflern aber hoben den Christbaum auf und stellten ihn unter das Dach. Dort blieb er das Jahr über und wurde erst verbrannt, wenn der nächste Baum kam. Darin spiegelt sich sowohl ein Kontinuitätsdenken wie sichtlich auch ein Glaube an eine beschützende Kraft des Wipfels; hier nicht direkt ausgesprochen, wohl aber in etlichen Aufzeichnungen, welche ich in Salzburg machen konnte, aber auch anderen Bezeugungen aus der Steiermark, Niederösterreich und bis Norddeutschland. Somit ist Ähnliches wohl auch für die Gottschee anzunehmen.

Noch eines besonderen Schmuckes der Weihnachtsstube ist zu gedenken, einer Heiligengeist-Taube, welche in dieser Zeit über dem Tisch hing. Das Besondere dabei ist, daß die Schnur, an der sie hing, über zwei Aufhängeösen hinaus verlängert war bis zur Schnalle der Stubentür. Wenn jemand den Raum betrat, senkte sich die Taube gegen den Tisch zu und ging beim Schließen der Türe wieder in die Höhe. Nachrichten darüber habe ich aus 20 Orten.[348] Die Taube war üblicherweise aus Holz geschnitzt, in Gehag bei Tschermoschnitz ist auch Birkenschwamm als Herstellungsmaterial bezeugt. Mairle verfertigte die Taube aus der Schale eines ausgeblasenen Eies als Körper. An ihr befestigte man einen aus Teig geformten Kopf, dazu Flügel und Schwanz aus Papier.

5. Der Weihnachtstisch, Gebildbrote

In der Gottschee wurde der Tisch als etwas Heiliges betrachtet, „fast wie ein Altar", wie sich ein Gottscheer ausdrückte. Bei einer Feuersbrunst rettete man ihn als erstes.

[347] „Christbaum und Weihnachtsgrün", S. 17 und 40 ff.

[348] Masereben, Ebenthal, Mösel, Göttenitz, Langenton, Rieg, Steinwand, Pöllandl, Komutzen, Unter Loschin, Ober Gras, Reichenau, Warmberg, Gehag bei Tschermoschnitz, Mairle, Koflern, Merleinsraut, Prerigl, Masern, Tschermoschnitz.

Zum Räuchern von Kranken verwendete man einen Span, den man aus der Unterseite der Tischplatte herausschnitt. [349] Manche alten Tische waren daher unten ziemlich ausgefasert und gekerbt. Es wäre auch undenkbar, daß sich jemand auf die Tischplatte gesetzt hätte. [350] Um das Tischbein führte man in der Gottschee auch neugekaufte Hühner, um sie mit dem Hause zu verbinden. Bei Unwetter legte man ihn abwehrend mit den Füßen nach oben ins Freie. Diese Heiligkeit des Tisches gipfelt in der Gottschee zur Weihnachtszeit. „Abends wurde der Tisch geschmückt. Man nahm das schönste Tuch, legte darauf Rosenkränze und Gebetbuch und stellte die Kerze von Lichtmeß darauf. Auf den Tisch kam auch der ‚Shipling' und ‚Nochbar' und die schönsten Kleider. Unter den Tisch legte man die Hacke, das Butterfaß und kleine Geräte" (Lichtenbach).

Das entspricht genau der Schilderung Jonkes vom Herrichten des Tisches, ehe man in die Mitternachtsmesse geht. Ähnliche Berichte kommen aus der ganzen Gottschee, ich verfüge über solche aus 36 Ortschaften. [351] Auch Hauffen gab (S. 64 f.) eine Aufzählung der Gebildbrote und aller Gegenstände, die in den drei Weihnachtsnächten auf oder unter den Tisch kamen: „Alle diese Gegenstände werden dadurch geweiht, und wer später etwas davon bei sich trägt, über den haben die Hexen keine Macht." Die Kleider und kleineren Gegenstände lagen auf dem Tisch, die großen Geräte, wie Milcheimer, Pflug, Joch, Sense usf., unter dem Tisch.

Die Zahl und Art der Gegenstände, welche in den drei Weihnachtsnächten mit dem Tisch in Berührung gebracht wurden, schwankt in den Angaben etwas, zumal die Aufzählung nicht immer vollzählig ist. Unter den Gegenständen, die besonders häufig genannt sind, finden wir die Kleider (15 Erwähnungen), das Ochsenjoch (18 Erwähnungen), die Sichel (11 Erwähnungen), den Butterkübel (12 Erwähnungen) und ähnlich der Melkeimer, die Hacke (7 Erwähnungen), die Schlüssel (9 Erwähnungen, dabei mehrmals, daß man die Schlüssel übers Kreuz legte), ferner Viehkette, Pflug, Wetzstein und Backschüssel. Nicht weniger als 17mal berichteten die Gewährsleute von Getreidekörnern; [352] und zwar meist „von jeder Gattung Getreide", auch Kartoffeln. Es handelt sich stets darum, daß sie dem künftigen Saatgut beigemengt werden, den Segen also auf dieses übertragen. Wegen der Wichtigkeit dieses Brauches führe ich drei Schilderungen im Wortlaut an:

Göttenitz: „Die Weihnachten kommt alles auf und unter den Tisch und von jedem ein Kleidungsstück, die Schlüssel alle vom Haus und übers Kreuz, die Rosenkränze, von jedem Getreide eine Handvoll (für die Aussaat). Shipling mit Taube und Kranzl in der Mitte, den legt man dann in den Korb und es wird ausgesât aus dem Korb. Das ist gegen Ungewitter und für den Segen Gottes. Auch Tauben für die Kinder werden gebacken."

Masern: „Unter den Tisch kommt Hacke, Sichel, Sense, die zwei Joche und der Shloikar (Milchtopf), wo man die Milch hineinmelkt. Auf den Tisch gibt man das Gewand, zwei Kerzen, Schlüssel und geweihtes Wasser. Das geschieht alle drei Weihnachtsnächte. Der Shipling muß bleiben alle drei Weihnachtstage (bis Dreikönig). Am Ende wird den Kühen davon auch was zu fressen gegeben. Von jeder Person kommt ein Kleid hinauf auf den Tisch und das wird dann angezogen, dann gehen die schlechten Leute

[349] Frdl. Mitteilung von Dr. Walter Tschinkel.

[350] Ähnlich empfindet auch der österreichische Bauer. In Ungarn durfte man sich nicht einmal mit den Ellbogen auf den Tisch stützen, sonst bekam man einen Ausschlag oder die Küken wurden verkrüppelt.

[351] Masereben, Masern, Ebenthal, Morobitz, Mösel, Altlag, Grafenfeld, Lichtenbach, Rieg, Wetzenbach, Suchen, Göttenitz, Tschermoschnitz, Nesseltal, Oberdeutschau, Verdreng, Mittergras, Katzendorf, Mrauen, Stockendorf, Steinwand, Ober Gras, Reichenau, Ober Mösel, Lienfeld, Warmberg, Komutzen, Mairle, Koflern, Kukendorf, Gottschee-Stadt, Gehag bei Merleinsraut, Pöllandl, Seele, Unterlag.

[352] Morobitz, Wetzenbach, Suchen, Nesseltal, Oberdeutschau, Verdreng, Rieg, Steinwand, Ober Gras, Reichenau, Göttenitz, Mairle, Kukendorf, Mösel, Lienfeld, Grafenfeld, Altlag.

nicht zu den Menschen. Wer ein Messer bei sich hat, das an den drei Weihnachtsabenden unter dem Tisch gelegen ist, dem können die Hexen nichts an. Der Schwiegervater hat so ein Messer gehabt. Da ist er um drei Uhr früh durch den Wald gegangen in ein Nachbardorf, und da hat er gehört rufen: ‚pack ihn, pack ihn'. Und eine andere Stimme hat gesagt: ‚Ich kann nicht, der hat das Messer bei sich.' Und da ist er umgekehrt und heimgegangen. Das hat er oft erzählt."

Rieg: „Man hat einen Shipling gepacht (gebacken), der war alle drei Weihnachtsnächte auf dem Tisch bis zu Dreikönig. Der Nachbar (ein anderes Gebildbrot) hatte in der Mitte eine große Taube und herum einige kleinere. Auf dem Tisch waren Oberkleider von Mann und Frau, Kerze, geweihtes Wasser, Rosenkranz, Gebetbüchl und vom Saatkorn eine Handvoll von jeder Gattung, auch Kukuruz. Unter dem Tisch war das ganze Pferdegeschirr, Ochsenjoch, Hacken, Viehketten, das Butterfaß und der Milchsechter. Wenn man mit dem Weihwasser (zum Sprengen im Haus) kommt, muß das schon da sein. Abends von sieben bis acht haben sie mit den Kirchenglocken geklenkt, wenn das angefangen hat, haben die Leute mit dem Weihwasser gesprengt. Sie haben vom Christbaum ein Fichtenzweigerl zum Sprengen genommen. Jeder hat sein Brautkleid hingelegt auf den Tisch und er seine Bräutigamshosen. Das hat man auch gemacht die drei Nächte vor der Hochzeit."

In dieser letzten Nachricht vom Hochzeitsgewand kommt die Heiligkeit des Tisches besonders schön zum Ausdruck, zumal sie auch außerhalb der Weihnachtszeit in den drei Nächten vor der Hochzeit wirksam gedacht wird. Um gleich bei den Kleidern zu bleiben: in Altlag berichteten sie mir, „wenn jemand in diesem Jahre von der Familie stirbt, soll ihm solche Kleidung (die auf dem Weihnachtstische lag) angezogen werden". Also ein dadurch dem Toten mitgegebener Schutz und Segen. Doch das ist nicht alles. In Morobitz legte man nicht nur die Kleider von jedem Familienmitglied auf den Weihnachtstisch, sondern auch von den Verstorbenen! Was kann hierfür die Ursache sein? Das Erstrecken einer segnenden Wirkung auf diese auch nachher, gewissermaßen über Zeit und Raum hinweg? Oder die Meinung, daß die einstigen Angehörigen in diesen Nächten zu Besuch in ihr früheres Heim kamen? Die Vorstellung vom nächtlichen Totenbesuch zu Weihnachten ist von Skandinavien bis Südosteuropa reich bezeugt, in Jugoslawien und Ungarn ebenso wie in Schweden, Dänemark und Norwegen. In Skandinavien schlief man sogar die Weihnachtsnacht auf dem in der Stube ausgebreiteten Stroh, um die Betten für die zu Besuch kommenden Verstorbenen frei zu lassen. Südlich von Trondheim hob man deshalb auch die Kleider der Verstorbenen auf. In der Julzeit legte man sie in ihre einstigen Zimmer, damit die Toten ihre Kleider finden konnten, wenn sie zum nächtlichen Besuch in ihr altes Heim kamen. [353] Im Herbst 1959 erzählte mir die alte Burgl Brugger in Hart (Zillertal, Tirol), „ålle Rachnacht hât man ållweil eppas schtian lâßn für die Geischter vom Haus, die weggschtorbn sein. Auf'n Tisch oder auf'n Herscht (Herd)". Auch in Kärnten deckt man den Toten zu Weihnachten einen nächtlichen Speisentisch für ihre Einkehr. [354]

Noch ein Glaube in bezug auf die Kleider auf dem Weihnachtstisch war in der Gottschee festzustellen. In Ebenthal hieß es, wenn alte Jungfern ihre Kleider auf den Tisch legen, dann werden sie Braut.

An das Messer, das auf dem Weihnachtstische lag, knüpft sich nicht nur der Glaube, daß man gegen Hexen gefeit ist, wenn man es bei sich trägt. Man kann mit einem solchen Messer auch Gerstenkörner am Auge wegbringen (Mrauen), also ein Heilzauber. Die

[353] L. Weiser-Aall, Julehalmen i Norge, Småskrifter fra Norsk etnologisk granskning, Oslo 1953, S. 11, 12; R. Wolfram, Das Weihnachtsstroh, Mitteilungen dg. Gesellschaft f. Salzburger Landeskunde, 100. Bd. 1960, S. 533—543.

[354] G. Graber, Volksleben in Kärnten, 3. Aufl., Graz 1949, S. 165 f.

bewahrende Wirkung erstreckt sich sichtlich auf alles, was auf dem Tische lag. So sagten die Gewährsleute aus Warmberg und Komutzen: „Wenn einer auf einer Reise über Wasser muß und er hat was in der Tasche, das in den drei Weihnachtsnächten auf dem Tisch war, da ist er sicher, daß er nicht untergeht. Das hat der Onkel immer erzählt."

Das Schießpulver macht keine Ausnahme. „Durch Liegen auf dem Tisch in den drei Weihnachtsnächten ist das Pulver geweiht, damit tut man Wetterschießen" (Masereben). „Sie haben ein Horn gehabt und darin Pulver, und das hat müssen sein zu Weihnachten auf dem Tisch; wenn einer Lungenentzündung gehabt hat, tut man ein bißl was von dem Pulver zerdrücken und auf der Milch einnehmen. Das Horn hat man aufbewahrt wie ein Heiligtum" (Gehag bei Merleinsraut). Hier ist übrigens mit einer tatsächlichen Wirkung zu rechnen, da im Schwarzpulver ja Schwefel enthalten ist, somit gewissermaßen auf diesem Wege schon ein Sulfonamid entdeckt wurde.

*

Einen Mittelpunkt des Weihnachtstisches und Weihnachtsbrauchtums bildet das *Brot* in seinen verschiedenen Formen. Dazu habe ich Angaben aus 44 Ortschaften. Hier kommen sowohl gewöhnliche Laibe — aber aus Weizenmehl — vor, ferner Gebildbrote mannigfacher Art. Die kleineren werden „Tauben" genannt und sind für die Kinder bestimmt. Gewöhnlich bekommt jedes Kind im Hause eines, dann aber auch die Patenkinder und Geschwisterkinder, aber nur bis zum 16. Lebensjahr, von da ab ein nicht als Taube gestaltetes Gebäck, sondern ein Brot in gewöhnlicher Form (Ebenthal). Die Tauben „flogen um etwa zehn Uhr morgens am 24. Dezember aus". Daher der fragende Ruf der zu den Paten gehenden Kinder, „sind die Tauben schon ausgeflogen?".

Manchmal heißt alles, was gebacken wird, „Taube", wie in Ebenthal. Meist aber haben solche Brote die Form dieser Vögel. Sie können aus ungesäuertem Teig hergestellt werden (Masereben) oder aus Germteig, jedenfalls aber aus Weizenmehl mit Milch, oft mit Ei bestrichen. Das Backen geschah manchmal in den konkaven Ofenkacheln (Lichtenbach). Die Taube hatte im Teig Andeutungen des Gefieders und des Schwanzes, als Augen wurden ihr im Kopf Rosinen eingesetzt. In den Schnabel konnte ein grünes Zweiglein gesteckt werden. In Mitterdorf legte man am Weihnachtsabend heimlich für jedes Kind eine Taube ins Fenster. Erst nach dem gemeinsamen Rosenkranzbeten durften sie die Tauben holen.

Ein eigenes Brot, aber nicht als Gebildbrot geformt, erhielt außerdem jede Person, die im Haushalt lebte, ferner alle, welche beim Weizenschnitt (nur bei diesem, nicht beim Hafer) geholfen hatten und beim Dreschen (Masereben, Masern, Göttenitz, Verdreng). Brot aus „gutem" Mehl, nicht nur aus Dinkel, war in der Gottschee früher selten und feiertäglich. Daher diese Betonung.

Für den Weihnachtsabend und den Altjahrsabend buk man etwas einfachere Gebildbrote für das gemeinsame Mahl. Sie hießen „Nachbarn" oder „Nachbar" und „Wächter". Das größte und entscheidende Gebildbrot aber war der „Shipling", der bis Dreikönig aufgespart wurde. Trotzdem er dann schon ziemlich trocken sein konnte, bildete er die Gemeinschaftsspeise an sich. Von ihm mußte nicht nur jeder Familienangehörige essen, auch das Vieh bekam davon, zuweilen sogar zuerst, vor den Menschen. Denn auch das Vieh wurde zur Gemeinschaft gezählt, Belege dafür aus Österreich habe ich in drei Arbeiten zusammengestellt.[335] Der Name des „Shipling" wird deshalb auch gerne von „Sippe" abgeleitet.

[355] R. Wolfram, Weihnachtsgast und „Heiliges Mahl", Zs. f. Volksk., 58. Jg., Stuttgart 1962, S. 1—31; ders.: Einige Bemerkungen zum Umfang der Hofgemeinschaft und ihrer Erkennbarkeit, Kieler Blätter f. Volksk. III, 1971, S. 131—137; ders.: Prinzipien und Probleme der Brauchtumsforschung, Österr. Akademie d. Wissenschaften, Phil.-Hist. Kl., Sitzungsberichte, 278. Bd., 2. Abh., Wien 1972, S. 24 f.

Der Shipling war groß, in der Regel kreisrund und trug mannigfache Auszier. In Ebenthal z. B. befand sich in der Mitte aus Teig ein Kreuz aufgelegt und darauf der Hl. Geist in Gestalt einer Taube. Dieser Mittelpunkt wurde von schrägen Kreuzen (Malkreuzen) umrahmt. Einen weiteren, äußeren Ring bildeten dann aufgesetzte kleine Tauben und zu äußerst ein geflochtener Kranz. Nachstehend einige Aussagen im Wortlaut:

„Auf dem Shipling ist eine Krippe aus Teig, hinein das Jesuskindlein und ein Kranz herumgeflochten und zwölf Tauben, für jeden Monat eine. Zu Dreikönig wird er aufgeteilt und jeder bekommt ein Stück davon. Die Krippe wird aufgehoben und wenn die Frau das erste Korn ausgesät hat, hat man sie in den Korb hineingegeben und den Weizen von daher ausgesät" (Morobitz). „Vom Shipling hat man den Kranz aufgehoben und zu unterst in den Korb bei der Aussaat gelegt" (Rieg). „Auf dem Shiplink sind Tauben und eine kleine Rose, ein Stäbchen aus Teig herumgewunden und ausgezähnt, und hinauf auch wie ein kleines Christkind. Um die Blume ein Kranzl herum, das war in der Mitte vom Shiplink" (Lichtenbach). „Auf dem Shipling ist das Christkind in einer Krippe und Öchslein und zwei ‚Tonzarle' von Teig sowie eine Kerze und rundum etwas ausgeschnitten" (Prerigl). Von Esel und Öchslein, welche der Krippe als Teigfiguren zugesellt waren, berichten auch andere Orte, z. B. Koflern und Mairle.

Der Shipling wurde am Hl. Abend auch eigens mit Weihwasser besprengt (Suchen, Katzendorf). Wenn er zu Dreikönig zerteilt wurde, hat ihn der Hausvater in der Regel nicht zerschnitten, sondern gebrochen. In der Art einer rituellen Speisegemeinschaft erfolgt das Verzehren. Jeder Familienangehörige bekam etwas oder überhaupt „alles Lebende im Hause". Mehrere Nachrichten besagen, daß dies in der Früh als erste Speise geschah (Tschermoschnitz: „wenn man erwacht", ähnlich Stockendorf, Tappelwerch usf.). In Altlag bekam das kleinste Kind des Hauses das aus Teig geformte Christkind auf dem Shipling zu essen. Bemerkenswert sind einige Angaben, daß man dem Vieh zuerst etwas vom Shipling gab und dann erst den Menschen (Mrauen, Reichenau, Nesseltal, Pöllandl). Diese Gabe an das Vieh nannte man in Pöllandl „Weihbrot". Es soll das Vieh vor Ungeziefer bewahren (Mösel) oder vor bösen Mächten schützen (Reintal).

Im allgemeinen heißt es, daß sämtliches Vieh einen Anteil vom Shipling erhält. Zuweilen wird dies aber auch eingeschränkt auf das Großvieh: Ochsen, Kühe, Schweine (Masern, Göttenitz, Tschermoschnitz, Unterlag). Etliche Male sind Hund, Katze und das Hühnervolk ausgenommen, andere Nachrichten ergänzen dies jedoch dadurch, daß den Hühnern die Brösel vom Shipling innerhalb eines Reifens oder der in Ringform gelegten Kette verfüttert wurden. Ein Füttern aus dem Reifen kommt allerdings nicht nur zu Dreikönig vor, sondern auch zu Neujahr. Der Zweck ist, daß die Hühner nicht außer Haus legen (Hohenegg, Ebenthal, Unterlag, Mrauen), oder daß sie der Habicht nicht erwischt (Steinwand, Lienfeld, Grafenfeld). Bemerkenswert ist ferner, daß man vom Shipling sichtlich etwas sogar bis Ostern aufhob und dann am Karfreitag zusammen mit Palmkätzchen dem Vieh gab (Rieg, Wetzenbach), in Unter Loschin sind es die Teigtäubchen, die zu Dreikönig vom Shipling heruntergenommen und zusammen mit geweihtem Salz und Palmkätzchen den Tieren gereicht werden.

Noch manch anderer Glaube heftet sich an den Shipling. Man legte es als Vorbedeutung aus, je nachdem, ob der Shipling schön geriet oder zusammenfiel. Das erstere bedeutete Glück im Haus (Morobitz, Verdreng), letzteres einen Todesfall (Morobitz). „Wenn man vom Shipling ißt, bleibt man immer gesund" (Masern). Gelingt es einem, von Shipling-Broten aus neun verschiedenen Häusern zu essen, wird man stark (Pöllandl) oder zumindest stark für das kommende Jahr (Gehag bei Merleinsraut). Denn in welches Haus immer man zu Dreikönig kam, es wurde dem Besucher etwas vom Shipling angeboten (Suchen). Besonders kam dies im Suchener Hochtal den Mädchen zugute, da diese

— als Gegenstück zum Neujahrsrundgang der Burschen — zu Dreikönig Glück wünschen.

Das Suchener Hochtal, das immer wieder Besonderheiten aufweist, kennt den Shipling auch als *Elementeopfer,* und zwar für das Feuer. In Suchen selbst gab man an, die Taube wird zu Dreikönig verbrannt, als Schutz gegen das Feuer. Gehag und Merleinsraut sind ausführlicher: „Zu Dreikönig in der Früh hat man Hölzerle gemacht, zwei geweichte Kerzerln an die Enden gegeben und ein Stück Shipling hinein und Weihwasser darauf und ins Feuer für den heiligen Florianus. Heute müssen wir dem Feuerlein zum essen geben vom Shuplik."

Die Kraft, die dem großen weihnachtlichen Gebildbrote zugeschrieben wird, äußerte sich in mannigfachen Handlungen und Meinungen. Schon am Weihnachtsabend ging eine alte Frau in Suchen mit dem Shipling zu den Türen, zuerst zum Stall. Sie machte mit ihm ein Kreuz und sagte: „Rüssa Püss . . . und Sprüche." An deren Wortlaut erinnerte sich die Gewährsfrau aber nicht mehr. Ebenfalls in Suchen ließ man auch ein Stück vom Shipling übrig und bewahrte es das Jahr über auf als Heilmittel für erkranktes Vieh. Dieses Motiv treffen wir auch andernorts. In Mairle z. B. hob man zu diesem Zwecke etwas von der Mitte des Shiplings auf. Auch als persönlicher Schutz wird ein Stück des Shiplings mitgetragen, z. B. in Altlag und Hohenberg. In Mösel hat man es bei sich, wenn man eine Reise unternimmt. In Nesseltal und Oberdeutschau wird erzählt, daß die Großeltern ein Stück des Shiplings aufhoben. Wenn sie dann im Sommer mähten und zu einem gewissen Platz kamen, haben sie den Rest des Shiplings gegessen.

6. Der weitere Ablauf des Heiligen Abends

Das Fastengebot am 24. Dezember wird in mehreren Berichten hervorgehoben. In Reichenau, Nesseltal und Pöllandl z. B. aß man am Hl. Abend bis Mittag nichts und dann Obst und Brot, jedoch nichts mit Fett Zubereitetes.

Ein eigenartiges Schwanken weisen die Angaben über das sonst in Österreich, aber auch bei den Slowenen übliche Räuchern und Besprengen des Hauses mit Weihwasser in der Gottschee auf. Gegen Abend, meist beim Einsetzen des einstündigen Glockenläutens, findet diese Art des Haussegens statt. Meine Aufzeichnungen enthalten jedoch in 32 Orten nur eine Schilderung des Sprengens, das Räuchern ist nicht erwähnt. In den Orten Hohenegg, Grafenfeld, Wetzenbach, Mitterdorf und Reintal verneinten sie das Räuchern auf meine Frage sogar ausdrücklich. Bloß in fünf Orten berichtete man mir auch vom Räuchern. Suchen, Masereben und Mösel erwähnten das Räuchern als etwas durchaus Gebräuchliches. In Altlag hieß es, „das Räuchern ist noch in einer Familie", was auf einen früher vorhandenen, jetzt aber abkommenden Brauch deuten würde. Dagegen behauptete Ebenthal, „das Räuchern ist erst neu". Eine örtlich nicht festgelegte Nachricht spricht vom Räuchern mit Weihrauch und „Kranzloischrâch", also den getrockneten Fronleichnamskränzchen. Es scheint demnach so zu sein, als ob bloßes Sprengen überwog, ein Befund, der sich vom sonst Üblichen unterscheidet. Auch die beiden älteren Werke über die Gottscheer Volkskultur von H a u f f e n und T s c h i n k e l erwähnen bloß das Sprengen, nicht das Räuchern.

Zum Sprengen nimmt man fast durchwegs einen kleinen Fichtenzweig, manchmal vom Christbaum. Hinterher wird der Zweig gewöhnlich verbrannt, in Masern sogar auch das übriggebliebene Weihwasser. In Rieg verbrannte man das Tannenzweiglein am Dreikönigstag zusammen mit dem Christbaum im Backofen. Dagegen hob man in Ober Gras und Grafenfeld den Zweig auf und ackerte ihn in die erste Furche ein. Von dem an den verschiedenen Weihnachtsterminen geweihten Wasser gilt das Dreikönigswasser als das stärkste (Mösel, Masereben).

Durch das Weihwasser müssen alle Räume gesegnet werden. Bemerkenswerterweise beginnt man damit des öfteren in den Wirtschaftsräumen, Scheuer, Stall, Keller, Brunnen und kommt zuletzt ins Wohnhaus und in die Stube (Masereben, Rieg, Lichtenbach, Koflern usf.). Es ist wohl kein Zufall, daß dabei auch das Haus umkreist wird (z. B. Verdreng, Mösel, Gehag, Merleinsraut, Prerigl, Lienfeld). Bei einem Umkreisen, mit dem ein Sinn verbunden wird, ist die Richtung bedeutsam. Die Gottscheer Nachrichten sprechen überwiegend von einem Umkreisen entgegengesetzt dem Sonnenlauf (z. B. Gehag, Merleinsraut, Lienfeld). Das würde eine Abwehrhandlung bedeuten. Dagegen geht man in Mösel mit der Sonne. Die Angaben widersprechen einander auch sonst manchmal. Gehag, Merleinsraut und Mösel betonen, daß man immer gegen das Haus hinsprengen muß und nicht weg. Andernorts folgt man offenbar einem anderen Gedanken. Dort versucht man, möglichst weit hinaus zu sprengen, denn „so weit das Wasser reicht, geht der Habicht nicht zu" (Verdreng). In Kukendorf trug man Weihwasser auch auf den Friedhof und betete Vaterunser „für die Uralten und für die Großeltern". In Mösel und Morobitz sprengte man beim Haussegnen auch in die Richtung hin, wo der Friedhof liegt. In Morobitz war es übrigens auch, wo man Kleider der Verstorbenen mit auf den Weihnachtstisch legte. Ein Totengedenken ist deutlich.

In der Stube besprengt man auch alles, was auf und unter dem Tisch liegt, die Geräte, Sämereien usf. Natürlich wird beim Sprengen auch gebetet. „Der Segen des allmächtigen Gottes komme über uns und bleibe bei uns, Christkindl, bitt' für uns" (Ebenthal, Koflern). Es folgen dann die drei Rosenkränze und übrigen Gebete für „olle, die aus dem Haushe ausgeschtoarbn hent", die Kranken usw. „Und erburm di dr urm Sheal im Fegfeuer". In Rieg betete man nach den Rosenkränzen noch zu Ehren des hl. Georg und der hl. Margaretha, „daß shai insch baschitzaitn von åll giftign Tiern" zur gnadenreichen Geburt.

Nach dem Beten sind die jüngeren Leute von einem Haus zum anderen gegangen, die Christbäume anschauen. Da haben sie Haselnüsse und Walnüsse geknackt und es wurde Tee mit Sliwowitz aufgewartet. Bis zum Mettengehen saß man beisammen und erzählte Geschichten.

Das schon geschilderte Glockenläuten war einer der Höhepunkte des Weihnachtsabends. Schon um drei Uhr nachmittags war Wasserweihe. Während dieser gab es nur ein kurzes „Klenken" (Anschlagen). Das große Läuten war von sieben bis acht Uhr abends, und zwar an allen drei „Weihnachtsabenden". Dazu kam um Mitternacht des Altjahrsabends das Einläuten des neuen Jahres, „zu Tuge läuten". Das feierliche Läuten mit dem Absetzen und dann Anschlagen mit Klöppel oder Hammer, was einen weicheren Ton gab, machte einen gewaltigen Eindruck. Immer wieder hörte ich Aussprüche wie: „das hat so schön geklenkt, wie eine Musik. In jedem Dorf, das war so schön" (Nesseltal, Pöllandl, Reichenau usw.). In Gehag und Merleinsraut knieten sie in der Stube nieder und beteten, wenn das Läuten um sieben Uhr begann. Um acht Uhr, wenn es zu Ende ging, begaben sich die Leute ins Freie, knieten dort nieder und beteten „von Herzen". Es hieß, daß man vor keinem Wetter Angst zu haben braucht, wenn man draußen gekniet und gebetet hat. In Altlag geht man beim ersten Läuten zu Mitternacht in die Kirche und „kniet um den Altar". Das heißt, man betet für jeden Verstorbenen und rutscht dabei auf den Knien einmal um den Altar herum.

Einen ganz besonderen Brauch fand ich in den drei Dörfern Lichtenbach, Lienfeld und Grafenfeld, nämlich einen Umzug der Kinder mit kleinen Glocken am Nachmittag des Heiligen Abends. Ich führe die Schilderung aus Lichtenbach an: „Am heiligen Abend nachmittags sind die Kinder in die Kirche gegangen und jedes hat eine kleine Glocke gehabt, ‚Shingaishlein'. Sie sind von der Kirche ausgegangen und mit Weihwasser und durch das Dorf zu einem Feldkreuz und zurück. Dabei haben sie geläutet und die be-

gegnenden Leute mit Weihwasser besprengt. Es waren acht bis zehn Buben, denn es war ein kleines Dorf. Vorne ging der älteste Bub mit einem Kreuz in der Hand und betete den Rosenkranz vor. Das wurde dreimal gemacht, auch am Altjahrsabend und am Abend vor Dreikönig." In Lienfeld begann der Umgang um sieben Uhr abends, wenn die Kirchenglocken zu läuten anfingen. Hier gingen auch Größere mit, der Mesner voran mit einem Kreuz. „Sie sind durch den Ort auf das Feld und wenn sie aufgehört haben zu beten, haben alle mit Messingglocken geläutet. Die Kirchenglocken haben auch geläutet. Sie sind zu zwei Bildern gegangen, den Ort herauf." In Lichtenbach wurden die unterschiedlich großen Glöckchen das Jahr über in der Kirche hinter dem Altar aufbewahrt. Der Brauch soll auf ein Gelübde im Zusammenhang mit einer Pestepidemie zurückgehen.

Übrigens mußte das kunstvolle Läuten mit den Kirchenglocken richtig gelernt werden. Schon die Buben übten den Rhythmus des „Klenkens" durch Klopfen auf den Tisch, z. B. sieben Schläge und eine Pause usf.

Von einer Mettenkerze im Sinne des österreichisch-alpenländischen Brauches konnte ich nichts Rechtes erfahren. In Lichtenbach stellten sie die Kerze von Lichtmeß auf den Tisch, in Altlag ein Kreuz mit zwei Kerzen. Nur in Ebenthal brannte das Licht die ganze Nacht, ein anderes als das übliche Öllämpchen im Herrgottswinkel. Hingegen gab es in der Moschen eine Entsprechung zu unserem „Mettenstock". Ein dicker Holzklotz wurde eingeheizt, der lange vorhielt, denn in der Christnacht darf das Feuer nicht ausgehen. [356]

Nur geringe Spuren waren auch vom Weihnachtsstroh festzustellen. In Masereben sagten sie, man habe gehört, daß man Heu aufgebreitet hat zu Weihnachten, von den ganz Alten her. Aber Näheres war darüber nicht zu erfahren. In Ober Gras wurde in der Stube am Weihnachtsabend „mit Stroh eingestreut, als Andenken (wohl an den Stall von Bethlehem) und damit im nächsten Jahr die Früchte besser wachsen. Die Slowenen haben das auch." Andere Ortschaften, wie Göttenitz, Ober Mösel, Merleinsraut, verneinten das Bestehen eines derartigen Brauches auf meine Frage ausdrücklich. Hingegen stellte man in Altlag in der Christnacht einen Teller ins Freie. Die Tropfen, die da hineinfielen, „wurden dann mit Wasser und Mehl vermischt und ein Sauerteig davon gemacht und ins Brot gemischt. Eine Zeit konnte man davon backen." In Mitterdorf sagt man, wenn man am Hl. Abend um Mitternacht „Ürwott" (Sauerteig) anrichtet, dann geht es ohne Hefe auf, denn da hat das Wasser besondere Kraft. In Altlag glaubte man ähnliches, außerdem aber auch von der Sonnwend- und Bartholomäusnacht.

Oft wird erzählt, wie schön es war, wenn die Leute mit Fackeln und Lichtern zur Mitternachtsmesse aus den umliegenden Ortschaften zur Kirche kamen. „So um Elfe hat man von einer Anhöhe aus gesehen, wie sie von den Nachbardörfern gangen sind" (Rieg). „Von allen Seiten kommen sie mit Fackeln." „Die Fackeln hat man schon einen Monat früher gemacht, daß sie gut getrocknet waren, die haben geleuchtet" (Nesseltal, Oberdeutschau, Rieg). Allerdings war der Mettengang nicht immer so einfach, z. B. in Merleinsraut: „Die Wölfe im Wald haben oft Musik gemacht. Am Weihnachtsabend war es einmal so arg, daß sich viele nicht getraut haben, zur Kirche nach Suchen zu gehen. Es sind zwei Kilometer bis dahin."

Verschiedene auch sonst verbreitete Glaubensvorstellungen der Weihnachtszeit gab es auch in der Gottschee. So vom Reden der Tiere um Mitternacht. [357] Es gibt die üblichen Erzählungen vom Lauscher, der den bevorstehenden Todesfall erfährt, aber auch andere Aussagen: „Die Viecher reden in der Nacht. Wer die Sprache versteht, der wird reich.

---

[356] Frdl. Mitteilung von Walter Tschinkel.

[357] Masereben: „Das Vieh redet in der Christnacht um 12 Uhr. Einer hat sich hineingeschlichen. Das Vieh hat angefangen zu reden und gesagt, was werden wir morgen führen? Drin im Futterbarren liegt ein Stein, den müaß'ma amerscht wegführn, der da drin liegt in der Truchn".

Seufzen hat man gehört, aber nichts verstanden" (Ebenthal). „Wenn in der Weihnachtsnacht das Vieh mit den Füßen gegen das Eingangstor liegt, dann stirbt was vom Vieh, man geht um Mitternacht nachschauen" (Morobitz).

Reich sind in der Gottschee auch die Sagen von der „Wilden Jagd". Sie können in diesem Zusammenhang nicht behandelt werden. Es sei nur erwähnt, daß ihr Auftreten zeitgebunden in den Zwölften auch in der Gottschee überliefert ist: „Die Wilde Jagd ist am heiligen Abend gegangen oder zwischen Alt- und Neujahr bis Mitternacht. Da haben die Leute geschaut, daß sie um Ave Maria daheim sind, sonst ist es gefährlich. Ein Geschrei hat man gehört, aber man hat nichts verstehen können, so wie Menschen schreien" (Komutzen). [358]

Daß man Hexen während der Mitternachtsmesse erkennen kann, erzählt man gleichfalls in der Gottschee. Dazu verhilft der aus verschiedenen Hölzern zuvor gezimmerte Hexenschemel. Die andere Möglichkeit ist der Augenblick, wo der Pfarrer die Monstranz hebt. „Da sieht der Pfarrer die Luadern mit'n Scheffel auf dem Kopf" (Gehag bei Tschermoschnitz). „Zu Weihnachten, wenn der Pfarrer mit der Monstranz das Kreuz macht, sieht man die Hexen, wenn man sich umschaut. Einer hat es getan und hat vier Hexen gesehen und die haben ein weißes Tuch gehabt. Und wie er herausgekommen ist, haben sie ihn hinein und weit vertragen" (Suchen).

Auch die Totenmesse, die nach dem Volksglauben nach der Christmette stattfindet, ist bekannt. „In Malgern ist eine Verwandte zur Weihnachtsmette zu Hause geblieben. Wie sie aufwacht, geht sie in die Kirche, sie hat geglaubt, sie hat nicht lange geschlafen, es ist noch abends, aber es war schon spät. In dieser Nacht bleibt die Kirche offen. In der Kirche war alles beleuchtet, voll Menschen, aber keinen kennt sie. Auf einmal geht ihre Götte (Taufpatin) auf sie zu und sagt, geh rückwärts hinaus, schmeiß deinen Gürtel weg und schau, daß du heimkommst. Dann am Tag ging sie nachschauen und findet auf jedem Grab ein Stück von ihrem Gürtel."

7. Von Weihnachten bis Neujahr

Am 25. Dezember geht man nicht aus, auch nicht zum Nachbarn. Erst am *Stephanstag* beginnen die Lustbarkeiten. „Das ist der Lumpertag, da unterhaltet sich die Jugend und tut sich paaren" (findet sich zusammen. Masereben). Abends ist Tanzunterhaltung.

Dienstboten gab es in der Gottschee zwar nicht sehr viele, dazu waren die meisten Bauern zu arm. Wo aber Dienstboten waren, galt in der ganzen Sprachinsel der Stephanstag als Termin, wo der Dienstplatz gewechselt werden konnte; ähnlich wie in etlichen Gegenden der Osthälfte Österreichs, besonders nördlich der Donau. [359] Nur im Suchener Hochtal war der Wandertag der Dienstboten Georgi. Die Dienstboten „haben bis zum alten Jahr frei gehabt, auch wenn sie geblieben sind. Und sie haben weißes und schwarzes Brot bekommen und nach Haus getragen. Im alten Jahr (31. Dezember) sind sie wieder in den Dienst getreten. 20 Gulden hat das beste Mädel Lohn gehabt" (Masereben).

Der Stephanstag ist wie anderswo auch ein Pferdetag. Da müssen die Rösser eingespannt oder geritten werden. Gern fuhr man in andere Dörfer mit dem Schlitten zur Unterhaltung, das Reiten aber geschah am Morgen, schon wenn es graut. Zum Frühstück waren sie wieder da (Ober Mösel). Fuhr die Jugend in andere Dörfer, kamen sie zur Abenddämmerung wieder heim.

Das Salz, das am Stephanstag auf dem Tisch war, nannte man „Stephansstein". Ihm wurde besondere Wirksamkeit zugeschrieben. Als Beispiel sei eine Erzählung aus Maser-

[358] Ähnlich Rieg: „Von der Wilden Jagd hat man gehorcht am Christabend; wo sie gelärmt haben, war eine Leiche, wo sie gespielt haben, ist eine Braut herausgezogen." Hauffen, S 66, bestätigt, daß man sie in der Weihnachtszeit am häufigsten zu vernehmen meinte.

[359] Österreichischer Volkskundeatlas (ÖVA), Karten 5, 6.

eben angeführt: „Einer, der Gregor, war im Wald, Bilichfangen (Siebenschläfer). Er hat einen starken gefangen und gesagt, den werd ich selber essen. Da kommt ein kleines Mandl und haltet eine Krote (Kröte) darüber. Und er hat dem Mandlein a ‚Bâtschn gâbn' (Ohrfeige gegeben). Und da hat's Mandl geschrien um Hilfe und da hat er gehört eine Stimme: Was hast du? Und da hat das Mandl gesagt, der Selbst im Wald hat mich geschlagen. [360] Und da hat er die Antwort bekommen: schlogn tua du ihn a. Da hat das Mandl gesagt, i mog'n (kann ihn) net schlogn, er hot Stephansstoain bei ihm (sich)."

Sehr wenig ist vom *Johannestag* zu berichten. Er heißt in Mösel der „Wursthans", weil es da Würste gibt, der 24. Juni dagegen heißt der „Knöllerschhans", weil da Knödel auf dem Speisezettel stehen. Eine kirchliche Weinweihe scheint zu fehlen, nur am Ostrand der Sprachinsel, wo Weingärten waren, gab es offenbar etwas dergleichen. Aber das Trinken des als „Hanaischshegen" (Johannessegen) geltenden Weines war üblich, besonders wenn man verreiste, damit man glücklich wieder heimkam. Oder wenn es überhaupt einen Abschied galt. Auch wenn es zum Sterben kam. Wenn der Kranke noch so weit bei sich war, aber das Ende schon nahen fühlte, trank man Johannessegen und stieß mit ihm an. „Es war aber kein geweihter Wein, er hieß nur so" (Morobitz).

Der 28. Dezember, der Tag der unschuldigen Kinder, hieß in der Gottschee der *„Pishntåk"*. Der Name kommt von den Schlagbräuchen der Jugend, denn der am meisten verwendete Spruch beginnt mit den Worten „pishn di, pishn di". Insgesamt habe ich darüber Berichte aus 46 Ortschaften. Der zweite vor allem übliche Spruch beginnt mit den Worten „lischka, leaschka". Die Reime verteilen sich auf einigermaßen deutliche Landschaften. Der Pishn-Spruch herrscht in 23 Ortschaften im Westen und in der Mitte der Sprachinsel, das „lischka, leaschka" (in 17 Orten) im Osten und Süden, wo aber auch vier Orte mit „Pishn" eingesprengt sind.

Das Schlaggerät war eine Rute. In neun Orten naturbelassen, [361] in den übrigen aus vier Teilen zopfartig zusammengeflochten. In 20 Orten aus Weiden, in sechs aus Birken, einmal kommt Hasel vor, soweit Angaben darauf eingehen. Wie das Pishnen vor sich ging, wurde schon in der großen Weihnachtsschilderung Professor J o n k e s beschrieben. Man wettete, wer am Morgen zuerst kommt und den anderen überrumpelt. Es war kein bloßer Kinderbrauch, nur die zeitliche Verteilung machte einen Unterschied. Am Morgen und Vormittag gingen in der Regel die Buben, die Burschen und Männer später. Die Gewährsfrau aus Kukendorf sagte, ihr tue es heute noch weh an den Füßen, wenn sie daran denkt, wie ihr Mann zugeschlagen hat. Trotzdem war man nicht zimperlich und es herrschte Fröhlichkeit. Kinder und Burschen gingen oft in Gruppen von 20 bis 40. Die Größeren hatten die Rute oft in der Tasche und zogen sie heraus, wenn sie einem Mädchen begegneten. Die Kinder bekamen natürlich auch Gaben für ihren handgreiflichen Wunsch, weshalb sie Taschen mittrugen. „Man durfte kein solches Kind abweisen" (Lienfeld, Grafenfeld). Abends war oft Tanz.

Die Sprüche drehen sich um Gesundheit, langes Leben und Reichtum. Nachstehend einige kennzeichnende Proben:

„Pishntak, pishntak,
wrisch und gashünt,
longa labn,
Kreiza gabn,
Himml kam." (Suchen)

---

[360] Hier spielt ein anderer Sagentypus von der Überlistung des Dämons herein. An sich ist das „Billichmandle" der geisterhafte Beschützer der Bilche.

[361] Nesseltal, Oberdeutschau, Katzendorf, Hinterberg, Komutzen, Göttenitz (zum Teil), Graflinden, Tschermoschnitz, Steinwand.

„Pishna, pishna.
leashna, leashna,
mit greaßan Vreidn,
beanigern Shindn
in Himml zu kamen.
Daß ihr ins Juhr um dai Zeit
1000 Güldn reicher bart." (Masereben)

„Leashta, leashta,
sho wrisch mein Rüata,
sho wrisch dein Buckl,
bolte Gott, daß du ze Johr um dai Zeit
um täushnt Güldn reichar barscht." (Morobitz)

„Pishn di, pishn di,
longa lâbn,
mir bos gâbn." (Lienfeld)

„Pishna, pishna,
longa lâbn,
Kreiza gâbn.
Gibst du ma nix,
na frißt dich der Hund." (Rieg)

„Lischka, laschka,
wrisch und geshünt,
's Lampl ischt kränk,
marsch hinter die Bånk!" (Katzendorf)

8. Orakel, Träume

Die ganze Weihnachtszeit als Jahreswende fordert dazu heraus, einen Blick in die Zukunft zu versuchen. Die wichtigsten Tage sind Thomas, der Weihnachtsabend und der Altjahrsabend.

„Auf Träume wird viel gegeben" (Mösel). „Was man in der Thomasnacht träumt, das geht in Erfüllung, darauf hat man sehr viel gehalten. Die Mädchen sehen ihren Zukünftigen im Traum in der Thomasnacht" (Lienfeld, Grafenfeld). „Träume in den Weihnachtsnächten waren bedeutungsvoll. Man soll gut träumen. Wenn man von Dreck oder von Schweinen träumt, bedeutet es Glück. Läuse sind Geld. Wenn man von Weibern träumt, ist es nicht gut. Vom Pfarrer, bedeutet Verdruß, von einem Pferd, Zorn. Auch Feuer und Schlange kündigen das an. Weißes Brot bedeutet Leichen, Zähne herausreißen einen Todesfall in der Verwandtschaft" (Ebenthal).

Man suchte aber auch aktiv durch besondere Handlungen den Schleier über der Zukunft etwas zu lüften. Hier überwiegen Weihnachten und Neujahr, zuweilen geschieht es in allen drei Weihnachtsnächten. Es lassen sich Orakelhandlungen unterscheiden, die im Freien stattfinden, ihr Name ist „lîshn" = lauschen, und andere — meist etwas spielerischer Art — die man im Hause macht. Eher unheimlich und schicksalsträchtig ist das Lauschen in der Dunkelheit der Nacht. Hier treten gewisse Plätze kennzeichnend in Erscheinung: Kreuzwege, [362] Grenzen, der Zaun, ferner das Umkreisen des Hauses.

[362] Morobitz, Mösel, Graflinden, Rieg.

Kreuzwege sind ja auch sonst vom Volksglauben als Besonderheit empfundene Punkte. Wobei unbewußt wahrscheinlich sowohl der Gedanke des Kreuzes, wie des Überkreuzens mit der Möglichkeit der verschiedenen Richtungen und damit des Ausganges wirksam ist. Auch die Grenze ist gewissermaßen ein Ausgesetztsein am äußersten Punkt, wo die Dinge auf des Messers Schneide stehen, so weit man kommen kann. Das Zusammentreffen mehrerer Grenzen erhöht die Möglichkeiten, zumal wenn man „darüber", nämlich mit einem Fuß auf je einer Seite steht.

Sehr bemerkenswert scheinen mir die sechs Angaben, daß das „lîshn" am Zaun erfolgte. Das mag mit der Grenze zusammenfallen. Wenn drei Orte (Wetzenbach, Katzenbach, Prerigl) davon sprechen, daß man auf dem Zaun sitzen müsse, kann das ähnlich gedeutet werden wie das Stehen auf beiden Seiten einer Grenze. Der Zaun bietet jedoch auch andere Erklärungsmöglichkeiten. Man ist vom Boden abgehoben, ähnlich wie das, in der Gottschee freilich nicht belegte, Reiten auf dem Dachfirst bei der Zukunftserkundung. Vielleicht spielen sogar noch gewisse zauberische Praktiken gerade beim Zaun eine Rolle. Man kann daran denken, daß die alten Bezeichnungen für die Hexen größtenteils „Zaunreiterin" bedeuten, vielleicht eine Kurzform für „Zaunsteckenreiterin". Diese Bedeutung haben „Hagazussa", altnordisch „tunriþa", oberdeutsch „zûnrite", niederdeutsch „walrîderske". Reiten auf dem Zaun, oder auf Zaunstecken als Gerät für die Luftfahrt, kennzeichnet sichtlich die Altschicht der Vorstellungen.

Die Gottscheer Nachrichten über die Grenzen als Orakelort enthalten verschiedene Möglichkeiten: „Wo zwei Äcker zusammenstoßen" (Grafenfeld), „wo der Marchstein im Garten ist" (Suchen), „auf drei Grenzen knien" (Suchen), „zwischen zwei Grenzen, einen Fuß auf jeder Seite" (Ober Mösel), „das Ohr auf die Grenze legen" (Lienfeld), „beim Grenzstein horchen" (Mairle). Als Schutz hat man sich zuweilen auch „eingekreist" (Obergras), „mit Weihwasser einen Kreis um sich gezogen" (Rieg). Dazu einige Berichte:

„Horchen gehen an einem Kreuzweg. Da haben sie gesehen, wie drei Sonnen über dem Haus aufgegangen sind, und sie haben dann Drillinge gekriegt. Das war am Altjahrabend" (Morobitz). „Am Christabend beim Läuten lîshn, was man hört: tanzen, oder wo Kinder weinen, da wird ein Kind geboren. Auf'n Mitterzaun is ma g'sessen" (Wetzenbach). „Die Ureltern haben gesagt, man muß zu einem Zaun knien um zwölf Uhr in der Weihnachtsnacht, lîshn" (Masern). „Man tut es in den drei Weihnachtsnächten, hauptsächlich in der Christnacht. Von Gaschpars ist einer auf einen Kreuzweg horchen gegangen. Er hat Weihwasser mitgenommen und einen Kreis gemacht und ist hineingestanden. Und er hat behauptet, in dem Haus hat er gehört Musik spielen, da wird eine Hochzeit. In einem anderen Nägel einschlagen, das bedeutet Todesfall" (Rieg).

Zum Schattenorakel am Faschingsdienstag, das in der Gottschee an verschiedenen Orten bezeugt ist, gibt es ein gewisses Gegenstück am Altjahrsabend: „Um das Haus herum gehen und beim Mitterfenster hineinschauen und dabei schweigen. Und wenn sie einen Schatten sehen, dann ist das der Tod, einer wird sterben" (Mösel).

Unter den sonstigen Orakeln ist viel Altbekanntes und Weitverbreitetes: Schuhwerfen über den Kopf nach hinten, Bleigießen, Scheiterzählen. „Man ist in die Holzhütte gegangen und hat einen Arm voll Scheiter genommen. In der Stube hat man sie auf den Boden ausgebreitet und gezählt. War es eine gerade Zahl, hat man geheiratet. Da haben wir oft viel Holz hinein in die Stube" (Merleinsraut).

Auch Kerzenorakel kamen vor: „Beim alten Jahr die geweihten Kerzen anzünden, zuerst für den Hausherrn, und dann geschaut, ob es raucht. Dann wieder abgelöscht und für eine andere Person angezündet. Wenn es raucht, wird man noch ein Jahr leben" (Buchberg bei Nesseltal). Eine andere Art bestand darin, daß man eine Schüssel halb mit Wasser füllte und dann drei ganz kurze Kerzen schwimmen ließ, eine weiße, eine rote

und eine blaue. Wenn es so kam, daß die weiße in der Mitte war und auf jeder Seite eine der beiden anderen, bedeutete es eine kommende Heirat (Gehag, Merleinsraut).

Der verbreitete Glaube, daß in der Weihnachtszeit keine Wäsche hängen darf, wurde mir in 13 Orten der Gottschee bezeugt. [363] Ein etwas ungewöhnlicheres Beispiel sei angeführt: „Wenn man Wäsche hängen hat in der Weihnachts- oder Neujahrsnacht, stirbt man im kommenden Jahr. Der Körper trocknet aus. Nichts darf auf dem Dachboden hängen" (Lienfeld, Grafenfeld). Die Aussage ist insofern bemerkenswert, als es nicht nur unbestimmt heißt, daß irgendwer aus dem Hause sterben werde, sondern „man", also doch wohl der, dessen Wäsche hängt. Was zu den neuen Ergebnissen stimmt, die ich für diese Glaubensvorstellung sammeln konnte. [364] Eigenartig ist die Analogievorstellung des Austrocknens. Daß aber überhaupt nichts (also nicht bloß die Wäsche) auf dem Dachboden hängen darf, bestätigte abermals die neue Sicht dieser Bräuche, die sich nicht allein mit dem Durchbrechen eines Arbeitsverbotes begründen lassen.

9. Neujahr

Der Altjahrsabend wiederholt als der mittlere der drei Weihnachtsnächte verschiedene Bräuche des Heiligen Abends, z. B. das Sprengen des Hauses mit Weihwasser, das große Glockenläuten, das Essen eines weiteren Gebildbrotes, die Orakel usf. Es treten aber auch andere und für diesen Termin besondere Züge auf. Dazu gehört das sogenannte „Hereinsäen" von Nüssen durch einen Türspalt durch jemanden, der nicht gerne erkannt sein wollte. Ferner Bräuche mit dem Wasser des Brunnens und schließlich am Morgen das Neujahrswünschen sowie verschiedene Anfangsvorbedeutungen.

Das Hereinwerfen von Nüssen in der geschilderten Art gehört zu den Bräuchen, welche für die Gottschee besonders kennzeichnend sind. Es hat Hintergründe und Zusammenhänge, die im Schlußkapitel erörtert werden. Nach meinen Aufzeichnungen aus 38 Orten über diesen Brauch ist sein Haupttermin eindeutig der Altjahrsabend (33 Belege), dazu fünfmal Nikolaus. Möglicherweise kam er im Unterland auch an allen drei Weihnachtsabenden vor, wie ein Brief aus jüngster Zeit mitteilt, mir wurde davon nichts bekannt; auch die Bücher von H a u f f e n und T s c h i n k e l verbinden ihn mit Neujahr. Entgegen der Meinung anderer Forscher, daß der Brauch nur in Teilen der Sprachinsel beheimatet war, verteilen sich meine Belege über das ganze Land, nur aus dem Suchener Hochtal habe ich zwei Negativantworten.

Der Brauch geht gewöhnlich so vor sich, daß die Hausmutter oder die Nachbarin das Hereinwerfen besorgt. Einige Male sind auch Männer erwähnt. In zwölf Orten geschah dies schweigend, gewöhnlich aber ruft die hereinwerfende Person etwas. In Altlag z. B. „Gött gâm insch!" (Gott behüte uns). Der häufigste Spruch ist „Kindrlain, Rindrlain, Kitzlain, Lamplain, kloubet!" Daran wird noch ein Wunsch geknüpft wie „aus sholl lâbn!" (alles soll lebhaft und gesund sein). Die Kinder balgen sich natürlich um die hereingeworfenen Gaben, so daß ein fröhliches Durcheinander entsteht.

Eine ganze Reihe von Berichten meiner Gewährsleute läßt erkennen, daß verschiedene Vorbedeutungen mit diesem Brauch verknüpft waren. „Die Mutter hat Nüsse und Äpfel genommen in einer Schürze und hat die Tür aufgemacht und hereingeworfen, wie gesät. Für die Kinderlein, für die Rinderlein für die Hühner und für die Schweine, für alles was im Hause lebend ist. Wenn die Mutter in anderen Umständen war, dann war

[363] Lienfeld, Grafenfeld, Rieg, Koflern, Buchberg, Nesseltal, Schäflein, Grodetz, Tschermoschnitz, Reiter, Pöllandl, Mairle, Gehag bei Tschermoschnitz.

[364] Vgl. R. W o l f r a m , Das Aufhängeverbot in den Zwölften, Blätter f. Heimatkunde, 28. Jg., Graz 1954, S. 49—58; d e r s. : Neue Nachrichten zum Aufhängeverbot in den Zwölften, Mitteilungen der Gesellschaft f. Salzburger Landeskunde, 98. Jg., 1958, S. 213—217.

das besonders segenbringend" (Mösel). „So wie die Nüsse hereinfliegen, so wird das Vieh lebhaft und gesund sein. Man hat nicht gesehen, wer es war, nur die Hand hat man gesehen" (Altlag). Mrauen verdeutlicht noch: „Zu jeder Hand voll haben sie was anderes gesagt: So viel Kinderlein, so viel Rinder, so viel Schwein und Hühnlein." Also ein Analogiewunsch. Zuweilen kündigte sich die geheimnisvolle Spenderin durch drei Schläge an die Türe an. Vorsichtshalber war die Person oft auch anders angezogen, so daß man sie auf keinen Fall erkannt hat. Eine ganze Reihe von Nachrichten sagt von diesem Hereinwerfen, „das bringt Glück fürs nächste Jahr" (z. B. Unterlag). „Wenn keine Nüsse hereinkommen, werden die Viecher krump und springen nicht" (Pöllandl). Wenn man hereinsät, „dann werden auch die Kälber und Schafe springen" (Gehag bei Tschermoschnitz). „Daß die Kälber springen" (Tschermoschnitz). Sichtlich wird das Rollen und Springen der hereingeworfenen Nüsse und die Balgerei der Kinder auch als Bewegungsvorbild aufgefaßt.

Im Gegensatz zu einem verwandten Brauch im Burgenland und der angrenzenden Steiermark — allerdings dort zu einem anderen Termin, nämlich Luzia — ist in der Gottschee kaum ein Name für die säende Gestalt festzustellen. Man spricht allgemein nur von der „Shânerin" (Säerin). In Grafenfeld heißt es, das „Christkindl" sät noch einmal, nämlich zu Neujahr. Zweimal nennt man sie die „Alte": „Wawitzle" (Hohenberg), „'s aute (alte) Babitzle" (Masern). In Unterlag heißt es „'s aute Juhr shânet" (das alte Jahr sät), eine zweite Quelle, die leider keinen Ort nennt, bestätigt das auch für das Unterland. Wo der Brauch zu Nikolaus stattfindet, sind es die „schwarzen Männer", die hereingesät haben. Lichtenbach und Unterdeutschau sagen, die Gaben stammten vom „alten Mann". Es ist somit nicht leicht eine bestimmte mythische Gestalt festzustellen, die in Österreich deutlicher durchschimmert. Hinter allem aber steht der Wunsch, „aß Got dr Hear aus gabait guat za geruaten" (daß Gott der Herr im neuen Jahre alles gut geraten lasse).

Eine ganze Reihe von Vorstellungen und Bräuchen knüpft sich zu Neujahr an das *Wasser*. „Wasser vom alten Jahr durfte man nicht verwenden, es wurde weggegossen und neues geholt" (Lienfeld, Grafenfeld). „In der Neujahrsnacht sind sie gleich nach zwölf Uhr Wasser holen gegangen zum Brunnen. Dieses Wasser ist das Wichtigste, es bringt Glück ins Haus. In dieser Nacht tränkt man das Vieh nicht, man geht nur Wasser holen. Das sind fleißige Mägde, die so früh Wasser holen" (Masereben). „Das Wasser soll rein waschen von allen Krankheiten und Übel" (Mösel). „Das Vieh wurde noch vor dem Füttern zur Tränke getrieben, da das Wasser die Kraft besaß, es vor Hexen zu schützen und vor Krankheiten zu bewahren" (Grafenfeld). „Man hat ein Stück Brot genommen vom Shiplink und beim Brunnen gelassen" (Suchen). „Die Burschen haben im alten Jahr Nüsse in den Brunnen hineingeworfen, und wer in der Früh als erster kam, hat die Nüsse gekriegt" (Stockendorf).

Diese Aussagen bezeugen die Wichtigkeit, die man dem neuen Wasser an der Jahreswende beimaß. „Mit diesem Neujahrswasser hat man in der Früh gekocht und gewaschen" (Rieg, Ober Gras). „Als Belohnung für die Magd, welche das Wasser holte, warf der Hausvater vor dem Waschen Geld in das Waschbecken, das dann der Magd gehörte" (Mösel). „Einige haben sich mit dem Wasser mit dem Geld drinnen gewaschen, dann hat man immer Geld" (Steinwand bei Pöllandl).

Natürlich gab es auch die Vorstellung, daß um Mitternacht zuerst Wein fließt (Mösel, Masereben, Morobitz). In Koflern trinkt derjenige, der als erster um Mitternacht zum Brunnen kommt, Wein. „Wenn man vor der Sonne zum Brunnen geht, rinnt Silber und Gold" (Suchen). Eigenartig ist eine Vorstellung, die in einer Aussage aus Verdreng anklingt: „Der erste (der um Mitternacht Wasser holen ging) hat Blut gebracht, der

zweite Wein und der dritte erst Wasser." Bereits H a u f f e n (S. 69) kannte 1895 ähnliche Vorstellungen: „Am Neujahrstag enthalten die Quellen nach der Volksmeinung Wein, Blut und Gold. Rührt man im Wasser mit einem Stock herum, so bleibt das Gold daran haften." Gaben an den Brunnen, die in anderen Gebieten eine beträchtliche Rolle spielen, klingen in meinen Gottscheer Aufzeichnungen nur in den zwei aus Suchen und Stockendorf erwähnten Nachrichten an. Man kann noch dazurechnen, daß man in Merleinsraut auch etwas Weihwasser in den Brunnen gab.

Schließlich spielt das Neujahrswasser auch für den Sauerteig zum Backen eine ähnliche Rolle wie der in Altlag in der Christnacht aufgefangene Tau. In Katzendorf holten sie das Mitternachtswasser zu Neujahr für den Sauerteig, „Urhåb". Da haben sie mit Hirsemehl und Kukuruzmehl Leibl gemacht als Germ für das ganze Jahr." „Mit dem frischen Wasser hat man Brot gebacken und das ist schön aufgegangen" (Tschermoschnitz, Reiter bei Pöllandl).

Die räumliche Verteilung der Wasserbräuche zu Neujahr in der Sprachinsel Gottschee zeigt den Westen und Süden als Dichtegebiet, der Norden hat nur einen Beleg (Altlag), der Ostrand drei (Reiter, Tschermoschnitz, Stockendorf). 23 positiven Antworten stehen 13 negative gegenüber.

„Am Altjahrsabend wird mit Schnaps und Zucker gekocht" (Altlag). Um Mitternacht läutet man das neue Jahr ein. Es wird „ze Tuge" geläutet. Mimische Handlungen, welche den Übergang zum neuen Jahr betonten, fehlten auch nicht. „Zu Neujahr, bei der Nacht um zwölfe, haben sie einen Burschen auf ein Brett gelegt und die Burschen sind mit einer Laterne durchs Dorf gegangen mit Geheul. Das war vor zwölfe. Das war das Zeichen, daß das alte Jahr aus ist. Sie haben auch mit Böllern geschossen" (Ebenthal). Bei Unterhaltungen wurde um Mitternacht das Licht ausgelöscht und man verbrachte einige Minuten in stillem Besinnen.

„Was man zu Neujahr macht, gilt für's ganze Jahr" (Verdreng). Dieser weitverbreitete Glaube an den bestimmenden Einfluß der Ersthandlung im neuen Zeitabschnitt ist in der Gottschee in verschiedenen Spielarten vorhanden.

Bereits an das Holen des Neujahrswassers knüpft sich die Vorbedeutung, wer als erster zum Brunnen kommt, wird am besten weiterkommen mit seiner Wirtschaft und Arbeit (Wetzenbach). Ähnliche Gedanken knüpfen sich an den Messebesuch: „Wer im neuen Jahr zuerst aus der Messe kommt, wird der fleißigste im neuen Jahr sein" (Hohenberg-Oberstein) oder wird als erster heiraten (Mairle). „In der Früh hat die Mutter alle zeitig aus den Betten gejagt, dann werden sie das ganze Jahr früh aufstehen können" (Steinwand bei Pöllandl). „Wenn man aber zu spät aufsteht, tut man es das ganze Jahr" (Morobitz). Auch soll man möglichst wenig Geld ausgeben, sonst muß man immer welches verbrauchen.

Wichtig war am Morgen das *Neujahrswünschen.* Allenthalben galt die weitverbreitete Meinung, daß zuerst ein männliches Wesen wünschen soll: „Es soll ja kein Weibsbild sein, ein altes, das als erste wünscht, die haben sie nicht hineingelassen" (Masereben). „Wenn ein Weibats zuerst gewunschen hat, bedeutet es Unglück" (Tschermoschnitz, Reiter). „Kommt zu Neujahr zuerst ein Mann ins Haus, das bedeutet Glück" (Unter Loschin). Darum wird immer wieder betont, daß die Buben und Burschen wünschen gingen. Im Suchener Hochtal gab es, wie bereits erwähnt, einen Ausweg, um die Benachteiligung der Mädchen auszugleichen, da gingen die Mädchen zu Dreikönig.

Am Neujahrsmorgen geht es schon sehr zeitig lebhaft zu. „Um sechs Uhr kommen die Kinder, jeder eilt sich, wer der erste ist" (Masereben). In Mairle hieß es: „Bir binschn a glickliches neies Juhr, a schtilles, a wriedes, a bolgeruatn Barg (einen wohlgeratenen

Weinberg) ünd Bain (Wein), Bold ünd Koarn. Gitt bohiat dos liabe Güatle af dader Walt (Welt), Glick ünd Shegn ünd de Genôde Göttesch (Gnade Gottes)".
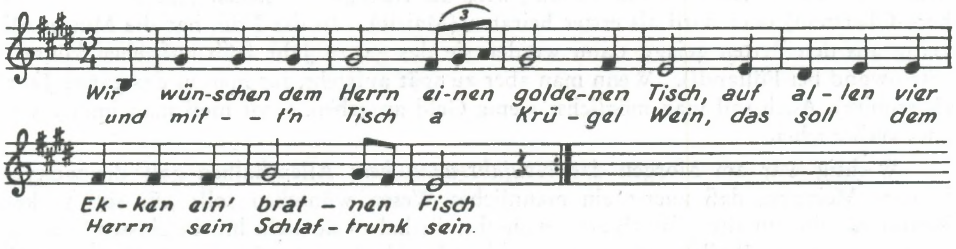
In Reinthal und Mösel geschieht das Wünschen in besonderer Weise. Hier ist es mit dem Überreichen eines kleinen Fichtenendzweiges verbunden, der drei Sprossen haben soll und mit künstlichen Blumen und Bändchen verziert ist. Der Wünschende hat in Mösel in der einen Hand einen ganzen Buschen solcher Zweige, in der anderen hält er den, welchen er überreichen will. Beim Eintreten grüßt er „Gelobt sei Jesus Christus". Der Wunsch lautet: „Bir bünschn a glückliches neies Juhr, a geshüntes, a kornhåftes, sho viel Schöber Korn sholtr hubm, bir auf dem Aschtle Stacher hänt" (so viel Kornschober sollt Ihr haben, als auf dem Astlein Nadeln sind). Dann übergibt er den Wunschzweig oder legt ihn auf den Tisch.

Das Grünsinnbild in der Form eines Dreisprosses ist hier eine Besonderheit. Man hat den deutlichen Eindruck eines Segenszweiges, ähnlich wie das Überreichen der Martinigerte in den österreichischen und bayrischen Donaulanden durch den Viehhüter, wobei auch die Formel „soviel — als" in bezug auf die Zahl der Blätter oder Beeren verwendet wird, welche an der Spitze der Birken-, Eichen- oder Wacholderzweige stehengelassen werden. [365] Verwandte Bräuche gab es bereits im alten Indien. Die Form des Dreisprosses könnte die Bedeutsamkeit unterstreichen, obwohl kleine Endzweige von Nadelbäumen an sich gerne so geformt zu sein pflegen. Aber eben daß man sie wählte, ist vielleicht doch mit einer kaum mehr gewußten, aber anscheinend doch noch vorhandenen Überlieferung verbunden. Denn der Dreisproß ist eine seit Jahrtausenden bezeugte Form des Lebensbaumsymbols. [366] In Reintal ging man auch nur einzeln oder zu zweit mit solchen Zweigen und wünschte.

Dieser Grünbrauch erscheint in Mösel noch in einer zweiten Form. Die Läuter der Kirchenglocken zogen auch umher und sangen einen Wunsch, verbunden mit einem weiteren Lied, das auf die zu erwartenden Gaben Bezug hat. Dabei tragen sie einen ganzen Tannenwipfel, also ein Bäumchen, mit sich. Besonders eigenartig ist die Melodie des zweiten Liedes, die ich noch unten in der Sprachinsel aufschreiben konnte. Der Text der Wunschstrophe lehnt sich an eine in Österreich weitverbreitete Formel an, sie ist auch nicht in Gottscheer Mundart:

Neujahrsansinglied der Glocken läuter

Mösel
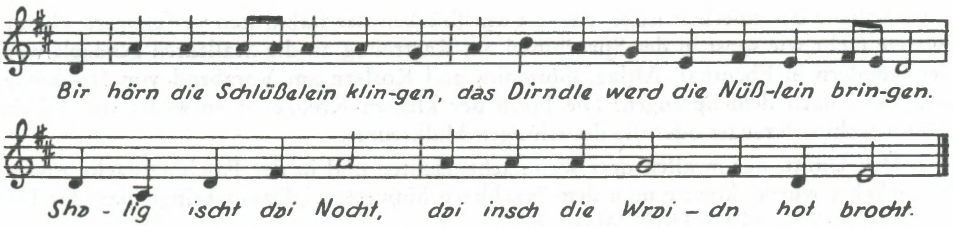


Die drei Strophen des darauf folgenden Heischeliedes haben gleichfalls ihre Gegenstücke bei uns, es sind Zweizeiler mit einem zweizeiligen Kehrreim:

---

[365] E. Grabner, Martinisegen und Martinsgerte in Österreich, ein Beitrag zur Hirtenvolkskunde des Südostalpenraumes, Wissenschaftl. Arbeiten aus dem Burgenland, H. 39, Eisenstadt 1968, S. 53.

[366] Über den Dreisproß als Lebensbaumsymbol vgl. u. a. R. Bauerreiß, Arbor vitae, der „Lebensbaum" und seine Verwendung in Liturgie, Kunst und Brauchtum des Abendlandes, München 1938.



„Bir hörn das Schlüsselein klingen,
das Dirndle werd die Nüßlein bringen.
Shalig ischt dai Nocht,
dai insch die Wraidn hot brocht
(selig ist die Nacht,
die uns die Freuden hat gebracht).

Ga züa, ga züa dein Kåschtn,
lai bu da Loiba (Brotlaibe) råschtn.
Shalig . . .

Laf züa, laf züa den Schtongen
lai bu da Büaschta (Würste) hongen.
Shalig . . .“

Daran schließt sich der gesprochene Spruch: „Bir bünschn a glickliches neues Juhr, Geshüntheit, Glück und Shegn ünt a longes Lâbn (Leben).“

Übliche alpenländische Textformeln finden wir auch in Warmberg und Komutzen, wenn die Burschen und jungverheirateten Männer „das neue Jahr aufgesungen haben“: „Wir sind gekommen zum Herrn sein Haus, wir wünschen ihm a neues Jahr, a neues Jahr ist nicht genug, wir wünschen ihm auch Butter und Korn. Jetzt lassen wir den Herrn in Ehren stehn und wollen zu der Frau Wirtin gehn, und wünschen ihr ein neues Jahr. Ein neues Jahr ist nicht genug, wir wünschen ihr eine Tenne voll Korn. Eine Tenne voll Korn ist nicht genug, wir wünschen ihr das silberne Geschirr. Das silberne Geschirr ist nicht genug . . .“ Der letzte Wunsch war: „das Kindlein in da Wiagn“. Den Schluß bildete: „im Namen Jesú, im Namen Jesú“.

10. Dreikönig

Auch der Vorabend des dritten großen Festtages der Weihnachtszeit weist ähnlich wie der Altjahrsabend Wiederholungen der bereits geschilderten Bräuche auf wie das Sprengen mit Weihwasser, das Glockenläuten usf. Schon im Kapitel über die Gebildbrote wurde berichtet, daß das größte und Hauptgebäck, der Shipling, erst zu Dreikönig verzehrt wird und daß jeder Hausgenosse, aber auch das Vieh — dieses manchmal noch vor den Menschen — am Morgen auf nüchternem Magen ein Stück vom Shipling erhielt. Die Teile der aufgesetzten Figuren und Verzierungen auf dem Brote, die man zu verschiedenen Zwecken aufbewahrte, konnten diese Aufgabe erfüllen. Sie waren nämlich nur aus Mehl und Wasser gebacken und wurden daher steinhart und zerbröselten nicht.

Gleichfalls erwähnt wurde bereits, daß das zu Dreikönig geweihte Wasser als das kräftigste galt. Man trank sogar drei Schluck davon als Schutzmittel gegen Schlangenbisse (Nesseltal, Katzendorf, Göttenitz). Das Anschreiben von K + M + B (Kaspar, Melchior und „Waldhauser“) mit Kreide an die Haustüre gab es auch hier wie überall.

Eine örtliche Besonderheit ist es, daß die aus Stücken der Palmruten verfertigten kleinen Kreuze nicht wie sonst in der Sprachinsel am Karfreitag an die Stalltüren genagelt werden, sondern in Ebenthal, Altlag, Göttenitz und Koflern am Vorabend von Dreikönig, und zwar nach dem Sprengen. Die Form der kleinen Kreuze ist entweder die übliche des aufrechten Kreuzes oder die des schrägen Malkreuzes.

Den Unrat, der in allen drei Weihnachtsnächten und in der Faschingsnacht zusammengekehrt wurde, konnte man dem Nachbarn hinwerfen. „Damit bringt man das Unkraut auf des Nachbarn Hof" (Masereben).

Auf Weihnachten, Neujahr und Dreikönig verteilt sich der Brauch, die Hühner in einem Reifen oder Kreis zu füttern, zu Dreikönig mit Bröseln vom Shipling. Das wurde bereits im Kapitel über die Gebildbrote näher ausgeführt.

Aus 19 Orten habe ich schließlich Berichte über das Sternsingen. „Sternsingen, das ist schön" (Tschermoschnitz). „Nach Neujahr sind sie gekommen, die mit dem Stern und singen. Sie haben einen Siebreif hergerichtet als Stern mit einer Kerze drin und haben ihn auf einem Stock getrieben (gedreht). Im Zimmer haben sie zu singen angehebt und sind niedergekniet: ‚Wir beten das kleine Kindl an . . .' Sie haben hochdeutsch gesungen. Der Stern war mit Goldfransen und Zacken ausgearbeitet und vergoldet. Jeder hat einen Sack getragen, sie haben Getreide oder Geld bekommen" (Masereben). Die Lieder sind meist wohlbekannt: „Kleines Kindelein, großer Gott" oder „Wir sind drei Herrn mit unserem Stern". Nur in Mairle ist ein „gottscheabarisches" Lied erwähnt. „Zu hl. drei König haben sie draußen beim Fenster gesungen und sie haben müssen Speck hinausgeben. Wenn sie nichts gegeben haben, haben sich die Singer gewalzt im Schnee, dann hatte man Unglück" (Ober Gras). „Nach dem Dreikönigstag ist Weihnachten aus, der ist der letzte Weihnachtstag."

11. Vergleiche, Schlußwort

Wir sind am Ende nicht nur dieses Kapitels, sondern des gesamten Ganges durch das Brauchtum der Gottschee. Mit den wissenschaftlichen Betrachtungen zu den so reichen Advents- und Weihnachtsbräuchen verbindet sich ungesucht im Rückblick auf alles Gesagte auch der weitere Ausblick. Deutlicher zeigen sich die Umrißlinien der Volkskultur dieses altösterreichischen Außenpostens in der Überschau. Rufen wir uns einiges nochmals ins Gedächtnis:

Die Gottschee brachte eine — wenn auch kleine — städtische Siedlung und eigene Oberschichte hervor. Ihr Eigentliches ist aber die Volkskultur dieses im Grunde doch Waldbauerntums. Die Volkskunde hat daher bei der Erforschung dieses Sprachinselstammes eine entscheidend wichtige Rolle, zusammen mit der Sprachforschung und der Geschichtsforschung. Nach dem Ende der Gottscheer Eigenständigkeit galt es, die noch nicht abgeschlossene Ernte aus diesem äußerlich so kargen, innerlich so reichen Boden noch so weit einzubringen, als dies möglich war und das Bild zu runden. Dem dienten auf dem Gebiet der geistigen Volkskultur meine Brauchtumsforschungen, ergänzt durch die Arbeiten anderer, die sich — wie die Untersuchungen von Maria Kundegraber — vorwiegend der Sachkultur widmeten. Das Gedenkjahr 1980, in dem die Gottscheer auf 650 Jahre zurückblicken, sieht nun auch die großen Zusammenfassungen vorliegen oder fast vollendet. Neben den älteren Werken von Hauffen und Tschinkel die großartige Ausgabe ihres Liederschatzes, das nachgelassene Geschichtsbuch von Erich Petschauer und das zweibändige Grundlagenwerk „Wörterbuch der Gottscheer Mundart" von Walter Tschinkel. Ihnen reiht sich nun als Zusammenfassung meiner sich nun auch schon über fast 40 Jahre erstreckenden Bemühungen das hier vorliegende Brauchtumsbuch an.

Die Volkskultur der Gottscheer ist durch mehrere Umstände geprägt. Das beginnt mit dem Erbe aus den Herkunftsgebieten und der Herkunftszeit und setzt sich fort in der Auseinandersetzung mit der neuen Umwelt und den geschichtlichen Schicksalen. Sie kamen einst aus einem Gebirgsland in ein bewaldetes Karsthochland mit teilweise doch recht anderen Voraussetzungen. Ein karges und darum im Grund verhältnismäßig armes Land. Das sehr einfache Leben wurde durch den Zusatzverdienst eines Teiles der Männer als monatelang in der Fremde — meist Österreich — weilende Wanderhändler nur teilweise aufgebessert. Der Preis war lange Abwesenheit und das Ausbilden einer anderen, händlerischen Begabung, Mut und Lust zum Wagnis über den eigenen Bereich hinaus. Vor Sonnwend und vor Weihnachten kamen die Wanderhändler heim und dann herrschte auch darüber besondere Freude. Diese Menschen bedeuteten natürlich einen steten Kontakt mit der weiteren Welt und dem, was sich im binnendeutschen Gebiet vollzog. Immerhin seit 1492. Und doch darf man das nicht überschätzen. Ihre Zahl war im Verhältnis zu den Daheimgebliebenen nicht so groß. Nach allem was wir sehen können, behauptete sich die Beharrungskraft der Welt, in die sie zurückkehrten, weitgehend. Andererseits gelangten Anregungsströme aus dem deutschen Raum schneller und direkter zu den Gottscheern als zu ihrer anderssprachigen Umwelt. Das zeigte sich z. B. beim Eindringen des Christbaumes.

Der Einfachheit des Lebens in der Sprachinsel mitten in einer gewaltigen und stellenweise noch unerschlossenen Natur, voneinander entfernten Siedlungsbecken zwischen bewaldeten Höhenzügen, steht eine starke Innerlichkeit der Menschen gegenüber und ein Bewahren vieler alter Formen, manchmal in besonderen Ausprägungen. Durch 620 Jahre war die Sprachinsel ferner eingebettet in ein anderes Volkstum, mit dem natürlich mannigfache Beziehungen entstanden. Trotzdem blieben auch merkbare Unterschiede selbst über mehr als ein halbes Jahrtausend hinweg. Die Sprachinsel war doch groß genug, um ein Eigenleben behaupten zu können, in dem Züge wirksam blieben, die aus dem osttirolisch-kärntnerischen Auswanderungsgebiet stammten. Dazu die späteren Verbindungen mit dem deutschen Teil der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie durch die Militärzeit und die Bewilligung zum Wanderhandel, welche die Verheerungen der Türkenzeit ausgleichen sollte. Im neuen Siedlungsraum gab es zudem keine nennenswerte Vorbevölkerung, mit der eine Vermischung bereits am Anfang in einem größeren Ausmaß hätte stattfinden können. Es war weitgehend unerschlossenes, unbewohntes Land, vielfach im Zustand der Urlandschaft. Deutscher Adel, die Ortenburger, leitete die Erschließung und Besiedlung dieses Gebietes in die Wege. So bildete sich ein fester Kern, der natürlich im Laufe der Zeit andere Zuschüsse erhielt, sich im wesentlichen aber doch behauptete.

In einem solchen Gebiet sind Restformen aus dem mittelalterlichen Bestand der Auswanderungsgegend möglich und auch mehrfach über bloße Annahmen hinaus sicher nachgewiesen. Im eben vorgelegten Kapitel über das Weihnachtsbrauchtum ist eine weitere solche hinzugefügt. Das Beharren des Mitgebrachten ist natürlich nicht die einzige Ursache für das Vorhandensein von Altformen auch heute noch. Auch die slowenische Nachbarschaft besaß eine reiche und altertümliche Kultur, die z. B. in dem an die Gottschee angrenzenden Weißkrain sehr lebendig blieb. Sie kommt nicht nur als mögliche Quelle mit in Betracht, sondern allein schon das Umgebensein von einer alten Kulturüberlieferung kann als bewahrende Kraft auch für das gewirkt haben, was die Gottscheer von alters her selbst besaßen.

Direktbeziehungen sind gewiß vorhanden, aber das volkskulturelle Geflecht ist nicht so engräumig. Viele Besonderheiten, die z. B. auch im Gottscheer Weihnachtsbrauchtum hervortreten, gehören größeren Kulturräumen an, welche nicht nur slowenische und kroatische Landschaften mit einschließen, sondern ebenso westungarische und

sogar slowakische, und natürlich ost- und südösterreichische. Von manchen ungemein weitverbreiteten, fast möchte man sagen europäischen Vorstellungen ganz abgesehen. Mit Ostösterreich, insbesondere Kärnten, der Steiermark und dem Burgenland, besteht ein Bündel von sichtlich alten Gemeinsamkeiten, ein zweites, davon unterscheidbares, zu Westkärnten und Osttirol, dem wahrscheinlich wichtigsten Herkunftsgebiet. Das erweist sich auch in diesem Schlußkapitel des Jahresbrauchtums, in dem der Gottscheer Brauchbestand der Mittwinterzeit zum ersten Mal in allen Einzelheiten und Spielarten vorgeführt wurde.

Beginnen wir die Vergleiche. Das Nikolausbrauchtum Sloweniens zeigt eine reichere Ausformung durch Umzugsgruppen mit verschiedenen Rollenträgern nur in der österreichischen Nachbarschaft, von der es darin sichtlich beeinflußt ist. Sonst beschränkt es sich auf bescheidene Gaben, die nächtlicherweile in von den Kindern aufgestellte Gefäße gelegt werden, ferner auf herumtollende Dunkelgestalten. Ein z. B. auch in Westtirol und Süddeutschland verbreitetes Stadium, während mit der Osthälfte Tirols die reichen Formen einsetzen. Das Gottscheer Brauchtum steht hier vielfach auf der älteren Stufe, das sporadische Auftreten des Bischofs ist sichtlich ziemlich neu. Österreich als Ausstrahlungsgebiet des Nikolausbrauchtums zeigt sich auch in Ungarn. Hier drang das Nikolausbrauchtum überhaupt erst zwischen den beiden Weltkriegen in Westungarn ein und blieb auf die Städte beschränkt. Auch in Kroatien ist der Bischof Nikolaus nur städtisch und neu.

Eine Besonderheit bildet in der Gottschee das Perchtenbrauchtum im Osten der Sprachinsel. Gleichwohl ist es nicht einfach dem in Slowenien vorhandenen Bestand an Vorstellungen von der „Mittwinterfrau" gleichzusetzen. Niko Kuret[367] hat der slowenischen Mittwinterfrau eine wichtige und stoffreiche Untersuchung gewidmet. Seine Verbreitungskarten zeigen, daß Vorkommen und Namen dieser Gestalten im Südkärntner Raum am dichtesten belegt sind, und dann in dünnerer Streuung anschließend noch etwa bis zur Save reichen. Der Schwerpunkt liegt zweifellos im Norden. Daß hier der bairische Einfluß eine Rolle spielt, geht aus den slowenischen Namen „Pehtra Baba", „Pehtrna", „Pehtra", „Pehta", „Perta", „Pirta" hervor, denen freilich auch einige andere wie „Torklja", „Kvatrna Baba" gegenüberstehen, wenn auch in viel geringerer Zahl. Kuret vertritt die Auffassung, daß ein sehr alter, vielleicht indogermanischer Vorstellungskreis von einer Mittwinterfrau vorliegt. Daran lassen etwas an Perchten gemahnende Gestalten denken, auf die R. Bleichsteiner[368] im Iran, Tadschikistan, Afghanistan und am Unterlauf des Sir-Darja und des Amu-Darja aufmerksam machte. Deutlich ausgebildet ist die Rolle der Spinnstubenfrau, aber auch der hohle Rücken der „Frau Welt", der mit Frau Holle, aber auch anderen mythischen Wesen verknüpft ist. Daß diese Vorstellung bloß durch eine Wanderbewegung aus Mittelasien zu uns gelangte, wie W. Liungman[369] annahm, lehnt auch Kuret mit guten Gründen ab. Für ihn ist die Percht die bairische Form der mythischen Mittwinterfrau, die Baba die alte jugoslawische. Beide Vorstellungen trafen nach Kuret aufeinander. Wieweit die italienische „Befana" eine Parallele bildet, ist noch nicht genügend untersucht. Für Mitteldeutschland ist die „Frau Holle" jedenfalls eine weitere Entsprechung aus dem germanischen Raum. Mir selbst fällt auf, daß im Norden eine Mehrzahl von Mittwinterfrauen auftritt, gerne in Dreizahl, die dann mit den Schicksalsgestalten verschwimmen können. Die „Matres" und „Matronen" längs des Rheins, die Germanen und Kelten anscheinend gemeinsam waren,

[367] N. Kuret, Die Mittwinterfrau der Slowenen (Pehtra baba und Torka), Alpes Orientales V, Ljubljana 1969, S. 209—239.

[368] R. Bleichsteiner, Perchtengestalten in Mittelasien, Archiv f. Völkerkunde, hrsg. vom Museum f. Völkerkunde in Wien und vom Verein „Freunde der Völkerkunde", Bd. 8, Wien 1953, S. 58—75.

[369] W. Liungman, Traditionswanderungen Euphrat—Rhein II, FFC Nr. 119, Helsinki 1938.

jedoch zweifellos mit einem starken germanischen Anteil,[370] dann die altnordischen „Disir", mit deren Fest im noch heidnischen Schweden die Mittwinterzeit beschlossen wurde, und der Bericht Bedas von den Angelsachsen und ihrer Bezeichnung „modraniht", Nacht der Mütter (Plural) für Weihnachten. Was eventuell die Antike an vergleichbaren Gestalten beisteuern kann — Hekate, Artemis, Diana —, wäre noch näher zu prüfen.

Eines ist aber doch deutlich, wenn wir auf den Boden unseres Untersuchungsgebietes zurückkehren, daß der slowenische Überlieferungsbestand um so mehr abnimmt, je weiter er sich vom deutschen Gebiet und seiner südlichen Berührungszone entfernt. Andererseits sind die Gegenden, in welche die Slawen nie kamen, wie Tirol, Bayern und ein Teil Salzburgs, das Kerngebiet der Perchtenbräuche und Sagen. Hier liegt ein bairischer Eigenbestand vor, bei dem man nur erwägen kann, wieweit etwa ältere bodenständige Substrate an seiner Ausformung mitgewirkt haben.

Was die Gottschee betrifft, so ist der Rest ihrer noch vorhandenen Perchtenüberlieferungen bestimmt nicht aus dem Mischbestand in der slowenisch-deutschen Berührungszone herzuleiten, sondern — diesen überspringend — stammt er eindeutig aus einer westlicheren Gegend, die mit Tirol zusammenhängt. Das beweist, wie schon erwähnt, der Name „Stampfo Parto", der sowohl den Perchtennamen enthält, wie die tirolische „Stampe", aber in der ursprünglichen umgelauteten Form, die allein in der Gottschee erhalten blieb. Ein Zeugnis ersten Ranges.

Ein wichtiger Unterschied zur Umgebung ist das vollständige Fehlen von Luzienbrauchtum in der Gottschee. In Slowenien erfüllt es heute auch nur den Nordosten des Landes,[371] nördlich der Drau etwa bei Marburg beginnend und dann zur Mur hin ins Übermurgebiet (Prekmurje). Bei den Kroaten gehört Slawonien zum Luzienbereich, er erfüllt Ungarn und geht weiter in der Slowakei, bei den Tschechen und reicht ins angrenzende Bayern. Auf österreichischem Boden findet er sich im Burgenland und der angrenzenden mittleren und nördlichen Oststeiermark, sowie in einem Südostzipfel Kärntens. In welchen Wesensbeziehungen die Volksform der Luzia als Maskengestalt — also nicht die kirchliche Heilige — zu den Perchten steht, kann hier nicht erörtert werden.

Was vielleicht noch mehr auffällt, ist das weitgehende Fehlen der vorweihnachtlichen Tellersaat in der Gottschee, trotzdem dieser Brauch in ganz Slowenien dicht verbreitet ist.[372] Auf österreichischem Boden finden wir den Brauch eigentlich auch nur im Burgenland, gewöhnlich mit dem Luziendatum verknüpft. Die Gottschee zeigt sich hier als eine Enklave und stimmt darin mit Österreich überein.

In der Frage des „Weihnachtsgrüns" läßt die Gottschee noch die ältere Stufe des bloßen Zweigschmuckes im Stubenwinkel erkennen, wie er bei den Slowenen als „Paradies" herrschte. Der Christbaum, zuerst als hängendes Bäumchen, kam als deutsche Sitte, jedoch sichtlich früher zu den Gottscheern als zu ihrer engeren slowenischen Nachbarschaft. Dort gab es das hängende Bäumchen zunächst nur im Übermurgebiet, den Windischen Büheln und dem Bacherngebirge, also vorwiegend der ehemaligen Untersteiermark. Um 1900 war der Weihnachtsbaum dem slowenischen Volke im allgemeinen noch unbekannt. Zu den Laibacher Deutschen kam er um 1870, in die Gottschee nach 1880. Auch

[370] Vgl. S. Gutenbrunner, Die germanischen Götternamen der antiken Inschriften, Rheinische Beiträge und Hilfsbücher zur germanischen Philologie u. Volkskunde, Bd. 24, Halle (Saale) 1936.

[371] L. Kretzenbacher, Santa Lucia und die Lutzelfrau, Volksglaube und Hochreligion im Spannungsfeld Mittel- und Südosteuropas, Südosteuropäische Arbeiten 53, München 1959, Karte S. 108.

[372] N. Kuret, Die Adonisgärtlein Sloweniens, in: Volkskunde im Ostalpenraum (Alpes Orientales II), Steirisches Volkskundemuseum am Joanneum, Graz 1961, S. 49—62, Verbreitungskarte gegenüber S. 60.

die Krippe drang, allerdings vom Westen her, erst allmählich in Slowenien ein. Bemerkenswert ist, daß der Christbaum, trotz seines verhältnismäßig späten Auftretens, in der Gottschee noch so stark in alte Glaubensbeziehungen eingegliedert wurde. Die über dem Tisch hängende und durch eine Schnur mit der Türe verbundene Heiligengeisttaube gab es auch außerhalb der Gottschee. Mir war ihr Vorkommen in Srem bekannt, ferner erfuhr ich von dieser Sitte aus Nagy Baracska, [373] einem westungarischen Gebiet mit kroatischem Einschlag. Nun teilte mir N. Kuret mit, daß die Heiligengeisttaube in ganz Slowenien vor Weihnachten über dem Tisch im Herrgottswinkel aufgehängt und oft durch eine Schnur mit der Stubentüre verbunden wird. [374]

Umgekehrt fand ich von einer wichtigen slowenischen Sitte bei den Gottscheern bisher keine Belege. Freilich ist der Brauch schon weitgehend abgekommen, aber sichtlich alt. Es war das Anbringen des Sonnenzeichens an der Haustüre. Es hatte die Gestalt eines Radkreuzes. Von diesem nimmt die Sinnbildforschung an, daß es schon seit vor- und frühgeschichtlichen Zeiten die Sonne bezeichnete. Dafür bietet Slowenien nun einen deutlichen Beweis. Das Zeichen heißt nämlich „Sončece", von „Sonce", die „Sonne". [375] In diesem Zusammenhang darf ich erwähnen, daß ich das Radkreuz als weihnachtliches Schutzzeichen in Norwegen fand. Dort wurde es mit Teer an die Speichertüren gemalt, um die Speicher vor den zu Weihnachten umziehenden Geisterscharen zu bewahren. Ich konnte diese Zeichen in Norwegen noch mehrfach photographieren.

Vom ost- und südosteuropäischen Brauchtum weicht die Gottschee auch durch das Fehlen der Weihnachtsumgänger (božični koled'niki) ab. Auch der Weihnachtsklotz, der bei den Südslawen als „badnjak" in Kroatien [376] und „čok" in Slowenien [377] eine so wichtige Rolle spielt, fehlt im heutigen Bestande der Gottschee, trotzdem er im direkt anschließenden Weißkrain östlich der Sprachinsel, aber auch nördlich von ihr vorhanden war und es zum Teil noch ist. Vielleicht ist aber der große Holzklotz ein Rest, der die ganze Weihnachtsnacht brennen soll, denn der baumartige badnjak kann ja nur auf offenen Feuerstätten Platz finden. Dieser sollte bis Dreikönig brennen. Natürlich weiß man dann von Speiseopfern an den Klotz, wie sie im slawischen Gebiet noch zu erfragen sind, in der Gottschee auch nichts.

Merkwürdig ferner, daß das Räuchern neben dem Weihwassersprengen bei den Slowenen gebräuchlicher zu sein scheint als bei den Gottscheern. Hier unterscheidet sich der Gottscheer Brauch auch von Österreich, wo das Räuchern zum festen Bestand des Weihnachtsfestes gehört.

Die großen weihnachtlichen Gebildbrote, welche in der Gottschee eine solche Rolle spielen, finden im österreichischen Brauchtum keine direkten Entsprechungen. Hier herrscht, neben anders geformten Gebildbroten figürlicher Art [378] das Früchtenbrot und Brotlaibe mit eingedrückten Zeichen, z. B. Kreise, die man mit dem Glas eindrückt und anderes. Hingegen stimmen die Gottscheer Gebildbrote aufs beste mit dem Brauchtum der angrenzenden slowenischen Nachbarschaft überein. Ich möchte hier zum Vergleich wörtlich anführen, was mir H. Ložar darüber schriftlich mitteilte:

„Das Weihnachtsbrot (mižnjek, poprtnik, božičnik, župnik, močen kruh, stalnik) mußte an allen der drei heiligen Abende auf dem Tische liegen. Mancherorts bäckt man

[373] Frdl. Mitteilung von E. Kerecsényi.
[374] Vgl. auch Kuret PLS Bd. II, Celje 1967, S. 21 f.
[375] Frdl. Mitteilung von H. Ložar-Podlogar.
[376] Vgl. E. Schneeweis, Die Weihnachtsbräuche der Serbokroaten, Ergänzungsband 15 zur Wiener Zs. f. Volkskunde, Wien 1925.
[377] N. Kuret, Der Weihnachtsblock bei den Slowenen, Schweizerisches Archiv f. Volkskunde, 57. Jg. Basel 1961, S. 153—159, Verbreitungskarte S. 157.
[378] Vgl. E. Burgstaller, Brauchtumsgebäcke und Weihnachtsspeisen, Veröffentlichungen der Kommission f. d. Volkskundeatlas in Österreich Bd. 2, Linz 1957.

drei Weihnachtsbrote (eines aus Weizen-, zwei aus Roggenmehl), in Weißkrain waren es hie und da vier, für jede Tischecke eines. Es ist aber auch Weißkrainer Sitte, ein großes Brot zu backen, auf welchem geschickte Frauenhände eine ganze Krippe aus Teig aufstellen und mitbacken lassen. Andernorts, in Unterkrain, wird das Weihnachtsbrot nur mit Teigvögeln verziert, es werden für die Kinder auch Teig-‚Vöglein' (tičke) oder ‚Tauben' (golobice) gebacken."

Es ist vor allem die Überlieferung der direkt an die Gottschee im Osten angrenzenden Landschaft Weißkrain, welche fast die gleichen Züge aufweist: das große Gebildbrot mit der Krippendarstellung aus Teig, die „Tauben", sowie die drei Brote. Abweichend von der Gottschee ist die Symbolik mit den vier Ecken des Tisches, welche wohl die vier Himmelsrichtungen andeuten und damit den gesamten Umkreis. Eine solche Symbolik finden wir auch in weiteren Gebieten des Südostens und mittleren Ostens der österreichischen Nachbarschaft. Aus dem serbokroatischen Bereich führe ich das Legen von vier Nüssen in die Ecken in Kosovo an. Da aber die Nüsse auch leer sein können, werfen viele lieber Kastanien, damit auch das Haus immer voll sein möge.[379] Ähnlich im Lužnica- und Nišavatal. Auch in Ungarn wirft der Hausherr vor oder während des Abendessens zu Weihnachten Nüsse in die vier Ecken des Zimmers als Opfer oder Abwehr oder um Reichtum und von allen Sachen genug zu haben. In der Slowakei warf man vom Weihnachtsessen je einen Löffel in die vier Ecken des Zimmers, damit im kommenden Jahr keine Not herrscht. Das Nußwerfen ist in Ungarn zwischen Donau und Theiß in Kleinkumanien und Jászág im Norden. Im südlichen Burgenland war es nach der Mitteilung von Károly Gaál bis gegen 1900, im Pinkatal sogar bis 1925 üblich, daß Männer in der Kirche während der Weihnachtsmette Nüsse warfen. Nur Männer durften das. Die Geistlichkeit schaffte das dann ab.

In der Gottschee konnte ich ebenso wie in Österreich nichts von dem Werfen der Früchte in die vier Ecken der Stube finden. Natürlich gibt es die Symbolik der vier Himmelsrichtungen, u. a. wenn das Haus beim Räuchern in Österreich umkreist wird. In Niederösterreich z. B. wird da eigens an den vier Ecken des Hauses nach außen hinaus geräuchert.[380] Beim „Hereinsäen" von Nüssen und Äpfeln in die Stube am Altjahrsabend in der Gottschee achtete man nicht auf eine besondere Richtung der Würfe. Das wäre beim Werfen durch einen Türspalt auch kaum möglich. Das Werfen glich sichtlich dem verstreuenden Auswerfen wie beim Säen auf dem Acker, daher wohl auch die Bezeichnung. Eine Beziehung zur Fülle — „so viel Rinder" usw. — konnte aus der Analogie des Säwurfes ebenso herausgelesen werden wie das Hüpfen der (gesunden) Kälber, Lämmer usw. aus der kollernden Bewegung.

Was das Hereinwerfen von Nüssen und Früchten betrifft, so kennen die Magyaren dergleichen nicht. Die nächsten Entsprechungen bieten Gestalten am Alpenostrand, aber nicht zum Neujahrstermin. Die Jauntaler „Lucija" schüttet bei ihrem Besuch zum Luzientag auch Nüsse auf oder unter den Tisch, hindert aber die Kinder, sogleich danach zu greifen. In der mittleren Oststeiermark und dem angrenzenden Burgenland tritt die perchtenartige Gestalt der „Pudelmutter" auf. Ihr Name soll davon kommen, daß sie bei ihrem Besuch in der Stube zwar die Kinder schreckt, dann aber aus ihren weiten Weiberröcken Äpfel, Nüsse und gedörrte Zwetschken herausfallen, in die Stube „pudeln" läßt. „Vielfach wirft sie ihre Gaben nur durch einen schmalen Spalt der von ihr selbst geöffneten Stubentüre. Erst dann wagen die Kinder, die Gaben aufzulesen."[381] Der

[379] Schneeweis, a. a. O., S. 55, 56.

[380] Frdl. Mitteilung von H. Fielhauer.

[381] Über die „Pudelmutter" vgl. Kretzenbacher, Santa Lucia (vgl. Anm. 371), S. 57 f.; der burgenländische Stoff bei L. Schmidt, Berchtengestalten im Burgenland, Burgenländische Heimatblätter, 13. Jg., Eisenstadt 1951, bes. S. 139 ff.; ders.: Zu den Berchtengestalten des Burgenlandes, ebd. 14. Jg., Eisenstadt 1952, S. 170 f. Das Hereinwerfen von Gegen-

Haupttermin ihres Erscheinens ist der eigentliche Perchtenabend, also der 5. Jänner, ferner Luzia; es kommt aber auch der Christtagmorgen und Neujahr vor. Sehr oft geschieht der Besuch unter Schweigen. Wo sie sich direkt in der Stube zeigt, weicht das etwas von der Gottscheer Art ab. Nur in Mösel streuten alte Weiblein nach Jonkes Schilderung anschließend an den Gottesdienst auf dem Kirchenplatz ihre Gaben. Eine vereinzelte Angabe aus dem nördlichen Niederösterreich berichtet, daß in Waldenstein, Bezirk Gmünd, vor 1890 vom „Christkind" Äpfel und Nüsse bei der Türe hereingerollt wurden. [382] Auch Schweizer „Kläuse" warfen oft ihre Gaben, Nüsse, Äpfel usw., durch einen Türspalt ins Zimmer. [383] Die geheimnisvolle Art, daß Gaben ins Zimmer geworfen werden, ohne daß man den Spender sieht, spiegelt sich auch in der schwedischen „Julklapp-Sitte". Die stark hervortretende Rolle der Nuß ist bemerkenswert. Noch beim Auswerfen der Gaben durch die „Flinserln", die schönen Masken am letzten Tag der Ausseer Brauchtumsfolge in den drei Faschingstagen, sind es Nüsse, um die sich die Kinder dann balgen. [384]

Ein weiterer Unterschied der slowenischen Umgebung zu den Gottscheern tritt zu Dreikönig zutage. Zu diesem Festtag bäckt die slowenische Hausfrau ‚.frisches Brot, welches als Dreikönigsbrot eine brauchtümliche Rolle hat. Alle Haustiere bekommen davon, aber auch jedes Familienmitglied muß ein Stück essen, weil man dadurch bärenstark wird. Mancherorts wird ein Stück dieses Brotes vom Vater hochgehalten und das Kind muß danach springen, damit es besser wächst. Außergewöhnliche Stärke erlangt jeder, der ein Stückchen solchen Brotes aus neun Häusern verspeist." [385] Wir erinnern uns, daß das Brot, das zu Dreikönig als rituelle Gemeinschaftsspeise von allen Hausgenossen und Haustieren verspeist wird, in der Gottschee kein frischgebackenes Brot ist, sondern das Hauptgebildbrot des Shiplings, das an allen drei Weihnachtsabenden auf dem Tisch war. Mir scheint dies der ursprünglichere Zustand zu sein, der in der Gottschee herrschte. Hingegen stimmt das Essen von Stücken des Dreikönigsbrotes bei den Slowenen aus neunerlei Häusern wieder mit der Gottschee überein. Das Hochhalten des Brotes und Springen der Kinder ist in der Sprachinsel meines Wissens unbekannt.

Im übrigen ist nach der Mitteilung von Professor M. Gavazzi der Typus eines großen weihnachtlichen Gebildbrotes aus dem ganzen Balkan bekannt. Auf einer Miniatur des 14. Jahrhunderts aus Dalmatien ist es bereits zu sehen. Es ist das sogenannte „Jahresbrot", denn bis zum Ende des 17. Jahrhunderts galt der 25. Dezember als Neujahr auch im adriatischen Gebiet. Über die Art der Weihnachtsbrote bei den Serbokroaten unterrichtet E. Schneeweis. [386] Hier ist zu unterscheiden zwischen Broten, welche schon am Weihnachtsabend vom Hausvater gebrochen und von allen Familienmitgliedern gemeinsam verzehrt werden, oder auch dem „Glückskuchen" (česnica) mit einem eingebackenen Geldstück, der am ersten Weihnachtsfeiertag gegessen wird. Wer das Geldstück erhält, wird im kommenden Jahr das meiste Glück haben. Den anderen Typus verkörpern Schaubrote, welche bis Neujahr oder Dreikönig auf dem Weihnachtstisch liegen und die am ehesten dem Gottscheer Shipling verwandt sind. Außerdem kommen

---

ständen möglichst ungesehen findet sich auch als Abdreschbrauch in verschiedenen Teilen Österreichs (bes. Oberösterreich und Niederösterreich), aber auch bis Oldenburg. Es sind Symbole, die heute Spottbedeutung haben, einst aber vielleicht ähnlich segenbringend waren wie die Nüsse der Mittwinterfrau. Sogar der Name des Budelns kommt vor. Das Ende des Dreschens war gewöhnlich auch um die Weihnachtszeit.

[382] Sammelgut H. Fielhauer.

[383] E. Hoffmann-Krayer, Feste und Bräuche des Schweizervolkes, Zürich 1940, S. 89. Das Hereinwerfen heißt hier „inrüere".

[384] Vgl. R. Wolfram, Faschingsbräuche im Salzkammergut, Germanien, 14. Jg., Berlin 1942, S. 41—60.

[385] Frdl. Mitteilung von H. Ložar-Podlogar.

[386] Schneeweis (Anm. 376), S. 40 ff.

noch figürliche Gebildbrote der verschiedensten Art vor. Solche fehlen jedoch bemerkenswerterweise in Ungarn gänzlich. [387]

Weite Zusammenhänge weist der Gottscheer Brauch auf, in den drei Weihnachtsnächten Gegenstände auf und unter den Tisch zu legen und die damit verbundenen Glaubensvorstellungen. Das Legen unter den Tisch betrifft heute meist größere Gegenstände, die auf dem Tisch keinen Platz finden würden. Es kann aber natürlich auch an eine Zeit gedacht werden, ehe der heutige Tisch üblich war und Mahlzeiten, vor allem rituelle, auf dem Fußboden stattfanden, auf dem etwas aufgebreitet war. Auch wo keine Gegenstände zu Weihnachten aufgelegt werden, gibt es in verschiedenen Teilen Europas eine Scheu, zu Weihnachten unter den Tisch zu blicken oder unter den Tisch gefallene Gegenstände aufzuheben.

Beginnen wir beim Aufzeigen von Parallelen wieder mit den Slowenen, bei denen diese Sitte anscheinend nicht ganz so reich und in einzelnen Zügen etwas anders ausgebildet ist. Ich folge wieder H. Ložar: „In Ostslowenien legte man Stroh unter das Tischtuch und streute es auf den Boden. In Weißkrain kamen einige Weizen-, Mais-, Hirse- und Bohnenkörner hinzu. Bevor man zur Mette ging, legte man unter das Tischtuch ein Messer und den Wetzstein, aufs Tischtuch aber kamen einige Geldstücke. Das Messer und der Wetzstein dienten dann zu Heilzwecken. Mancherorts in Weißkrain streute man auch Brosamen aufs Tischtuch und legte einen Schlüssel darauf, ja es mußten hie und da auch Äpfel, Wein, Mehl, Knoblauch, Nähnadeln, ein Striegel und eine Kuhglocke dabei sein. Unter den Tisch legte man ein Ochsenjoch. Man umwand das Weihnachtsbrot auch mit einem Rosenkranz oder man stellte das Butterfaß dazu. In Oberkrain steht an allen drei hl. Abenden eine Flasche Wasser auf dem Tisch und dabei brennt ein Licht; das Licht ist fast in ganz Slowenien obligat, allerdings brennt es auch vor der Krippe."

Der Brauch, Ackergerät, Pflugmesser, Schar, Kummet und sonstige Geräte zu Weihnachten unter den Tisch zu geben, ist nach Gavazzi auch in Nordwestkroatien sehr verbreitet, in Slowenien dagegen schon nicht mehr. Die Burgenländerkroaten kennen das auch.

Ein deutliches Verbreitungsgebiet bildet hier auch Ungarn. Im Komitat Zala im Südwesten des Landes war es vor 40 und 50 Jahren noch üblich — ganz wie in der Gottschee —, verschiedene Sorten Getreide auf den Weihnachtstisch zu geben, Weizen, Kukuruz, Roggen. Der Tisch war mit einer gestreiften Leinwand bedeckt, darauf lag in kleinen Häufchen das Korn, und zwar bis Neujahr. Außerdem auch rote Äpfel und Rundgebäcke, ein kleines Brötchen und etwas Wein. Unter dem Tisch war alles, was für die Haustiere nötig war: Heu, Kukuruz, eine Kette zum Anhängen der Kühe. [388]

Sehr ausführliche Mitteilungen mit Verbreitungskarten enthält die Arbeit von Eva Pócs, deren Titel in deutscher Übersetzung „Der Aberglaubenskreis um das Weihnachtsmahl und den Weihnachtstisch" lautet. [389] Am Weihnachtsabend kommen auf und unter den Tisch verschiedene Gegenstände und auch Speisen, die nicht gleich gegessen werden. Von den Getreidearten wird jeden Tag dem Vieh etwas gegeben. Dies ist in Süd- und Westungarn am häufigsten. Auf oder unter den Tisch kommen dann auch Geräte wie in der Gottschee: Wetzstein, Nudelwalker, Sauerteiglöffel, Pflug, Axt, Egge, Joch, Pferdegeschirr, Kette und — besonders in Zala und Westungarn — außerdem Kleidungsstücke. Die Symbolik der vier Himmelsrichtungen verkörpert sich darin, daß

[387] E. Pócs, A karácsonyi vacsora és a karacsonyi asztal hirdelemköre (= Der Aberglaubenskreis um das Weihnachtsmahl und den Weihnachtstisch), Budapest 1965, S. 298.

[388] Freundl. Mitteilung von E. Kerecsényi.

[389] Pócs (Anm. 387). Für Übersetzungen aus dem Ungarischen bin ich K. Gaál zu Dank verpflichtet.

Getreidehäufchen auf die vier Ecken des Tisches gegeben werden. Die Geräte bleiben meist bis zum 28. Dezember, eventuell Neujahr, selten Dreikönig. Im Osten Ungarns fehlen diese Bräuche. Karte 10, welche die Geräte auf und unter dem Tisch darstellt, zeigt die Hauptverbreitung in Südwestungarn zwischen der Donau und der österreichischen Grenze bis etwa zur Höhe des Plattensees und dann noch ein Streifen nördlich des Donauknies. Auf die mannigfachen Glaubensvorstellungen, welche mit diesen Bräuchen verbunden sind, kann hier aus Raumgründen nicht eingegangen werden.

Bei den Slowaken finden wir gleichfalls unter dem Weihnachtstisch die verschiedensten Gegenstände, Hacke, Pflugschar usw. Um den Tisch wird eine Eisenkette gelegt, damit die Familie beisammenbleiben soll. [390] Das wird so bis zum Stephanstag oder Neujahr belassen [391] Die Ruthenen in der Bukowina kannten ähnliche Bräuche, Hacke und Joch unter dem Tisch, zwei Kuchen oder Brote, welche die ganze Weihnachtszeit darauf bleiben. [392] Im Westen reicht der Brauch in die Mährische Walachei: Vor dem Christabendmahl wird der Tisch mit Ketten geschlossen und unter die Füße werden Äxte und andere eiserne Dinge gelegt. Dadurch wird die Hauswirtschaft vor Zauberinnen geschützt. [393]

Bräuche dieser Art sind aber auch in Kärnten bekannt. Im gemischtsprachigen Rosen- und Kanaltal finden wir auf den Bänken um den Tisch ein Ochsenjoch, ein Pferdegeschirr, den Rührkübel, die Glocken des Weideviehes, Hauen, Spaten und andere Werkzeuge. [394] Eine Fragebogenantwort des „Atlas der deutschen Volkskunde" aus Forst (Kärnten) besagt: „Früher wurde am hl. Abend der Tisch unten mit einer Kette umgeben. Nun wurde allerlei Werkzeug unter den Tisch geklaubt. Die Türe verschloß man fest. Kam zu dieser Zeit jemand, so ängstigte man sich, denn man glaubte, es würde bald jemand sterben. Gegessen wurde am Boden." Im Lavanttal gab es Ähnliches: „In manchen Berghäusern ist es zu Weihnachten der Brauch, daß an diesem Abend Küchen- und Wirtschaftsgeräte, als Pfannen, Schüsseln, Stotzen, Butterfaß und dergleichen von einer Kette umspannt unter den Eßtisch gestellt werden. Das bringt der Bäuerin Segen in der Hauswirtschaft und dem Bauern eine wohlgeratene Ernte." [395] Der Brauch erstreckt sich auch noch in den steirischen Grenzbereich. In dem ungeheuren handschriftlichen Sammelwerk volkskundlicher Aufzeichnungen von Romuald Pramberger findet sich im Folianten Nr. 14 auf S. 106 (geschrieben 1919) folgende Stelle: „Am Christabend war es vielerorts, so auch in Rain bei Neumarkt, Brauch, alles scharf zu schleifen (‚Weihnachtsschneid') und der alte Lackner in Rain hat zuerst alles schleifen und putzen lassen, auch die Pflugschar, und dann das ganze Graffl hinter den Tisch legen lassen, so daß für die Füße der Sitzenden kaum Platz war. Dann wurde der Stubentisch frisch mit einem weißen Linnen gedeckt und ein ‚Christus' (Kreuz) hinaufgestellt und daneben ein Klezenbrot gelegt. So blieb es die ganzen Feiertage hindurch" (Anton Seidl in Rain).

Gehören alle die angeführten Beispiele zur östlichen und südöstlichen Welt oder grenzen sie an sie, wie die Kärntner Nachrichten, so besitzen wir einen wichtigen Beleg, der das Bild mit einem Schlage verändert. Es ist eine Nachricht des 15. Jahrhunderts aus

[390] Auf der ungarischen Seite bei Györ werden die Gegenstände unter dem Tisch mit einem Strohseil zusammengebunden.

[391] Frdl. Mitteilung von J. Mjartan. Weitere Belege bei R. Bedárik, Slowakische Volkskultur, Preßburg 1941, S. 91, 114.

[392] R. F. Kaindl, Beiträge zur Volkskunde des Ostkarpathengebietes, Zeitschr. f. österreichische Volkskunde, VI. Jg., Wien 1900, S. 229.

[393] M. Václavek, Land und Volk in der mährischen Walachei, ebd. II. Jg., 1896, S. 237.

[394] Graber, Kärnten (Anm. 354), S. 166.

[395] F. C. Keller, Das Lavanttal, ein monographischer Beitrag zur Heimatkunde, Wolfsberg, S. 190 ff.

Bayern, also weit westlich davon. Sie stammt aus dem Kloster Scheyern, nicht weit von München, und trägt die Jahreszahl 1468/69. H. Usener und V. Waschnitius[396] führen daraus an: „Darnach war es um Scheyern Sitte, am Christtage eine Pflugschar im Zimmer unter den Tisch zu stecken — ja man richtete einen ‚Frau Perchtatisch' zu, man verstopfte die Fenster mit Heu, sammelte Unrat und verbrannte ihn." Die gleiche Quelle enthält noch den Hinweis: „Qui in die nativitatis praeparant mensam dominae Perchtae", also den Speisentisch für die nächtliche Einkehr der Percht, der in Österreich heute noch sehr lebendig ist. Der Österreichische Volkskundeatlas zeigt dies in der Lieferung VI/2 aus Erhebungen um 1956/57 auf einer eigenen Verbreitungskarte. Die Pflugschar wurde sicher in der Absicht unter den Tisch gegeben, daß sie dadurch gesegnet sei, wahrscheinlich durch die einkehrende Frau Percht. Damit ist diese Sitte auch für den kernbairischen Raum bezeugt. Glaubensvorstellungen und Bräuche, die sich auf den Platz unter dem Tisch beziehen, müssen im übrigen einst eine weite Verbreitung gehabt haben. Das lassen Beispiele insbesondere auch aus Skandinavien erkennen, die L. Weiser-Aall zusammengetragen hat,[397] auch wenn es sich dabei nicht um Geräte handelt.

Während in der Gottschee die kirchliche Weinweihe am 27. Dezember fehlte und nur das Trinken des Johannessegens üblich war, gab es die Weinweihe bei Slowenen.

Hingegen ist der Zweigsegen des Schlagens mit der geflochtenen Rute am Tag der unschuldigen Kinder in der Gottschee ebenso lebendig wie in der slowenischen Umgebung. Diese Übereinstimmung ist jedoch nicht nur aus solcher Nachbarschaft abzuleiten. Der Brauch gehört zu einer größeren räumlichen Ganzheit, die weite Teile von Mitteleuropa und darüber hinaus umfaßt. Er verteilt sich auf drei Zeitpunkte: Im West- und Ostslawischen und hereinreichend in den Ostteil Deutschlands zu Ostern, in Norddeutschland zur Fastnacht. Der dritte Termin ist der 28. Dezember, mit dem wir es hier zu tun haben. Er erfüllt den größten Teil Sloweniens, ein Stück des anschließenden nördlichen Kroatiens, ganz Ungarn bis Siebenbürgen und den Südosten Österreichs, nämlich das Burgenland, die ganze Steiermark, Kärnten und den salzburgischen Lungau.[398] Dann folgt eine Lücke, doch setzt er sich in großen Teilen von Süd- und Westdeutschland fort mit Ausläufern bis Belgien und England. Bloß slawische Herleitung ist also nicht möglich, wir können nur die Gesamtverbreitung und die unterschiedlichen Zeitpunkte feststellen, die von der winterlichen Jahresumkehr bis zum Vorfrühling reichen. Das Spruchgut der Gottschee beim Schlagen hat Verbindungen zur engeren Umgebung, wie auch zu Österreich, wo z. B. das „Bisnen" ebenfalls vorkommt, wie das Gottscheer „pishn di, pishn di" und natürlich das „frisch und gsund". „Leaschte" hat auch Westkärnten, Sepp Walter denkt an einen Zusammenhang mit slowenisch „lešnik", Haselnuß.

Die Orakelbräuche der Gottschee gehören gleichfalls einer weitverbreiteten Schichte an, die sich nicht auf engere Beziehungen einschränken läßt. Natürlich bestehen Übereinstimmungen zu den umgebenden Slowenen, aber genau dieselben Dinge kehren auch in Österreich wieder, um bloß ein Großgebiet zu nennen. Bemerkenswert ist nur das Sitzen auf dem Zaun bei den Gottscheern.

Ein bisher zumindest in Österreich noch nicht genügend untersuchter Komplex ist das Brauchtum, das sich an den Brunnen richtet, ferner aller Glaube, der mit dem Wasser in der entscheidenden Wendezeit des Jahres zusammenhängt, dem „Heilwag", wie ein norddeutscher Ausdruck dafür lautet.

---

[396] V. Waschnitius, Percht, Holda und verwandte Gestalten. Ein Beitrag zur deutschen Religionsgeschichte, Sitzungsberichte d. kaiserl. Akademie d. Wissensch. in Wien, Phil.-Hist. Kl. 174. Bd., 2. Abhandlung, Wien 1913, S. 63.

[397] Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. IX, Berlin 1941, Sp. 882 f.

[398] Österreichischer Volkskundeatlas, Karte 30 und 31, „Frisch und gsundschlagen", dazu Kommentar von S. Walter.

Zu den Wundern der heiligen Nächte, besonders der Christnacht und Neujahrsnacht, gehört der Glaube an die Verwandlung von Wasser in Wein. Auch dies weit verbreitet und nicht auf die Gottscheer oder Slowenen beschränkt. Die Gottscheer Vorstellung, daß die Quellen zu Neujahr um Mitternacht auch Gold und Silber enthalten, findet sich bei den Slowenen in der Weihnachtsnacht und zu Silvester. Weitaus deutlicher als bei den Gottscheern sind die Wasseropfer bei den Slowenen. Aus der slowenischen Nachbarschaft des Suchener Hochtales schrieb ich z. B. auf, daß man das neue Jahr in der Frühe mit neuem Wasser begann. „Da sind sie nach Mitternacht gegangen und haben Wasser geholt und ein Stück Brot hinein und haben gesagt: ‚Guten Morgen, du Wasserpate, wir bringen dir ein Stück Brot und du gibst uns ein gutes Jahr.' Und sie sind gelaufen, wer als erster kam." Sonst warf man als Wasseropfer gern ein Geldstück oder einen roten Apfel in die Quelle, schmückte sie auch mit einem Zweig aus der Krippe. Der Wassertrog wird mit einer brennenden Kerze versehen, eine ausgehöhlte Rübe auf Holzspänen schwimmen gelassen, in die Höhlung Öl gegossen und ein Docht gesteckt und angezündet, so daß das Licht auf dem Wasser schwimmt. Vom Wasser schöpft man und bringt es nach Hause, um sich darin zu waschen. In Weißkrain opfern die Mädchen dem Wasser ein Stück Weihnachtsbrot und bitten mit einem Spruch um einen Mann. So weit Nachrichten, die ich H. Ložar verdanke.

In Ungarn wird das Vieh aus einem Kübel getränkt, in den man einen roten Apfel wirft, das Vieh wird dann auch mit dem Apfel gefüttert. Auch die Menschen müssen oft gleichzeitig einen roten Apfel essen, um Gesundheit zu erhalten. Auch in den Brunnen wirft man einen Apfel. Das geschieht zu Weihnachten, aber auch zu Neujahr kommt es vor. In manchen Orten Griechenlands geht man am Neujahrsmorgen zur Quelle und holt „unbesprochenes Wasser". Über das Brunnenschmücken und Wasseropfer in Österreich sammle ich seit langem Nachrichten. Auch hier gibt es viel mehr als man annimmt.

Daß am Neujahrsmorgen ein männliches Wesen zuerst wünschen soll, ist eine ebenso verbreitete Vorstellung, wie aller Analogieglaube an die Bedeutung der Handlungen für die ganze kommende Zeit, die man am ersten Tag des neuen Jahres vornimmt. Wir merkten an, daß in einigen Gottscheer Orten ungewöhnlicherweise die kleinen Kreuze aus den Ruten der Palmbuschen nicht am Karfreitag, sondern zu Dreikönig an die Türen genagelt werden. Sogar das hat slowenische Entsprechungen im Jaun- und Drautale. Das Glückwünschen mit einem Fichtenzweig, das ich in drei Gottscheer Orten feststellte, gibt es auch im Kärntner Lavanttal: „Nur in den Bergorten des Lavanttales gehen vereinzelt noch Kinder mit einem Fichtenzweig umher, der nach Aufsagung eines Sprüchleins den Leuten übergeben wird." [399]

Rückblickend auf das umfangreiche Kapitel, mit dem wir dieses Buch beschließen, läßt sich feststellen, daß auch das Weihnachtsbrauchtum der Gottscheer ungemein reich ist. Es weist Züge auf, die im Allgemeinbewußtsein der binnendeutschen Volkskunde kaum bekannt sind und die das Bild unserer landschaftlichen Vielfalt noch weiter bereichern. Die ausführlichen Vergleiche mit der engeren und weiteren Umwelt hielt ich in diesem Kapitel für besonders notwendig, sie ergeben vom Teilbereich her ein gesamtgültiges Bild.

Beim Vergleich mit Österreich, dem einstigen Herkunftsgebiet, zeigt sich in manchem ein Mitgehen mit neueren Strömungen, welche die Gottschee direkter erreichten als ihre slawische Umgebung. Einzelnes ist bei den Slowenen altertümlicher und reicher. Aber auch die Gottschee hat ihren alten und stellenweise besonderen Überlieferungsbestand. Er wird da besonders wichtig, wo er möglicherweise bis in die Auswanderungszeit zurückgeht und sich den sprachlichen Zeugnissen für Herkunftsgebiete anschließt.

[399] Graber, Kärnten (Anm. 354), S. 186.

Das beginnt beim Liedgut, dazu gehören aber auch Brauch und Glaube. Wir wiesen auf die „Schtampfo-Parto" hin. Sie vereint die beiden tirolischen Perchtennamen, so wie auch schon das tirolische Gedicht aus dem Mittelalter „Vom Berhten mit der langen Nas" neben der „Perht" auch die „Stemp" hat. Beides kennt auch das Osttiroler Defreggental noch im 19. Jahrhundert, also nahe einem gesicherten Gottscheer Herkunftsbereich und ohne Brücke zu den Slawen. Die Gottscheer haben sogar noch die ursprüngliche Lautung mit „pf". Bedenken wir, daß die älteste Handschrift des mittelhochdeutschen Tiroler Perchtengedichtes mit seiner „Stemp" aus dem Jahre 1393 stammt, so läßt sich annehmen, daß die Gottscheer ihre „Stampfo" schon zur Einwanderungszeit am Anfang des 14. Jahrhunderts mitbrachten.

Wir konnten noch mehrere Hinweise dieser Art anführen. So ist das Herkunftsgebiet der Gottscheer in Osttirol und Kärnten heute noch ein Bereich, in dem das Scheibenschlagen bei den Sonnwendfeuern lebendig blieb. [400] In der Gottschee konnte ich es bis zur Zeit vor der Abwanderung in 32 Orten nachweisen. Die Slowenen aber haben das Scheibenschlagen nur in der direkten Kärntner Nachbarschaft, dazu noch einige Streubelege nahe der Gottschee; eindeutig Ausstrahlungen von dieser. Auch der sprachliche Befund zeigt, daß die Slowenen das Scheibenschlagen von den Deutschen übernahmen. Ihr Lehnwort „šibe" muß vor der Diphtongierung von „i" zu „ei", die im bairischen Dialekt am Anfang des 13. Jahrhunderts eintrat, übernommen worden sein. Somit sicher noch im 12. Jahrhundert. Schließlich erinnere ich auch noch an die Schicksalsfrauen, deren mittelhochdeutscher Name „Schepfen" allein in den Gottscheer „Schöpferlein" erhalten blieb.

Zeitbedingte Strömungen sind gegenwärtig geneigt, sowohl die Sprachinselforschung wie auch die Möglichkeit von Dauerüberlieferungen (Kontinuität) unterzubewerten. Sie können durch die Gottscheer Beispiele eingeschränkt und auf ihr rechtes Maß zurückgeführt werden.

Für die nun in der Welt verstreuten Gottscheer aber darf es ein schönes Bewußtsein bilden, daß sie einen Eigenbesitz haben, der unter den deutschen Alt- und Neustämmen einen hervorragenden Platz einnimmt. Hier entfaltete sich aus alter Wurzel ein neues Reis, dem im Laufe seiner mehr als halbtausendjährigen Selbständigkeit manches zufloß und auch neu erwuchs. Eine Gabe, welche dem Bewußtsein des deutschen Volkes, besonders aber dem des Herkunftslandes Österreich deutlich werden sollte, ebenso aber auch der Wissenschaft des Faches Volkskunde. Dem zu dienen, wurde meine Arbeit unter den Gottscheern unternommen.

[400] R. Wolfram, Die Jahresfeuer, Bd. 3 der Veröffentlichungen der Kommission für den Volkskundeatlas in Österreich, Wien 1971, S. 43 f.

Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde

I. Leopold Schmidt, Gestaltheiligkeit im bäuerlichen Arbeitsmythos. Studien zu den Ernteschnittgeräten und ihrer Stellung im europäischen Volksglauben und Volksbrauch.
VIII und 240 Seiten. 1952 . . . . . S 150,—

II. Burgenländische Beiträge zur Volkskunde. Die Vorträge der 6. Österreichischen Volkskundetagung in Eisenstadt 1951. Herausgegeben von Leopold Schmidt.
VI und 114 Seiten, 2 Bildtafeln. 1953 . . . . . vergriffen

III. Leopold Kretzenbacher, Weihnachtskrippen in Steiermark. Kleine Kulturgeschichte eines Volkskunstwerkes.
VIII und 60 Seiten, 30 Abbildungen auf Tafeln. 1953 . . . . . vergriffen

IV. Anton Schultes, Die Nachbarschaft der Deutschen und Slawen an der March. Kulturelle und wirtschaftliche Wechselbeziehungen im nordöstlichen Niederösterreich.
VI und 120 Seiten, 4 Bildtafeln. 1954 . . . . . S 90,—

V. Kultur und Volk. Beiträge zur Volkskunde aus Österreich, Bayern und der Schweiz. Festschrift für Gustav Gugitz zum 80. Geburtstag. Herausgegeben von Leopold Schmidt.
XII und 424 Seiten, 65 Abbildungen auf Tafeln. 1954 . . . . . S 240,—

VI. Rudolf Kriss und Hubert Kriss-Heinrich, Peregrinatio neohellenika. Wallfahrtswanderungen im heutigen Griechenland und in Unteritalien.
160 Seiten mit 120 Abbildungen. 1955 . . . . . S 150,—

VII. Karl Spieß, Neue Marksteine. Drei Abhandlungen aus dem Gebiete der überlieferungsgebundenen Kunst.
140 Seiten mit 40 Abbildungen auf Tafeln. 1955 . . . . . S 120,—

VIII. Hans Aurenhammer, Die Mariengnadenbilder Wiens und Niederösterreichs in der Barockzeit. Der Wandel ihrer Ikonographie und ihrer Verehrung.
VIII und 176 Seiten, 39 Abbildungen auf Tafeln. 1956 . . . . . S 150,—

IX. Paul Schlosser, Bachern-Sagen. Volksüberlieferungen aus der alten Untersteiermark.
X und 96 Seiten mit 1 Karte und 4 Abbildungen im Text. 1956 . . . . . S 90,—

X. Jeanette Hills, Das Kinderspielbild von Pieter Bruegel d. Ä. Mit einer Einführung von Leopold Schmidt, Die volkskundliche Erschließung der Werke Pieter Bruegels in Österreich.
74 Seiten mit 1 Farbtafel. 1957 . . . . . vergriffen

XI. Othmar Wonisch, Das St. Lambrechter Passionsspiel von 1606.
102 Seiten. 1957 . . . . . S 80,—

XII. Sammlung Religiöse Volkskunst mit der alten Klosterapotheke im ehemaligen Wiener Ursulinenkloster. Katalog von Leopold Schmidt mit Beiträgen von Klaus Beitl und Kurt Ganzinger.
102 Seiten, 12 Abbildungen auf Tafeln, 2 Karten im Text. 1967/1977 . . . S 90,—

XIII. Helene Grünn, Volkskunde der heimatvertriebenen Deutschen im Raum von Linz.
152 Seiten, 54 Abbildungen auf Tafeln. 1968 . . . . . S 150,—

XIV. Leopold Schmidt, Schloßmuseum Gobelsburg — Katalog.
96 Seiten, XV Farbtafeln, 48 Schwarzweißabbildungen. Wien 1974 . . . . S 60,—

XV. Via Sacra. Das Wallfahrtsmuseum in Kleinmariazell. Ausstellung und Katalog von Helene Grünn. Mit Beiträgen von Leopold Schmidt, Emil Schneeweis und Rupert Feuchtmüller.
117 Seiten, 4 Farbtafeln und 24 Schwarzweißabbildungen auf Tafeln 1975/1977 S 120,—

XVI. Bergbauüberlieferungen und Bergbauprobleme in Österreich und seinem Umkreis. Festschrift für Franz Kirnbauer zum 75. Geburtstag. Hg. Gerhard Heilfurth und Leopold Schmidt.
232 Seiten, 1 Portr., 47 Abbildungen auf Tafeln. 1975 . . . . . S 320,—

XVII. Oskar Moser, Das Pfettenstuhldach. Eine Dachbauweise im östlichen alpinen Übergangsgebiet. 1976.
60 Seiten, 21 Abbildungen und Zeichnungen auf Tafeln. Wien 1976 . . . . S 90,—

XVIII. Walter Puchner, Brauchtumserscheinungen im griechischen Jahreslauf und ihre Beziehungen zum Volkstheater.
420 Seiten, 16 Abbildungen. Wien 1977 . . . . . S 420,—

XIX. Richard Wolfram, Brauchtum und Volksglaube in der Gottschee.
247 Seiten, 3 Karten und 12 Notenbeispiele. Wien 1980 . . . . . S 280,—

Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde

A-1080 Wien, Laudongasse 15—19

Kommissionsverlag Ferdinand Berger, Wiener Straße, A-3580 Horn (NÖ)

Für Bestellungen bitte beiliegende Bestellkarte verwenden!